This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Soll und Haben.

Roman in sechs Büchern

von

Gustav Freytag.

Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit. Julian Schmidt.

Zweiter Band.

Sechste Auflage.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1856.

1.

Ein böſes Jahr kam über das Land, ein plötzlicher Kriegslärm alarmirte die deutſchen Grenzländer im Oſten, darunter auch unſere Provinz. Die furchtbaren Folgen eines heftigen Landſchreckens wurden ſchnell fühlbar. Der Verkehr ſtockte, die Werthe der Güter und Waaren fielen, Jeder ſuchte das Seine zu retten und an ſich zu ziehen, viele Capitalien wurden gekündiget, große Summen, welche in kaufmänniſchen Unternehmungen angelegt waren, kamen in Gefahr. Niemand hatte Luſt zu neuer Thätigkeit, Hunderte von Bändern wurden zerſchnitten, welche die Menſchen zu gegenſeitigem Nutzen durch lange Zeit verbunden hatten. Jede einzelne Exiſtenz wurde unſicherer, iſolirter, ärmer. Ueberall ſah man ernſte Geſichter, gefurchte Stirnen. Das Land war wie ein gelähmter Körper, langſam rollte das Geld, dies Blut des Geſchäftslebens, von einem Theile des großen Leibes zu dem andern; der Reiche befürchtete, daß er viel verlieren werde, der Arme verlor die Möglichkeit, ſich auch nur wenig zu erwerben. Die Zukunft erſchien plötzlich

verhängnißvoll, ſchwarz, verderblich, wie der Himmel vor einem ſchweren Gewitter.

Das Schreckenswort „Revolution in Polen" brachte ſo große Wirkungen auch in Deutſchland hervor. Das Landvolk jenſeit der Grenze, aufgeregt durch alte Erinnerungen und ſeine Gutsherren, hatte ſich erhoben, es zog von fanatiſchen Geiſtlichen angeführt längs der Grenze hin und her, hielt Reiſende und Waarenſendungen an, fiel plündernd und brennend über Edelhöfe und kleine Städte und verſuchte ſich unter Häuptlingen militäriſch zu organiſiren, indem es ſeine Senſen grade ſchmieden ließ und alte Flinten aus dem Verſteck hervorholte. Die Inſurgenten nahmen eine große polniſche Stadt unweit der Grenze ein, ſetzten ſich dort feſt und verkündeten ein Polenreich.

In unſerem Staat wurden ſchleunigſt Truppen zuſammengezogen und nach der Grenze geſchickt, dieſelbe militäriſch zu beſetzen. Unaufhörlich führten die Dampfwagen der neuerbauten Eiſenbahn Soldaten ab und zu, überall raſſelte die Trommel; die Straßen der Hauptſtadt füllten ſich mit Uniformen. Die Armee gerieth in die Aufregung, welche bei der Ausſicht auf Krieg regelmäßig entſteht. Die Offiziere rannten geſchäftig umher, kauften Landkarten und tranken Toaſte in jeder Art von Wein, die Soldaten ſchrieben nach Hauſe, ließen ſich wo möglich etwas Geld ſchicken und mit mehr oder weniger Gefühl ihre Mädchen grüßen. Zahlreiche Soldatenbräute im Lande wurden durch bleiche Wangen kenntlich und erſchreckten ihre Familien durch fürchterliche Träume von ermordeten Musketieren; zahlreiche Mütter kauften ſich Wolle und ſtrickten mit

trübem Auge Kriegssocken für ihre armen Söhne und suchten vorsichtig alte Leinwand zusammen, um Charpie zu zupfen, was noch vom letzten großen Kriege her als nützliche Beschäftigung in wilder Zeit anerkannt war; zahlreiche Väter sprachen mit unsicherer Stimme von der Verpflichtung eines braven Sohnes, für König und Vaterland in den Krieg zu gehen, und erinnerten sich mit größerer Sicherheit an den Schaden, den sie einst dem argen Napoleon zugefügt hatten.

Es war ein sonniger Herbstmorgen, als die erste Nachricht von dem polnischen Aufstande in der Hauptstadt ankam. Dunkle Gerüchte hatten schon am Abend vorher die Einwohner neugierig gemacht, und Haufen unruhiger Geschäftsleute und erschreckter Müssiggänger standen auf dem Perron des Bahnhofes. Sogleich nach Oeffnung des Comtoirs von T. O. Schröter kam Herr Braun, der Agent, hereingestürzt und erzählte athemlos, aber mit dem innern Behagen, welches der Besitzer auch der unangenehmsten Neuigkeit verspürt, daß ganz Polen und Galizien und viele angrenzende Länder in vollem Aufstande loderten, unzählige fremde Geschäftsreisende und friedliche Beamte seien überfallen und getödtet worden, viele Grenzstädte ständen in Flammen und ein nichtswürdiger Krakuse in rother Mütze habe um einen Vetter von Herrn Braun bereits mit seiner Sense den Kriegstanz getanzt, in der Absicht, ihm den Garaus zu machen, sei aber durch eine Erinnerung, die ihm sein Weib mit der Mistgabel gegeben, wieder so weit zur Besinnung gekommen, daß er nur die Mütze des Vetters, die diesem vor Haarsträuben vom Kopfe gefallen war, durchstochen habe. Darauf sei

ſein Vetter baarhäuptig die hundert Schritte bis zur Grenzbrücke gelaufen, wo ihn unſere Grenzwache aufgenommen und durch einen Schluck aus der Feldflaſche wieder in's Gleichgewicht gebracht habe, während der Krakuſe, die gemordete Mütze auf ſeiner Senſe ſchwenkend, mit Triumphgeſchrei abgezogen ſei.

Anton gerieth über dieſe Nachrichten in die größte Beſtürzung, und er hatte Grund dazu. Kurze Zeit vorher hatte ein unternehmender Kaufmann aus Galizien eine ungewöhnlich große Sendung von Commiſſionsartikeln, deren Werth ſich auf zwanzigtauſend Thaler belief, an die Firma abgeſendet und, wie bei ſolchen Geſchäften dort üblich iſt, den größten Theil des Werthes bereits in Wechſeln gezogen. Die Wagencaravane, welche dieſen Transport bringen ſollte, mußte grade in dem inſurgirten Gebiet ſein. Außerdem war eine zweite Caravane mit Colonialwaaren auf dem Wege nach Galizien expedirt und nach der Berechnung jetzt ebenfalls in Feindesland. Und was über dem Allen ſtand, ein großer Theil der Geſchäfte, welche das Haus machte, und ein großer Theil des Credits, welchen daſſelbe bewilligte, war in den empörten Landſchaften gemacht und bewilligt worden; Vieles, ja Alles, ſo ahnte Anton, ward durch dieſen Krieg in Frage geſtellt. Deßhalb ſtürzte er ſeinem Prinzipal entgegen, als dieſer die Treppe herab kam, und erzählte ihm haſtig das Wichtigſte der Neuigkeit; während Herr Braun im Comtoir ſich beeilte, den anderen Herren die Schauergeſchichte vom tanzenden Krakuſen in zweiter Auflage mitzutheilen, wobei ihm begegnete, daß diesmal außer der Mütze des Vetters auch noch deſſen Rock und

Stiefeln an der Senſe des Krakuſen hängen blieben, ſo daß der Bedrohte nur mit einem Hemd bekleidet bei der ſchützenden Grenzwache ankam. Beiläufig ſei hier erwähnt, daß der arme Vetter bei der nächſten Wiederholung auch das Hemd hergeben mußte, und daß ihm ſpäter noch die Haare abraſirt und ſein Leib durch Megären auf die nichtswürdigſte Weiſe zerzwickt wurde. Weiter konnte Herr Braun, ein wahrheitsliebender Mann, nicht gehen, da der Vetter noch als lebender Menſch unter dem Schirm einer neuen Mütze umherwandelte.

Unterdeß bemerkte der Prinzipal Antons fliegenden Bericht. Er blieb einen Augenblick ſtumm auf der Treppe ſtehen, und Anton, welcher ängſtlich in ſein Geſicht ſtarrte, glaubte zu bemerken, daß er etwas bleicher ausſah als gewöhnlich; aber er mußte ſich wohl geirrt haben, denn der Kaufmann ſah über Anton hinweg unter die Auflader, welche unruhig in dem Hausflur ſtanden, und rief mit dem kühlen Geſchäftston, welcher unſerm Helden ſo oft imponirt hatte: „Sturm, ſchaffen Sie das Faß bei Seite, es ſteht mitten im Wege. Rührt Euch, Ihr Leute, in einer Stunde muß der Fuhrmann abgehen!“ Worauf Sturm ſein breites Geſicht bekümmert nach dem Auge des Kaufmanns richtete und mit der ungeheuren Fauſt nach draußen weiſend, faſt muthlos ſagte: „Es trommelt, ſie ſchlagen Generalmarſch; es geht los, unſre Leute marſchiren. Mein Karl iſt mitten darunter, als Huſar, mit den Schnüren an ſeinem kleinen Rock. Es iſt ein Unglück! Ach unſre Waaren, Herr Schröter!“

„Eben deßhalb eilt, Ihr Männer,“ antwortete der Prinzipal lächelnd. „Der Wagen geht nach der Grenze, es

ist Zucker und Rum darauf, unsere Soldaten wollen bei dem kalten Wetter ein Glas Punsch trinken." Diese humane Rücksicht auf die Kehlen der Vaterlandsvertheidiger brachte das Behagen in die Seelen der Riesen zurück, sie lächelten grimmig und Sturm setzte seinen Haken mit furchtbarer Kraft an den nächsten Ballen und schwang ihn mit einer Verachtung in die Luft, welche bedeuten sollte: „Wir geben nicht so viel auf die ganze Polakenwirthschaft," während die Uebrigen das Faß aus dem Wege rollten und kurze geschäftliche Späße über Soldatenpunsch machten.

Zu Anton gewandt sprach der Prinzipal: „Die Nachrichten sind nicht gut, aber wir wollen nicht Alles glauben." Darauf ging er in das Comtoir, grüßte Herrn Braun fast heiterer als sonst und ließ sich von ihm noch einmal die Geschichte seines Vetters und das übrige Unglück erzählen.

Als Braun gegangen war, sagte er beruhigend den Herren vom Comtoir: „Ich hoffe, daß unsere Waaren an der Grenze liegen, Fuhrleute sind ihrer Pferde wegen vorsichtig, sie werden es vermeiden, den Insurgenten in die Hände zu fallen. Sind die Wagen auf feindlichem Gebiet, so müssen wir versuchen, sie heraus zu bekommen." Zu Anton setzte er leiser hinzu: „Schreiben Sie sogleich an das Grenzzollamt und unsern Spediteur an der Grenze, sicher gehen Extrazüge dahin ab, ein Nachtzug kann Antwort bringen, morgen wissen wir Näheres."

Damit war für heut die große Frage erledigt, und Alles im Comtoir ging seinen gewöhnlichen Gang. Herr Liebold schrieb seine großen Zahlen in's Hauptbuch, Herr Purzel setzte Häufchen von Thalern zusammen und schob papierne

Handschuhhalter um große Bündel von Cassenanweisungen, und Herr Pix ergriff den schwarzen Pinsel, malte neben der großen Waage Hieroglyphen auf Packleinwand und beherrschte die Hausknechte mit gewohnter Entschiedenheit. Der Prinzipal selbst wendete sich an Herrn Jordan, nahm die eingegangenen Briefe, welche zum Theil eine Bestätigung der kriegerischen Nachrichten enthielten, besprach die geschäftlichen Antworten und übergab sie den einzelnen Commis. Darauf erschienen die Mäkler, die Agenten und Sensale, und wie gewöhnlich fielen vom Pult des Prinzipals kurze Bemerkungen, oder ein trockener Scherz, wenn die Geschäftsfreunde sich zu tief in die Schrecken des Bürgerkrieges einließen. Die kleine Nebenunterhaltung im Geschäft war etwas belebter, sonst Alles wie gewöhnlich. Beim Mittagstisch ging die Unterhaltung so ruhig vorwärts, als hätte nie ein polnischer Bauer seine Sense geschwungen, und nach Tisch fuhr der Prinzipal mit seiner Schwester und einigen Damen ihrer Bekanntschaft spazieren, und die Geschäftsleute, welche ihn sahen, sagten mit Verwunderung: „Er fährt heut spazieren, er hat's wie gewöhnlich vorausgewußt, er ist doch ein kluger Kopf, ein solides Haus. Allen Respect!"

Anton war den ganzen Tag an seinem Schreibpult in einer nervösen Aufregung, wie er bis dahin noch nicht gekannt hatte. Er war beklommen und erwartungsvoll, und doch empfand er diese Stimmung mit Behagen, als ein großes Ereigniß. Er fühlte lebhaft die Gefahr des Geschäftes und seines Prinzipals, aber er war nicht mehr niedergeschlagen und muthlos. Ihm war, als trüge er Sprungfedern an Arm und Bein; seine Feder flog bei den gleichgültigen Ge-

ſchäftsbriefen, die er zu ſchreiben hatte; trotz dem Gedanken an die Gefahr, welche in ſeiner Seele fortwährend Fanfare blies, war ſeine Faſſungskraft nie ſchneller, ſein Styl nie klarer geweſen, nie hatte er ſo hurtig Proviſion und Speſen ausgerechnet. Es waren Augenblicke einer erhöhten, faſt freudigen Thätigkeit; er bemerkte das ſelbſt und wunderte ſich darüber. Bei ſeinem Prinzipal ſah er dieſelbe Stimmung, auch dieſer ſchritt mit glänzenden Augen und ſchnellem Fuß durch die Comtoire.

Nie hatte ihn Anton ſo verehrt als heut, er ſah ihm aus wie verklärt. Mit einer wilden Freude ſagte ſich Anton: „Das iſt Poeſie, die Poeſie des Geſchäfts, ſolche ſpringende Thatkraft empfinden nur wir, wenn wir gegen den Strom arbeiten. Wenn die Leute ſprechen, daß unſere Zeit leer an Begeiſterung ſei und unſer Beruf am allerleerſten, ſo verſtehen ſie nicht, was ſchön und groß iſt. Dem Mann ſteht in dieſem Augenblick Alles auf dem Spiel, woran ſeine Seele hängt, ſein Geſchäft, das Reſultat eines langen Lebens von raſtloſer Thätigkeit, ſeine Freude, ſein Stolz, ſeine Ehre; und er ſteht kaltblütig an ſeinem Pult, ſchreibt Briefe über geraſpeltes Farbeholz und giebt ſein Urtheil über Kleeſamen ab, ja, ich glaube, er lacht innerlich.“ So dachte Anton, als er am Abend ſein Pult abräumte und mit den übrigen Herren nach dem Hinterhauſe ging. Auch ſeine Collegen ließen jetzt ihre innere Aufregung merken, ſie ſetzten ſich in Jordans Salon zuſammen und beſprachen mit gemüthlichem Schauder bei einer Taſſe ſchwarzen Thees die Neuigkeit und den Einfluß derſelben auf das Geſchäft. Alle waren geneigt, anzunehmen, daß die Firma zwar einigen Verluſt erleiden

werde, aber ſie ſeien die Männer, mehr zu retten, als irgend ein anderes Geſchäft retten werde. Herr Specht bemerkte hoffnungsreich, bei jeder Inſurrection würden ungeheure Colonialwaaren verbraucht, und die Firma werde ein glänzendes Geſchäft mit allen Flüſſigkeiten nach der Grenze machen. Wenn die Inſurrection nur ein Vierteljahr anhalte, ſei der mögliche Verluſt wieder gedeckt; denn trinken thäten ſie Alle, Freunde und Feinde. Zuletzt ſprach ſich Herr Jordan dahin aus, daß man noch gar nicht wiſſen könne, wie die Sache verlaufen werde. Dieſe neue und gründliche Anſicht wurde von den Meiſten adoptirt, worauf ſich die Einzelnen in ihre Zimmer verfügten. In ſeiner Stube vernahm Anton durch die dünne Wand, wie ſein Nachbar, Herr Baumann, beim Zubettegehen für das Geſchäft und den Prinzipal betete. Dies ergriff Anton ſo, daß er mit großen Schritten in ſeiner Stube auf und ab ging, bis das Licht flackerte und der Gips auf dem Schreibtiſch erſchrak und in ein krankhaftes Zittern gerieth.

Es war ſpät geworden, als der Diener geräuſchlos in Antons Zimmer trat und halblaut meldete: Herr Schröter wünſche ihn noch heut zu ſprechen. Raſch folgte Anton dem Diener in den erſten Stock des Vorderhauſes und trat erwartungsvoll in das braune Arbeitszimmer des Prinzipals. Der Kaufmann ſtand vor dem gepackten Koffer, ſein Portefeuille lag auf dem Tiſch und daneben das untrügliche Zeichen einer längeren Reiſe, die große engliſche Cigarrentaſche von Büffelleder. Dieſe hielt hundert Stück, war ſeit alter Zeit ein Lieblingsgegenſtand für die Bewunderung des Herrn Specht und galt dem ganzen Comtoir für eine Art Kriegsfahne,

welche nur dann hervorgeholt und in den Wagen getragen wurde, wenn die Hauptmacht des Geschäfts auf ein außerordentliches Unternehmen auszog. Sabine war an dem Schubladen des Schreibtisches beschäftigt und trug schweigend zu, was ihre Sorgfalt dem Reisenden für nützlich hielt. Sie warf einen schnellen Blick auf Anton und senkte das Haupt, als sie in seinem Gesichte las, was sie selbst mit banger Ahnung erfüllte. Der Prinzipal trat Anton freundlich entgegen. „Ich habe Sie spät herbemüht, glaubte aber nicht, daß Sie noch außer Bett sein würden."

Als Anton erwiederte: „Die Aufregung ließ mich nicht schlafen," fiel wieder ein Strahl aus dem Auge der Schwester auf ihn, so sorgenvoll und so dankbar für seine Theilnahme, daß er mächtig gerührt wurde und nicht weiter sprach, um seine Bewegung nicht zu verrathen.

Der Prinzipal aber sagte lächelnd: „Sie sind noch jung, die Ruhe kommt mit den Jahren. Es wird nöthig sein, daß ich selbst morgen nach unsern Waaren sehe. — Ich höre, die Polen zeigen besondere Rücksicht gegen unsere Landsleute, es ist möglich, daß sie sich sogar mit dem Gedanken tragen, unsere Regierung sei ihnen nicht abgeneigt. Diese Täuschung kann nicht lange dauern, es wird kein Unrecht sein, wenn wir davon für unsere Waaren Vortheil zu ziehen suchen. Sie haben die Correspondenz geführt und wissen selbst, was für mich zu thun ist. Ich werde nach der Grenze reisen und mich dort über die nächsten Schritte entscheiden."

Mit ängstlicher Spannung hörte die Schwester auf seine Worte, sie suchte in seinen Mienen zu lesen, was er aus Rücksicht gegen sie nicht aussprach. Anton aber verstand, was

die Rede bedeutete, ſein Chef ging über die Grenze in das inſurgirte Land.

Mit bittender Stimme ſprach er näher tretend: „Könnte nicht ich an Ihrer Stelle die Reiſe machen? Ich fühle wohl, daß ich Ihnen noch keine Veranlaſſung gegeben habe, mir in ſo wichtiger Sache zu vertrauen. Ich werde mir wenigſtens alle Mühe geben, bis zum Aeußerſten, Herr Schröter.“ Antons Wangen glühten, als er dies ſagte, er fühlte in dieſem Augenblick entſchiedene Neigung, ſich mit allen Krakuſen um die Waarenballen zu raufen.

„Das iſt brav geſprochen und ich danke Ihnen,“ erwiederte der Prinzipal, „aber ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen, die Reiſe könnte Schwierigkeiten haben, und da der Vortheil mein iſt, wird auch billig ſein, daß ich die Mühe übernehme.“ Anton ließ den Kopf hängen. „Ich beabſichtige im Gegentheil, Sie mit beſtimmter Ordre hier zu laſſen für den Fall, daß ich übermorgen Abend nicht zurück ſein ſollte.“

Sabine hatte ängſtlich zugehört, jetzt faßte ſie die Hand des Bruders und ſagte leiſe: „Nimm ihn mit.“

Dieſe Unterſtützung gab Anton neuen Muth. „Wenn Sie mich nicht allein ſchicken wollen, ſo erlauben Sie mir wenigſtens, Sie zu begleiten, vielleicht kann ich Ihnen doch in Etwas nützlich ſein, ich würde es wenigſtens ſehr gern ſein.“

„Nimm ihn mit,“ wiederholte Sabine flehend.

Der Kaufmann wandte den Blick langſam von der Schweſter auf das ehrliche Geſicht Antons, welches von Dienſteifer ſtrahlte, und erfreut über den Eifer der Jugend, erwiederte

er: „So mag es sein. Sie begleiten mich morgen früh bis zur Grenze. Sollte meine Abwesenheit für längere Zeit nöthig werden, so wird es vortheilhaft sein, Sie an Ort und Stelle zu informiren. Bis dahin mag Jordan die laufenden Geschäfte besorgen. Es ist nicht nöthig, daß von unserer Reise hier am Ort viel verlautet. Und jetzt schlafen Sie aus, Herr Wohlfart. Einer unserer Hausknechte erwartet auf der Eisenbahn die ankommenden Nachtzüge; man hat mir versprochen, daß die Conducteure uns Antwort zurückbringen sollen. Ist die Antwort so, wie ich annehme, dann fahren wir mit dem ersten Zug. Schlafen Sie wohl!"

Anton verbeugte sich dankend und sah noch im Hinausgehen, daß Sabine in heftiger Bewegung den Hals des Bruders umschlang. Er ging nach seinem Zimmer, packte geräuschlos eine Reisetasche, holte die damascirten Pistolen heraus, welche ihm Fink hinterlassen hatte, und warf sich halbentkleidet auf das Bett, wo er erst spät den Schlummer fand. Gegen Morgen weckte ihn ein leises Klopfen, der Bediente meldete: „Die Briefe von der Eisenbahn sind gekommen." Anton eilte in das Comtoir und fand dort bereits Herrn Jordan und den Prinzipal in lebhaftem Gespräch; bei seinem Eintritt rief ihm Herr Schröter aus den geschäftlichen Verhandlungen kurz zu: „Wir reisen!"

„Gut," dachte Anton. „Wir reisen in Feindesland, wir schlagen uns mit den Sensenmännern und wir zwingen sie, unsere Waaren herauszugeben, denn daß sie uns zwingen könnten, darf nach dem Willen des Prinzipals nicht angenommen werden."

Nie hatte Anton mehr mit den Thüren geklopft, schneller

die Treppenstufen gemessen und kräftiger die Hände seiner Collegen geschüttelt, als in der nächsten Stunde. Als er so geschäftig durch den dunklen Hausflur eilte, hörte er ein leises Rauschen neben sich. Sabine trat schnell an ihn heran und faßte seine Hand: „Wohlfart, schützen Sie meinen Bruder vor Gefahr!“ Anton versprach mit maßloser Bereitwilligkeit, dies in jeder Weise zu thun, fühlte nach seinen geladenen Pistolen in der Rocktasche und stieg in den Wagen, selbst geladen mit den edelsten und seligsten Gefühlen, welche je ein junger Held gehabt hat. Er zog auf Abenteuer, er war stolz auf das Vertrauen seines Prinzipals, gehoben durch das zarte Verhältniß, in das er zu der Heiligen des Geschäfts getreten war. Er war glücklich.

Das Dampfroß schnaubte und raste über die weite Thallandschaft, wie ein Pferd aus Beelzebubs Marstall. In allen Waggons des Zuges saßen Soldaten, sie hingen auf den Frachtstücken, sie guckten aus den kleinen Fenstern der Packwagen; überall glänzten Bajonette und Helme, überall steckten Tornister, Feldkessel und Trommeln. Auf allen Stationen standen die Haufen der Neugierigen, überall hastige Fragen und Antworten, überall aufregende Neuigkeiten, schreckliche Gerüchte und abenteuerliche Erzählungen. Anton war froh, als sie sich am Ende der Bahnstrecke aus der kriegerischen Masse lösten und in einer leichten Chaise mit Courierpferden der Grenze zu rollten. Auf der Landstraße war es still, leerer als gewöhnlich, nur kleine Detachements aus den Garnisonen nahe der Grenze wurden noch von den Reisenden überholt. Die Mannschaft sang lustig, als zöge sie zum Manöver, hier und da machte der Spaßvogel der Com-

pagnie ſeinen Witz über die ſchnellfüßigen Civiliſten, zuweilen ritt ein Offizier grüßend an den Wagen, wenn er den Prinzipal kannte, oder einen Auftrag für ſein Nachtquartier vorauszuſenden hatte. Der Kaufmann ſprach zu Anton gar nicht vom Geſchäft, aber mit großer Heiterkeit von allem Andern, von früheren Erlebniſſen, von dem Treiben an der Grenze, von Schmugglern und Zollwächtern, und behandelte ſeinen Reiſegenoſſen mit der vertraulichen Herzlichkeit, welche ein älterer Kamerad dem jüngern zu zeigen pflegt. Nur gegen die Piſtolen bewies Herr Schröter eine Kälte, welche den kriegeriſchen Muth Antons ein wenig dämpfte, denn als dieſer auf der zweiten Station ſeine Mordwerkzeuge ſorgfältig aus einer Wagentaſche in die andere trug, ſah der Prinzipal mit feindſeligem Blick auf die beiden Läufe, und als die Reiſenden bei den letzten Häuſern des Orts vorübergerollt waren, wies er auf die braunen Kolben, welche brüderlich aus der Taſche hervorragten, und ſagte zu Anton: „Ich glaube nicht, daß Ihnen gelingen wird, durch die Puffer unſere Waaren wieder zu erobern. Sie ſind geladen?“

Anton bejahte und erwiederte mit dem letzten Reſt ſeines kriegeriſchen Selbſtgefühls: „Es ſind gezogene Läufe.“

„So?“ ſagte der Prinzipal ernſthaft, nahm die Piſtolen aus der Taſche, rief dem Poſtillon zu, die Pferde anzuhalten, und ſchoß kaltblütig beide Läufe ab. „Es iſt beſſer, wir beſchränken uns auf die Waffen, die wir zu gebrauchen gewöhnt ſind,“ bemerkte er gutmüthig, indem er Anton die Piſtolen zurückgab, „wir ſind Männer des Friedens und wollen nur unſer Eigenthum zurückhaben. Wenn wir es nicht dadurch erhalten, daß wir Andere von unſerem Recht überzeugen, ſo

iſt keine Ausſicht dazu. Es wird dort drüben viel Pulver unnütz verſchoſſen werden, Alles Ausgaben, welche nichts einbringen, und Koſten, welche Land und Menſchen ruiniren. Es giebt keine Race, welche ſo wenig das Zeug hat, vorwärts zu kommen und ſich durch ihre Capitalien Menſchlichkeit und Bildung zu erwerben, als die ſlaviſche. Was die Leute dort im Müßiggang durch den Druck der ſtupiden Maſſe zuſammengebracht haben, vergeuden ſie in phantaſtiſchen Spielereien. Bei uns thun ſo etwas doch nur einzelne bevorzugte Klaſſen, und die Nation kann es zur Noth ertragen. Dort drüben erheben die Privilegirten den Anſpruch, das Volk darzuſtellen. Als wenn Edelleute und leibeigene Bauern einen Staat bilden könnten! Sie haben nicht mehr Berechtigung dazu, als dieſes Volk Sperlinge auf den Bäumen. Das Schlimme iſt nur, daß wir ihre unglücklichen Verſuche auch mit unſerem Gelde bezahlen müſſen."

„Sie haben keinen Bürgerſtand," ſagte Anton eifrig beiſtimmend.

„Das heißt, ſie haben keine Cultur," fuhr der Kaufmann fort; „es iſt merkwürdig, wie unfähig ſie ſind, den Stand, welcher Civiliſation und Fortſchritt darſtellt und welcher einen Haufen zerſtreuter Ackerbauer zu einem Staate erhebt, aus ſich heraus zu ſchaffen."

„Da iſt doch Conrad Günther in der inſurgirten Stadt vor uns, dann die Geſchäfte der drei Hildebrand in Galizien," warf Anton ein.

„Brave Leute," ſtimmte der Kaufmann bei, „alle aber eingewandert, und der ehrbare Bürgerſinn hat keinen Halt, vererbt ſich ſelten auf die nächſte Generation. Was man

dort Städte nennt, iſt nur ein Schattenbild von den unſern, und ihre Bürger haben blutwenig von dem, was bei uns das arbeitſame Bürgerthum zum erſten Stande des Staates macht."

„Zum erſten?" frug Anton.

„Ja, lieber Wohlfart, die Urzeit ſah die Einzelnen frei und in der Hauptſache gleich, dann kam die halbe Barbarei der privilegirten Freien und der leibeigenen Arbeiter, erſt ſeit unſere Städte groß wachſen, ſind civiliſirte Staaten in der Welt, erſt ſeit der Zeit iſt das Geheimniß offenbar geworden, daß die freie Arbeit allein das Leben der Völker groß und ſicher und dauerhaft macht."

Im Abendlicht kamen die Reiſenden im Grenzort an. Es war ein kleines Dorf, welches außer den Zollgebäuden und den Wohnungen der Grenzbeamten nur ärmliche Hütten und eine Schenke zu zeigen wußte. Auf dem freien Platz zwiſchen den Häuſern und um das Dorf herum bivouakirten zwei Escadronen Reiter, welche ihre Poſten längs dem ſchmalen Grenzfluß aufgeſtellt hatten und mit einem Detachement Jäger die Grenze bewachten. In der Schenke war ein wildes Treiben, Huſaren und Jäger zogen ein und zogen aus, Huſaren und Jäger ſaßen Kopf an Kopf gedrängt in der kleinen Gaſtſtube, bunte Dolmans und grüne Röcke lagerten um das Haus herum auf Stühlen, Tiſchen, Pferderaufen, wankenden Tonnen und jedem möglichen Geräth, welches irgend eine Methode des Sitzens verſtattete. Wie unzählige Herren Vixe kamen ſie Anton vor, ſo entſchloſſen verfuhren ſie mit der Schenke und allem Inhalt derſelben, lebendigem und flüſſigem. Mit lautem Gruß empfing der

jüdiſche Wirth den wohlbekannten Kaufherrn; durch ſeinen Dienſteifer wurde der letzte Raum des Hauſes für die Reiſenden freigemacht, ein kleiner Verſchlag, in welchem ſie die Nacht wenigſtens allein verbringen konnten.

Kaum war der Kaufmann vom Wagen geſtiegen, als ihn ein halbes Dutzend Fuhrleute mit lebhaftem Freudenruf umringte, die Führer der Wagen, welche vor Kurzem durch das Geſchäft expedirt waren. Ganz ohne Unfall war es mit ihnen nicht abgegangen. Wie der Aelteſte erzählte, waren ſie auf der Straße jenſeit der Grenze durch den Anblick eines bewaffneten Bauernſchwarms zur eiligen Rückkehr getrieben worden. Beim Umwenden war ein Rad des letzten Wagens zerbrochen, der Fuhrmann hatte in der Angſt die Pferde ausgeſpannt und den Wagen jenſeit der Grenze ſtehen laſſen. Während der flüchtige Führer mit dem abgezogenen Hut in der Luft umher focht und ſeine Entſchuldigungen machte, trat der commandirende Rittmeiſter zu dem Kaufmann und beſtätigte die Ausſage der Leute.

„Man kann den Wagen etwa tauſend Schritt jenſeit der Brücke an der Straße hängen ſehn," erklärte er, und als der Kaufmann um Erlaubniß bat, die Brücke zu betreten, ſagte er zuvorkommend: „Ich werde Ihnen einen meiner Offiziere mitgeben."

Ein junger Offizier der Escadron, welcher ſo eben von einer Patrouille zurückgekehrt war, tummelte ein feuriges Pferd vor der Schenke.

„Lieutnant von Rothſattel," rief der Rittmeiſter, „begleiten Sie die Herren auf die Brücke."

Mit Entzücken hörte Anton den Namen, an welchen ſich

für ihn so holde Erinnerungen knüpften. Er wußte auf der Stelle, daß der Herr auf dem wilden Pferde Niemand anders sein konnte, als der Bruder des Fräuleins vom See. Der Lieutnant, eine schlanke Gestalt mit kleinem Bart auf der Oberlippe, sah seiner Schwester so ähnlich, wie einem jungen Reiteroffizier in Beziehung auf das allerschönste irdische Fräulein nur möglich ist. Anton fühlte auf der Stelle eine freundschaftliche Hochachtung für ihn, welche der junge Herr aus Antons Gruß wohl herauslesen mochte, denn er dankte durch ein herablassendes Neigen seines kleinen Kopfes. Tänzelnd avancirte sein Pferd neben den Kaufleuten bis zur Brücke. Dort standen die Vedetten, ihre Pistole mit gespanntem Hahn in der Hand, unbeweglich wie Statuen, nur ihre Pferde verriethen manchmal durch eine anmuthige Schweifbewegung, oder ein Stampfen der Füße das muthige Leben. Die Reisenden eilten auf die Mitte der Brückenwölbung und sahen mit spähendem Blick die Landstraße hinab. Vor ihnen in der Ferne lag der riesige Wagen, wie ein weißer Elephant lag er verwundet auf einem Knie.

„Vor Kurzem war noch nicht geplündert," sagte der Lieutnant, „die Leinwand hing noch dickbäuchig darüber. Ja, sie haben ausgeräumt; dort an der Ecke flattert die weiße Decke."

„Es scheint nicht arg zu sein," antwortete der Prinzipal.

„Wenn Sie ein Rad und ein Paar Pferde hinüber schaffen wollen, können Sie das Ding abholen," bemerkte der Lieutnant nachlässig. „Unsere Leute hatten den ganzen Tag große Lust dazu. Sie hätten gern nachgesehen, ob etwas Trinkbares darin ist. Wir haben aber Befehl, die Grenze

nicht zu überschreiten. Sonst ist's eine Kleinigkeit, den Wagen herüber zu schaffen, wenn der commandirende Offizier Ihnen erlaubt, die Posten zu passiren, und wenn Sie mit diesen da fertig werden." Dabei wies er auf einen Haufen Bauern, welche jenseit der Brücke außerhalb Schußweite hinter einigen verkrüppelten Weiden lagerten und einen bewaffneten Mann als Posten auf die Landstraße vorgestellt hatten.

„Wir wollen den Wagen holen, wenn der commandirende Offizier erlaubt," sagte der Prinzipal, „ich hoffe, es wird möglich sein, mit den Leuten dort zu unterhandeln."

Und Anton konnte sich nicht enthalten zu murmeln: „Den ganzen Tag haben die Herren ein paar Tausend Thaler auf der Landstraße liegen lassen, sie hätten Zeit genug gehabt, den Wagen für uns zurückzuschaffen."

„Man muß keine unbilligen Forderungen an das Heer machen," antwortete der Kaufmann lächelnd, „wir wollen zufrieden sein, wenn sie uns erlauben, unser Eigenthum aus den Händen der Bauern zu holen." Die Reisenden eilten zum Rittmeister zurück, und der Kaufmann theilte diesem seinen Wunsch mit.

„Wenn Sie Pferde und Menschen finden, so habe ich nichts dagegen," erwiederte dieser.

Sogleich wurden die Fuhrleute zusammengerufen, der Prinzipal frug, wer ihn mit den Pferden begleiten wolle, er sei gut für den Schaden an den Pferden. Nach einigem Kratzen des Kopfes und einigem Schütteln der Hüte erklärten Mehrere ihre Bereitwilligkeit. Schnell wurden vier Pferde angeschirrt, ein Kinderschlitten des Schenkwirths hervorgeholt, ein Rad und einige Hebebäume darauf gelegt; und die

kleine Caravane zog der Brücke zu, verfolgt von beifälligen Scherzen der Soldaten und begleitet von einigen Offizieren, welche an dem Feldzuge so viel Theilnahme verriethen, als sich mit ihrer kriegerischen Würde irgend vertrug.

An der Brücke sagte der Rittmeister: „Ich wünsche guten Erfolg, leider bin ich außer Stand, Ihnen meine Mannschaft zur Hülfe mitzugeben."

„Es ist besser so," antwortete der Prinzipal grüßend, „wir wollen als friedliche Leute unsere Waaren wiederholen und fürchten die Herren dort nicht, wollen sie aber auch nicht reizen. Haben Sie die Güte, Herr Wohlfart, Ihre Pistolen zurückzulassen, wir müssen den Bewaffneten zeigen, daß uns der Kriegsapparat nichts angeht."

Anton hatte seine Pistolen in die Rocktasche gesteckt, wo sie wieder trotzig hervorsahen, er gab sie jetzt einem Schützen, den der Lieutnant von Rothsattel herbeiwinkte. So zogen sie über die Brücke. Am Ende der Grenzbrücke parirte der Lieutnant unwillig sein Pferd und brummte: „Diese Pfefferſäcke rücken eher ein als wir," und der Rittmeister rief ihnen noch nach: „Sollten Ihre Personen in Gefahr kommen, so werde ich es für keine Ueberschreitung meiner Ordre halten, wenn ich Ihnen Lieutnant von Rothsattel mit Mannschaft zu Hülfe schicke." Der Lieutnant stob zurück und commandirte den Zug, welcher in einiger Entfernung hielt, sehr kampflustig: „Still gesessen!" worauf er wieder bis an das Ende der Brücke vorsprengte und mit großem Interesse und kriegerischer Ungeduld den Civilisten nachsah. Zu seiner und des Kriegsheers Ehre muß an dieser Stelle bekannt werden, daß sowohl er, als sein Zug den

Einrückenden warmen Empfang und ernſte Unbequemlichkeiten herbeiwünſchten, damit ſie ſelbſt das Recht erhielten, ſich hineinzumengen und ein wenig einzuhauen.

Es war kein imponirender Einmarſch in das feindliche Gebiet, den die Kaufleute anführten; mit einer gewiſſen Gemüthlichkeit im ruhigen Schritt ſeine Cigarre anzündend ging der Prinzipal voran, ihm dicht zur Seite Anton, dahinter drei ſtämmige Fuhrleute mit den Pferden. So waren ſie ungefähr auf dreißig Schritt einigen Bauern mit weißen Kitteln nahe gekommen, als dieſe ihre Gewehre anſchlugen und durch einen polniſchen Schrei Halt geboten. Der Prinzipal rief mit lauter Stimme in ihrer Sprache: „Ruft Euern Anführer.“ Gehorſam ſchrie einer von den Wilden mit heftiger Handbewegung einem entfernten Haufen zu. Die Anderen behielten mit drohender Haltung ihre Gewehre im Anſchlag und zielten, wie Anton ohne beſonderen Wohlgefallen bemerkte, unter heimtückiſchem Augenblinzeln ſämmtlich grade auf ihn. Unterdeß kam mit langen Schritten der Anführer der Bande heran. Er trug einen blauen Rock mit bunten Schnüren, eine viereckige rothe Mütze mit grauem Pelz beſetzt und hielt eine lange Entenflinte in der Hand. Er war im Ganzen betrachtet ein brauner Kerl von gefährlichem Ausſehen, verziert mit einem langen ſchwarzen Schnurrbart, der ihm auf beiden Seiten am Mund herunter hing. Als der Mann herangekommen war, redete ihn der Kaufmann in unvollkommenem Polniſch mit kräftiger Stimme an: „Wir ſind Freunde! ich bin der Herr des Wagens dort und will mir ihn herüber holen; ſagt Euern Leuten, daß ſie mir dabei helfen, Ihr ſollt ein gutes Biergeld haben.“ Bei dem

Wort „Biergeld" senkten sich die Gewehre hochachtungsvoll von selbst. Der Hauptkrakuse aber stellte sich pathetisch in die Mitte der Heerstraße und begann eine lange Rede mit Handbewegungen, von welcher Anton sehr wenig und sein Prinzipal nicht Alles verstand, die aber durch den Fuhrmann dahin erklärt wurde, der Mann bedaure, dem Herrn nicht dienen zu können, er habe Befehl von einem dahinter stehenden Corps, den Wagen zu bewachen, bis die Pferde ankämen, welche ihn nach ihrer Stadt schaffen sollten.

Der Kaufmann schüttelte gemüthlich den Kopf und antwortete im Tone des ruhigen Befehls: „Das geht nicht, der Wagen gehört mir, und ich muß ihn mitnehmen, ich kann nicht so lange warten, bis Euer Führer mir die Erlaubniß giebt." Dabei griff er in die Tasche und hielt dem insurgirten Bewohner des blauen Rockes ungesehen von den Andern ein halbes Dutzend harte Thaler hin: „So viel für Euch und eben so viel für Eure Leute." Der Anführer sah auf die Thaler, fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, kraute sich heftig und drehte an seiner Mütze, worauf er endlich zu dem Resultat kam: wenn die Sache so sei, möge der gnädige Herr den Wagen nur fortnehmen.

Im Triumph zog die Caravane zu dem Wagen, die Fuhrleute ergriffen die Hebebäume und hoben mit vereinter Kraft die gesenkte Seite in die Höhe, lösten die Trümmer des alten Rades, setzten das neue an und spannten die Pferde vor, Alles unter thätiger Mitwirkung einiger Bauern, brüderlich unterstützt von dem Commandeur, welcher in eigener Person einen Hebebaum regierte. Darauf wurden die Pferde herzhaft angetrieben und der Wagen rollte der Brücke zu

unter dem lauten hoi! hoi! des Krakuſen, welcher dadurch vielleicht eine diſſentirende Stimme in ſeinem Innern überſchreien wollte.

„Gehen Sie mit dem Wagen voraus,“ ſagte der Kaufmann zu Anton, und da Anton zögerte, ſeinen Prinzipal allein unter den Bauern zurückzulaſſen, fügte dieſer befehlend hinzu: „Ich will es haben.“ So fuhr der Wagen langſam an die Grenze, und ſchon von Weitem hörte Anton das Lachen und die Grüße der Soldaten.

Unterdeß blieb der Kaufmann in eifrigem Geſpräch mit dem Dolmetſch und dem Bandenführer zurück und ſchied endlich im beſten Einvernehmen von dem Inſurgenten, welcher mit ſlaviſcher Höflichkeit den Hauswirth auf der Landſtraße machte und die Reiſenden mit abgezogener Mütze bis in Schußweite von dem Militär begleitete. An der Brücke holte der Prinzipal den Wagen ein, machte das Halt! Werda! der Vedetten und das damit verbundene kriegeriſche Ceremoniell durch und empfing auf heimathlichem Boden den lachenden Glückwunſch des Rittmeiſters, während der Lieutnant ſpöttiſch zu Anton ſagte: „Sie haben keinen Grund gehabt, die Abweſenheit Ihrer Schlüſſelbüchſen zu bedauern.“

„Es iſt beſſer ſo,“ antwortete Anton, „es war ein glattes Geſchäft. Die armen Teufel haben nichts geſtohlen als ein kleines Faß Rum.“

Eine Stunde darauf ſaßen die Reiſenden mit den Offizieren der Reiter und der Jäger zuſammen in dem kleinen Verſchlage der Schenke bei einigen Flaſchen alten Ungarweins, welche der Wirth aus dem tiefſten Winkel ſeines Kellers heraufgeholt hatte. Nicht am wenigſten vergnügt

war Anton. Er hatte zum erſten Mal in ſeinem Leben eine kleine anſtändige Kriegsgefahr durchgemacht und war im Ganzen mit ſich zufrieden und jetzt ſaß er neben einem jungen Krieger, den er hochzuſchätzen äußerſt bereitwillig war, und hatte die Freude, dieſem ſeine Cigarren anzubieten und von dem Abenteuer dieſes Tages zu ſprechen.

„Die Bauern haben ja im Anfange auf Sie angelegt,“ ſagte der junge Herr, nachläſſig ſein Bärtchen kräuſelnd, „das war Ihnen wohl unbequem?“

„Nicht ſehr,“ erwiederte Anton ſo kühl als möglich; „einen Augenblick wurde ich ſtutzig, als die Flinten auf uns gerichtet waren, und hinter den Flinten andere Männer mit ihren Senſen die Pantomime des Kopfabſchneidens machten. Es kam mir befremdlich vor, daß die Mündungen alle gerade auf mein Geſicht gerichtet waren. Nachher hatte ich am Wagen zu thun und dachte nicht mehr daran. Und als auf dem Rückwege jeder unſerer Fuhrleute behauptete, daß gerade nur auf ihn gezielt worden ſei und auf keinen Andern, da kam ich zu der Anſicht, daß dieſe Vielſeitigkeit eine beſondere Eigenſchaft der Flintenläufe ſein muß, eine Art von optiſcher Ungezogenheit, die nicht viel zu bedeuten hat.“

„Wir hätten Sie ſchon herausgehauen, wenn die Bauern Ernſt gemacht hätten,“ antwortete der Lieutnant wohlwollend. „Ihre Cigarren ſind übrigens gut.“

Anton freute ſich darüber und goß ſeinem Nachbar das Glas voll. So unterhielt er ſich und blickte auf ſeinen Prinzipal, der heute beſonders aufgelegt war, ſich mit den bunten Herren über Krieg und Frieden zu unterhalten.

Anton ſah, daß der Kaufmann die Offiziere mit einer gewiſſen förmlichen Artigkeit behandelte, welche dem nachläſſigen Ton, in welchem die Herren die Trinkgeſellſchaft begonnen hatten, wirkſam ſteuerte. Bald wurde das Geſpräch allgemein, und man hörte mit Aufmerkſamkeit dem Kaufmanne zu, welcher von dem inſurgirten Gebiet, mit dem er durch frühere Reiſen bekannt war, erzählte und einzelne Führer des Aufſtandes zu ſchildern wußte.

Nur der junge Herr von Rothſattel ſchien zu Antons großer Betrübniß nicht zufrieden mit der Aufmerkſamkeit, welche ſeine Kameraden dem Civiliſten gönnten, und mit dem Löwenantheil, den dieſer an der Unterhaltung erlangt hatte; er warf ſich nachläſſig in ſeinen Stuhl zurück, ſah wie zerſtreut nach der Decke, ſpielte mit dem Säbelgriff und warf kurze Bemerkungen von den Lippen, welche eine ennuyirte Gemüthsſtimmung andeuten ſollten. Als der Rittmeiſter erwähnte, daß er am nächſten Morgen den Befehlshaber des Grenzcorps erwarte, und der Kaufmann darauf entgegnete: „Ihr Oberſt wird vor morgen Abend nicht hier eintreffen, wenigſtens hat er mir heut auf der Eiſenbahn, wo ich mit ihm zuſammentraf, ſo erzählt," da kam in dem jungen Offizier der Teufel des Hochmuths zum Durchbruch und er ſagte mit unartigem Ton: „Sie kennen unſern Obriſten alſo perſönlich? Er nimmt ja wohl ſeinen Zucker und Kaffe bei Ihnen?"

„Wenigſtens geſchah das früher," ſagte der Kaufmann artig, „ich ſelbſt habe als junger Mann einige Mal den Kaffe für ihn abgewogen."

Unter den Offizieren entſtand eine gewiſſe Verlegen-

heit und einer der ältern versuchte von seinem Standpunkt aus eine Verbesserung der beabsichtigten Grobheit, indem er etwas von einer höchst respectablen Handlung sprach, bei welcher jeder Militär oder Nicht-Militär seinen Bedarf nur mit Vergnügen entnehmen könnte.

„Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen, welches Sie zu meinem Geschäft haben, Herr Capitain," sagte der Kaufmann lächelnd; „ich bin allerdings stolz darauf, daß mein Geschäft respectabel geworden ist durch meine und meiner Angehörigen angestrengte Thätigkeit."

„Lieutnant Rothsattel, Sie führen die nächste Patrouille, es ist Zeit, daß Sie aufbrechen," erinnerte der Rittmeister. Klirrend erhob sich der Lieutnant.

„Hier bringt Herr Warschauer eine neue Flasche, auf welche er große Stücke hält, es ist der beste Wein seines Kellers. Darf Herr von Rothsattel nicht erst den Wein versuchen, bevor er unsere Nachtruhe bewacht?" frug der Kaufmann mit ruhiger Artigkeit zum Rittmeister gewandt. Der junge Herr dankte mit Trotz und ging rasselnd aus der Stube. Anton hätte seinen Liebling prügeln mögen, so zornig war er auf ihn. Der Rittmeister aber beseitigte das kleine Zwischenspiel durch ein lebhaftes Gespräch, welches er einleitete.

Es war spät geworden, und Anton sah mit Verwunderung, daß der Kaufmann fortfuhr, mit ausgesuchter Artigkeit den Wirth zu machen und an dem Prüfen des Ungarweins ein Behagen zu empfinden, welches mit dem Zwecke seiner Reise nicht recht verträglich war. Endlich, nachdem eine neue Fläsche entkorkt war, und auch der Rittmeister eine neue

Cigarre des Kaufmanns bewundert hatte, warf dieſer leicht hin: „Ich wünſche morgen nach der inſurgirten Hauptſtadt zu reiſen und erbitte mir Erlaubniß dazu, wenn dieſe nöthig iſt.“

„Sie wollen —“ riefen die Offiziere rund um den Tiſch.

„Ich muß,“ ſagte der Kaufmann mit Ernſt und ſetzte ihnen kurz auseinander, weshalb er müſſe.

Der Rittmeiſter ſchüttelte den Kopf: „Zwar läßt der Wortlaut meiner Ordre zweifelhaft, ob ich die Grenze für Jedermann zu verſchließen habe, doch iſt mir Abſperrung des inſurgirten Landes als der nächſte Zweck unſerer Aufſtellung angegeben.“

„Dann würde ich meinen Wunſch dem Commandeur vortragen müſſen, das würde mich länger als einen Tag aufhalten, und dieſer Aufenthalt könnte den Zweck meiner Reiſe vereiteln. Wie Ihre Güte mir mittheilt, herrſcht gegenwärtig unter den Inſurgenten noch erträgliche Ordnung, es iſt unmöglich, daß dieſe lange anhält. In den Rückſichten aber, welche ich dort finde, liegt für mich die einzige Möglichkeit, meine Waaren zu retten, denn die Frachtwagen kann ich nur mit Bewilligung der revolutionären Behörde aus der Stadt ſchaffen.“

„Und hoffen Sie dieſe zu erlangen?“ frug der Rittmeiſter.

„Es muß verſucht werden,“ antwortete der Kaufmann. „Jedenfalls werde ich mich der Plünderung und Zerſtörung meines Eigenthums dort nach Kräften widerſetzen.“

Der Rittmeiſter überlegte. „Was Sie thun wollen, ſetzt mich in einige Verlegenheit; wenn Ihnen ein Unglück zuſtößt, wie ich faſt fürchte, ſo könnte mir ein Vorwurf

daraus gemacht werden, daß ich Ihnen gestattet habe, die Grenze zu passiren. Kann Sie denn nichts bewegen, diese Reise zu unterlassen?"

„Nichts," erwiederte der Kaufmann, „nichts als das Gesetz."

„Liegt Ihnen denn so viel an den Frachtwagen, daß Sie Ihr Leben dafür in die Schanze schlagen wollen?" frug der Rittmeister nicht ohne inneres Mißfallen.

„Ja, Herr Rittmeister, eben so viel, als Ihnen daran liegt, Ihre Pflicht zu thun; es hängt für mich mehr an dem Besitz dieser Frachtwagen, als ein geschäftlicher Vortheil. Ich muß hinüber, wenn mich nicht ein unbedingtes und unwiderrufliches Verbot der Staatsregierung daran hindert. Diesem würde ich mich zuletzt nicht entziehen, ich werde aber Alles versuchen, für mich eine Ausnahme zu erwirken."

„Wohlan," sagte der Rittmeister aufstehend, „ich will Ihrer Reise kein Hinderniß in den Weg legen. Sie werden mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie drüben unter keiner Bedingung etwas über die Stärke dieses Grenzpostens, die Aufstellung unserer Truppen und über das mittheilen, was Sie etwa von unsern projectirten Maßregeln gehört haben."

„Ich gebe mein Wort," sagte der Kaufmann.

„Ihre Persönlichkeit bürgt mir zwar dafür, daß Ihre Angaben über den Zweck der Reise die richtigen sind, zu meiner dienstlichen Information wünsche ich aber die betreffenden Papiere zu sehen, wenn Sie solche bei sich haben."

„Hier sind sie," sprach der Kaufmann eben so geschäftsmäßig. „Hier mein Paß in's Ausland auf ein Jahr, hier der Verladeschein des polnischen Verkäufers, die Copien mei-

ner Briefe an das Grenzzollamt und den hieſigen Spediteur, und hier die Antworten derſelben. Die Beamten des Grenzzollamts und der Spediteur können außerdem die Wahrheit dieſer Angaben bezeugen.“

Der Rittmeiſter durchflog die Papiere und gab ſie zurück. „Sie ſind ein muthiger Mann, und ich wünſche Ihnen alles Glück,“ ſagte er mit amtlicher Würde. „Und wie wollen Sie reiſen?“

„Mit Poſtpferden. Im Falle man mir die Pferde verweigert, werde ich ſie kaufen und ſelbſt fahren; einen Wagen wird mir unſer Wirth überlaſſen, ich werde morgen bei Tage reiſen, weil ich bei Nacht noch mehr Verdacht erwecken würde.“

„Wohlan, morgen mit Tagesanbruch ſehe ich Sie wieder. Wie ich annehme, rücken wir ſelbſt ſpäteſtens in drei Tagen in Feindes Land; falls ich bis dahin keine Nachricht von Ihnen habe, werde ich Sie in der eroberten Stadt aufſuchen. Wir brechen auf, meine Herren, die Sitzung hat bereits zu lange gedauert.“

So zogen die Herren vom Militär mit geſchäftlichem Klirren ab, und Anton und ſein Prinzipal blieben mit den leeren Weinflaſchen allein in der Kammer. Der Kaufmann öffnete das Fenſter und wandte ſich dann zu Anton, welcher den letzten Verhandlungen in großer Aufregung zugehört hatte. „Wir werden uns hier trennen, lieber Wohlfart,“ fing er an.

Bevor er ausſprechen konnte, ergriff Anton ſeine Hand und ſagte mit Thränen in den Augen: „Erlauben Sie mir, mit Ihnen zu gehen, ſchicken Sie mich nicht in das Geſchäft zurück. Es würde mir mein ganzes Leben hindurch ein

unerträglicher Vorwurf sein, wenn ich auf dieser Reise von Ihnen gegangen wäre."

„Es ist unnütz, vielleicht unklug, wenn Sie mitreisen. Was dort zu thun ist, kann ich sehr gut allein abmachen; wenn irgend eine Gefahr ist, was ich nicht glaube, so kann Ihre Gegenwart mich nicht davor schützen, ich würde nur das peinliche Gefühl haben, daß ich einen Andern um meinetwillen in Verlegenheit gebracht habe."

„Ich würde Ihnen doch sehr dankbar sein, wenn Sie mich mitnehmen wollten," bat Anton flehentlich, immer noch die Hand des Prinzipals haltend. „Auch Fräulein Sabine hat es gewünscht," fügte er hinzu, indem er in weiser Steigerung den stärksten Ueberredungsgrund zuletzt aus seinem bewegten Gemüth heraufholte.

„Sie ist ein furchtsames Mädchen," sagte der Kaufmann lächelnd. „Indeß, da Sie so freundschaftlich darauf bestehen, mag es sein. Wir reisen zusammen; rufen Sie den Wirth und lassen Sie uns die Reisegelegenheit besprechen."

2.

Es war noch dämmrige Nacht, als Anton vor die Thür der Schenke trat. Ein dichter Nebel hing über der Ebene und bewegte ſich unruhig in dem Zwielicht des nahen Tages; unten am Horizont bezeichnete ein rother Feuerſchein die Gegend, nach welcher die Reiſenden fahren ſollten. Mit grauem Schleier verhüllten die Dämpfe der Nacht einen dunklen Haufen an der Erde. Anton trat näher und erkannte eine Anzahl Männer, Weiber und Kinder, ſie kauerten am Boden, bleiche, ausgehungerte, tiefgefurchte Geſichter. „Sie ſind aus dem Grenzdorf von jenſeits," erklärte ihm ein alter Wachtmeiſter, welcher in ſeinem Reitermantel daneben ſtand. „Ihre Dörfer brennen, ſie waren in die Wälder gelaufen, heut Nacht kamen ſie an das Waſſer, ſtreckten die Hände aus und ſchrieen jämmerlich nach Brod. Weil es meiſt Weiber und Kinder ſind, hat der Herr Rittmeiſter ihnen erlaubt, herüber zu kommen, und hat ihnen einige Brode zerſchneiden laſſen. Sie haben einen Mordheißhunger. Nach ihnen kamen größere Banden, alle ſchrieen: Brod! Brod! und rangen die Hände. Wir haben ihnen einige Piſtolenſchüſſe über die Köpfe gefeuert und ſie weggefegt."

„Ei!" ſagte Anton, „das iſt keine tröſtliche Ausſicht für unſere Reiſe. Was ſoll hier aus den armen Leuten werden?"

„Es ſind Grenzteufel," ſagte der Wachtmeiſter begütigend, „die Hälfte des Jahres ſchmuggeln und ſaufen ſie, und die andere Hälfte hungern ſie. Dieſe hier frieren jetzt etwas."

„Kann man ihnen nicht einen Keſſel mit Suppe kochen?" frug Anton mitleidig und griff nach ſeiner Taſche.

„Wozu Suppe?" ſagte der Wachtmeiſter kaltblütig, „ein Schluck Branntwein wäre der ganzen Geſellſchaft lieber; dort trinkt Alles Branntwein, auch was noch Säugling iſt; wenn Sie etwas dran wenden wollen, ich will's ihnen austheilen und einen ehrlichen Soldaten nicht vergeſſen."

„Ich werde beim Wirth beſtellen, daß die Hausmagd etwas Warmes kocht, und Sie, Herr Wachtmeiſter, haben die Güte, zuzuſehen, daß Alles in Ordnung zugeht." Dabei griff er in die Taſche, und der Wachtmeiſter verſprach bereitwillig, ſein kriegeriſches Herz dem Mitleid offen zu erhalten.

Eine Stunde darauf rollten die Reiſenden in offener Britſchka durch die Vorpoſten, der Kaufmann fuhr, Anton ſaß hinter ihm und blickte ſpähend in die Landſchaft hinein, in welcher ſich aus Finſterniß und Nebel bereits einzelne Gegenſtände erkennen ließen. Ungefähr zweihundert Schritt waren ſie gefahren, da tönte hinter einem dicken Weidenbaum an der Landſtraße ein polniſcher Zuruf. Der Kaufmann hielt die Pferde an, ein Einzelner näherte ſich vorſichtig dem Wagen. „Kommt herauf, guter Freund," rief der Kaufmann dem Fremden zu, „ſetzt euch neben mich." Höflich nahm der Fremde ſeine Mütze ab und ſchwang ſich auf den Vorderſitz des Wagens. Es war der oberſte Krakuſe von geſtern mit ſeinem hängenden Schnauzbart. „Haben Sie

ein Auge auf ihn," sagte der Kaufmann in englischer Sprache zu Anton, „er soll uns als Sauvegarde dienen und wird dafür bezahlt; wenn er mir auf den Leib rückt, so fassen Sie ihn von hinten."

Anton holte die verachteten Pistolen aus einer alten Ledertasche an der Seite des Wagens und steckte sie vor den Augen des Krakusen recht sichtbar in die Taschen seines Paletots. Der Führer im Leinwandrock aber lachte vertraulich und erwies sich bald als ein Geschöpf von freundschaftlicher und geselliger Natur, er nickte verbindlich beiden Reisenden zu, trank Schlucke aus Antons Reiseflasche und machte Versuche, über seine linke Schulter mit diesem eine Unterhaltung anzuknüpfen, indem er ihn in gebrochenem Deutsch Euer Gnaden nannte und ihm offenbarte, er rauche auch Tabak, habe aber keinen. Zuletzt bat er um die Ehre, die Herren fahren zu dürfen.

So waren sie an einer Gruppe zerfallener Häuser vorbeigekommen, welche an einem Sumpf auf kahler Fläche standen, wie riesige Pilze, die an einer vergifteten Stelle in die Höhe geschossen sind; da sahen sie sich plötzlich von einem Haufen Insurgenten umringt. Es war Landsturm, wie sie ihn schon am Tage vorher gesehen hatten, einige Dreschflegel, einige gerade Sensen, alte Musketen, Leinwandkittel, viel Schnapsgeruch und glotzende Augen. Der Haufe fiel den Pferden in die Zügel und schickte sich mit Blitzesschnelle an, dieselben abzuspannen. Da erhob sich der Krakuse von seinem Sitz wie ein Löwe und entwickelte in seinem Polnisch eine ungeheure Beredtsamkeit, wobei er mit Händen und Füßen nach allen Seiten hin gesticulirte. Er erklärte,

daß dieſe Herren große Herren der Niemcy ſeien, welche nach der Hauptſtadt reiſten, weil ſie mit der Regierung ſprechen müßten; es werde Jedem den Kopf koſten, der auch nur ein Haar aus dem Schwanze ihrer Pferde ausriſſe. Auf dieſe Rede erfolgten ebenſo lebhafte Gegenreden, bei denen ein Theil die Fäuſte ballte, ein Theil die Mützen abnahm. Darauf hielt der Führer eine noch ſtärkere Rede und ſtellte allen Patrioten ein Zerſchnittenwerden in vier Theile in Ausſicht, wenn ſie wagen würden, auch nur ihre Pferdeköpfe ſcheel anzuſehen. Darauf wurde die Zahl der geballten Fäuſte geringer und die Zahl der gezogenen Mützen größer. Endlich machte der Kaufmann dieſer Scene ein Ende, indem er die Pferde mit einem kräftigen Peitſchenſchlag antrieb und den letzten widerſpenſtigen Patrioten zu einem ſchnellen Seitenſprung veranlaßte. Im Galopp ſtoben die Pferde vorwärts, einige lebhafte Interjectionen klangen hinter ihnen her, und eine Kugel pfff unſchädlich über die Häupter der Reiſenden, wahrſcheinlich mehr aus allgemeiner Vaterlandsliebe, als zu einem beſtimmten Zweck abgeſchoſſen.

So ging es einige Stunden fort. Nicht ſelten überholten ſie Haufen bewaffneter Landleute, welche entweder ſchrieen und ihre Knittel ſchwangen, oder einem Geiſtlichen mit der Kirchenfahne nachzogen, die Köpfe geſenkt, geiſtliche Lieder ſingend. Die Reiſenden wurden einige Mal aufgehalten und bedroht, zuweilen auch mit großer Ehrerbietung begrüßt, zumal Anton, der auf ſeinem Hinterſitz für die Hauptperſon galt.

Endlich näherten ſie ſich einem größern Dorf, die Haufen wurden dicker, das Geſchrei lauter, unter den Bauernkit-

teln waren hier und da eine Uniform, Federbüsche und Bajonnette sichtbar. Hier zeigte der Führer Symptome von Unruhe und erklärte dem Kaufmann, weiter könne er sie nicht führen, hier müßten sie sich bei dem Befehlshaber melden. Der Prinzipal zeigte sich damit zufrieden, zahlte dem Führer seinen Lohn aus und ließ den Wagen bei dem ersten Haufen, welcher die Straße besetzt hielt, halten. Ein junger Mann in blauer Pikesche, mit einer roth und weißen Schärpe um den Leib, eilte heran, nöthigte die Reisenden, abzusteigen, und führte sie mit leidenschaftlichem Diensteifer der Hauptwache zu. Der Kaufmann behielt die Zügel der Pferde in der Hand und raunte Anton zu, er sollte den Wagen unter keinen Umständen aus den Augen lassen. Anton heuchelte Unbefangenheit und drückte dem getreuen Krakusen, der hinter dem Wagen herschlich, etwas in die Hand, damit dieser den Pferden einige Bündel Heu verschaffe.

Das Wachlocal war in einem Hause, dessen Strohdach durch den weißen Anstrich der Wände einen vornehmen Schimmer erhielt. Dort standen einige Jagdflinten und Musketen an Holzpfähle gelehnt, bewacht von einem jugendlichen Volontair in blauem Rock und rother Mütze. Daneben saß der commandirende Offizier, ein plattes Gesicht unter einem mächtigen, weißen Federbusch; er war mit einer ungeheuern seidenen Schärpe und einem Säbel mit schöngewundenem Korbgriff geschmückt. Dieser Herr gerieth in nicht gewöhnliche Aufregung, als er die Fremden erblickte, er drückte seinen Hut fest, strich sich grimmig den unordentlichen Bart und begann ein Verhör. Nach früherer Verabredung sagten ihm beide Reisende, daß sie das Ober-

commando in wichtiger Angelegenheit zu ſprechen hätten. Ueber den Zweck ihrer Reiſe verweigerten ſie jede Auskunft. Dieſe Erklärung kränkte die Würde des Befehlshabers. Er machte liebloſe Anſpielungen auf verdächtige Menſchen und Spione und ſchrie ſeiner Wache zu, in's Gewehr zu treten. Fünf junge Männer in blauen Pikeſchen ſtürzten aus dem Hauſe, ſtellten ſich in Linie auf und wurden mit einem Aufwand von Commandowörtern befehligt, ihre Gewehre bereit zu halten. Anton ſprang unwillkürlich zwiſchen die Blauröcke und ſeinen Prinzipal. Indeß änderte der Herr mit dem großen Säbel ſeinen mörderiſchen Entſchluß, als der Kaufmann mit Gemüthsruhe an dem Pfoſten ſtehen blieb, um den er die Zügel geſchlungen hatte. Der Befehlshaber begnügte ſich, ihm nochmals zu verſichern, er halte ihn für höchſt gefährlich und ſei ſehr geneigt, ihn als Verräther zu füſſiliren.

Der Kaufmann zuckte mit den Achſeln und ſagte in ruhiger Höflichkeit: „Sie ſind durchaus im Irrthum über den Zweck unſerer Reiſe. Sie können uns nicht im Ernſt für Spione halten, denn wir haben uns durch einen Ihrer Landsleute gerade zu Ihnen führen laſſen, um durch Ihre Güte ein Geleit nach der Hauptſtadt zu bekommen. Ich bitte Sie nochmals, uns nicht aufzuhalten, da unſere Geſchäfte bei der Commandantur dringend ſind, und ich Sie für jede unnütze Verzögerung unſerer Reiſe verantwortlich machen müßte.“ Der Commandeur fing nach dieſer Rede von Neuem an zu wettern, er ſchnaubte heftig gegen den Kaufmann und Anton, trank endlich ein großes Glas Branntwein und faßte einen Entſchluß. Er rief drei ſeiner Leute und befahl ihnen, ſich mit den Reiſenden aufzuſetzen

und dieſelben nach der Hauptſtadt zu transportiren. Ein neues Strohbund wurde in den Wagen geworfen, zwei confiscirte Burſchen nahmen mit ihren Gewehren Platz hinter den Reiſenden, vor ihnen ſetzte ſich ein weißröckiger Bauer auf den Kutſcherſitz, ergriff die Zügel und fuhr gleichgültig ſeine Ladung, Verdächtige, Patrioten und Alles, im Galopp nach der Hauptſtadt.

„Unſere Lage hat ſich verſchlechtert," ſagte Anton, „fünf Mann auf dem kleinen Wagen, und die armen Pferde ſind ermüdet."

„Ich ſagte Ihnen, daß unſere Reiſe einige Unbequemlichkeiten haben würde," antwortete der Kaufmann. „Die Menſchen ſind nie läſtiger, als wenn ſie Soldaten ſpielen. Uebrigens iſt dieſe Bewachung kein Unglück, wir werden wenigſtens bei ſolcher Empfehlung in die Stadt gelaſſen werden."

Es war Abend, als ſie in der Nähe der Stadt ankamen. Ein röthlicher Schein am Himmel bezeichnete ſchon aus der Ferne das Ziel ihrer Fahrt, dann zahlreiche bewaffnete Banden, welche in die Stadt hinein oder von ihr her zogen. Darauf folgten ein langer Aufenthalt an dem Thore, ein Durcheinander von Fragen und Antworten, Beleuchtung der Reiſenden durch Laternen und brennende Kienſpäne, feindſelige Blicke und unverſtändliche Drohungen, endlich eine lange Fahrt durch die Straßen der alten Hauptſtadt. Um ſie herum bald Todtenſtille, bald ein wildes Geſchrei zuſammengelaufener Menſchen, doppelt unheimlich, wenn die Worte den Hörenden unverſtändlich waren.

Zuletzt lenkte der Kutſcher auf einen Marktplatz und hielt vor einem ſtattlichen Hauſe. Die Reiſenden wur-

den durch ein Gedränge bunter Uniformen, beſchnürter Röcke und heller Kittel gezogen und eine breite Treppe hinaufgedrängt. Dort ſtieß man ſie in ein großes Zimmer und ſtellte ſie einem Herrn mit weißen Glacéhandſchuhen gegenüber, welcher in einen ſchriftlichen Rapport ſah und ihnen kurz ankündigte, daß ſie nach dem Bericht des Stations-Commandanten der Spionage verdächtig wären und vor einem Kriegsgericht verhört werden ſollten. Der Kaufmann antwortete ſogleich mit kräftigem Unwillen: „Dann bedaure ich, daß Ihr Untergebener eine große Unwahrheit gemeldet hat, denn wir haben die Reiſe bei hellem Tage auf der großen Landſtraße bis hierher gemacht, in der beſtimmten Abſicht, Ihren Commandirenden zu ſprechen; mein ſind die Pferde und mein der Wagen, welche mich vor dieſes Haus gebracht haben, und es war eine überflüſſige Höflichkeit Ihres Stations-Commandanten, daß er mir ſolche Begleitung mitgegeben hat. Ich wünſche den Herrn, welcher hier befehligt, ſo bald als möglich zu ſehen, nur ihm werde ich den Zweck meiner Reiſe mittheilen; haben Sie die Güte, ihm meinen Paß einzuhändigen.“

Der Herr ſah in den Paß und frug mit mehr Rückſicht auf Anton blickend: „Aber dieſer Herr? er hat das Ausſehen eines Offiziers Ihrer Armee.“

„Ich bin ein Commis des Herrn Schröter,“ erwiederte Anton mit einer Verbeugung, „und durch und durch civil.“

„Warten Sie,“ ſprach der junge Mann von oben herab und ging mit dem Paß in ein Nebenzimmer.

Da er einige Zeit ausblieb und Niemand die Reiſenden hinderte, ſetzten ſie ſich auf eine Bank und nahmen die

ſicherſte Miene an, welche ihnen möglich war. Anton warf einen beſorgten Blick auf ſeinen Prinzipal, welcher finſter vor ſich niederſah, und betrachtete dann verwundert ſeine Umgebung. Es war ein hohes Zimmer, die Decke mit Stuck und Malerei verziert, die Wände verräuchert und beſchmutzt, Tiſche, Stühle und Bänke ſtanden unordentlich umher, ſie ſchienen aus einem Schenkhauſe herzugeſchleppt; an den Tiſchen beugten ſich einige Schreiber über ihre Papiere, und an den Wänden ſaßen und lagen Bewaffnete, ſie ſchliefen oder ſprachen laut mit einander, zum Theil in franzöſiſcher Sprache. Das heruntergekommene Zimmer in der trüben Beleuchtung machte auf Anton keinen ermuthigenden Eindruck, und leiſe ſagte er zu dem Kaufmann: „Wenn Revolution ſo ausſieht, ſieht ſie häßlich genug aus.“

„Sie verwüſtet immer und ſchafft ſelten Neues. Ich fürchte, die ganze Stadt gleicht dieſer Stube. Die gemalten Wappen an der Decke, und die ſchmutzige Bank, auf der wir ſitzen, wenn ſolche Gegenſätze zuſammenkommen, dann darf ein ehrlicher Mann ſein Kreuz ſchlagen. Der Adel und der Pöbel ſind jeder einzeln ſchlimm genug, wenn ſie für ſich Politik treiben; ſo oft ſie ſich aber mit einander vereinigen, ruiniren ſie ſicher das Haus, in dem ſie zuſammenkommen.“

„Die Vornehmen ſind uns unbequemer,“ ſagte Anton, „ich lobe mir unſern Krakuſen, der war ein höflicher Inſurgent und er hatte ein Herz für ein Achtgroſchenſtück, die Herren hier aber verfahren durchaus nicht geſchäftsmäßig.“

„Warten wir ab,“ ſprach der Prinzipal.

Eine Viertelſtunde war vergangen, da trat ein junger

Mann von ſchlankem Wuchs und ſtattlichem Ausſehen, gefolgt von dem Herrn mit den weißen Händen, aus dem Nebenzimmer, ſchritt artig auf den Kaufmann zu und ſagte mit lauter Stimme, ſo daß auch die Schläfer auf den Bänken ihn hören mußten: „Ich freue mich, Sie hier zu ſehen, ich habe ſo etwas erwartet; haben Sie die Güte, mir mit Ihrem Begleiter zu folgen.“

„Wetter! unſere Actien ſteigen,“ dachte Anton. Sie folgten dem majeſtätiſchen Redner in ein kleines Eckzimmer, welches gewiſſermaßen das Boudoir des Hauptquartiers war; denn es ſtand eine Ottomane darin, weich gepolſterte Seſſel, und ein zierlicher Schreibtiſch von ſeltenem Holz. Verſchiedene Anzüge und Uniformen hingen unordentlich über den Möbeln, und auf dem Tiſch lag neben Papieren ein niedliches, koſtbar ausgelegtes Taſchenterzerol mit zwei Läufen und ein großes Petſchaft von buntem Stein in Gold eingefaßt.

Während Anton die Beobachtung machte, daß es in dem Raum ſehr elegant, aber auch ſehr unordentlich ausſah, ſagte der junge Chef mit etwas mehr Haltung und etwas weniger Zärtlichkeit zu dem Kaufmann: „Sie ſind durch ein Mißverſtändniß rauher Behandlung ausgeſetzt worden, wie ſie in unruhiger Zeit nicht immer zu vermeiden iſt; Ihre Begleiter haben Ihre Angaben beſtätigt. Ich erſuche Sie, mir mitzutheilen, was Sie zu uns führt.“ Der Kaufmann berichtete kurz, aber genau den Zweck ſeiner Reiſe, nannte die Namen ſeiner Geſchäftsfreunde am Ort und berief ſich auf ſie zur Beſtätigung ſeiner Ausſage.

„Ich kenne den einen oder andern dieſer Herren,“ ant-

wortete der Commandant nachläſſig. Er fixirte den Kaufmann ſcharf und frug nach einer Pauſe: „Haben Sie mir nichts weiter mitzutheilen?“

Der Prinzipal verneinte, aber der Andere fuhr ſchnell fort: „Ich begreife wohl, daß unſere ungewöhnliche Lage Ihrer Regierung verbietet, direct mit uns in Verbindung zu treten, und daß Sie, falls Sie irgend einen Auftrag an uns haben, die höchſte Vorſicht beobachten müſſen.“

Lebhaft fiel ihm der Kaufmann in's Wort: „Bevor Sie weiter ſprechen, verſichere ich nochmals, als Mann von Ehre, daß ich nur in meinen Angelegenheiten herkomme, und daß dieſe Angelegenheiten nur die angegebenen ſind. Da ich aber aus Ihren Worten und aus Manchem, was ich auf dem Wege gehört habe, ſchließe, daß Sie mich für einen Bevollmächtigten, gleichviel von wem, halten, ſo fühle ich mich gezwungen, Ihnen zu ſagen, daß ich in keinerlei Auftrag hierher hätte reiſen können, weil ein Auftrag, wie Sie zu erwarten ſcheinen, unmöglich iſt.“

Der vornehme Häuptling ſah ſehr ernſt vor ſich nieder und ſagte nach einem Augenblick finſtern Schweigens: „Gleichviel, Sie ſollen darunter nicht leiden. — Der Wunſch, welchen Sie hier ausgedrückt haben, iſt ſo ungewöhnlich, daß er bei einer regulären Obrigkeit durchaus nicht erfüllt werden könnte; wenn uns nicht vergönnt iſt, Sie für einen Freund zu halten, ſo gebietet uns die Pflicht der Nothwehr, Sie und Ihr Eigenthum als feindlich zu behandeln. Aber die Männer meines Volkes haben, ſo oft ſie zu den Waffen griffen, die verhängnißvolle Tugend gehabt, auch Andern einen großen Sinn zuzutrauen und um ihrer ſelbſt willen

auch da edel zu handeln, wo ſie auf keinen Dank zu rechnen hatten. Seien Sie überzeugt, daß ich, ſo viel an mir liegt, dazu beitragen werde, Ihr Eigenthum frei zu machen."

So ſprach der Edelmann mit Selbſtgefühl und in prächtiger Haltung, und Anton fühlte lebhaft, daß etwas wahrhaft Edles aus den Worten hervorleuchtete, aber er war ſchon zu ſehr Geſchäftsmann, um ſich ſolchem Eindruck ganz hinzugeben, und ein recht gemeines Bedenken fiel als Reif auf die aufkeimende Bewunderung. „Er verſpricht uns Hülfe und hat ſich noch nicht einmal überzeugt, ob das in der That unſer Eigenthum iſt, was wir aus ſeiner Stadt herausziehen wollen."

„Leider bin ich nicht ſo ſouverain," fuhr der Anführer fort, „daß ich Ihnen ohne Weiteres Ihr Verlangen erfüllen kann. Indeß hoffe ich, Ihnen auf morgen einen Freipaß für Ihre Wagen durchzuſetzen. Vor Allem ſuchen Sie ſelbſt zu ermitteln, wo Ihr Eigenthum ſich befindet; ich werde Ihnen einen meiner Offiziere zum Schutz mitgeben. Morgen früh das Weitere."

Mit dieſen Worten wurden die Reiſenden huldreich entlaſſen, und Anton ſah beim Herausgehen, wie der Befehlshaber ſich ermüdet in einen weichen Sammtſtuhl ſetzte und mit geſenktem Haupte an dem Griff ſeines ſchönen Terzerols ſpielte.

Ein kleiner Herr mit einer großen Schärpe, faſt noch ein Kind, aber von zuverſichtlichem Weſen, begleitete die Reiſenden aus dem Hauſe. Im Herausgehen wurden ſie von mehreren Anweſenden artig gegrüßt, und Anton ſah, daß das Vorzimmer ſie noch immer für diplomatiſche Cha-

raktere hielt. Der Offizier frug, wohin er die Herren begleiten solle, sein Auftrag sei, sie nicht zu verlassen.

„Zu unserm Schutz, oder zu unserer Bewachung?“ frug Anton heiter, denn er hatte jetzt guten Muth.

„Sie werden mir keine Veranlassung geben, mich als Ihren Aufseher zu betrachten,“ antwortete der kleine Krieger in elegantem Französisch.

„Nein,“ sagte der Kaufmann, mit Theilnahme auf den Jüngling blickend, „aber wir werden Sie ermüden, denn wir haben noch heut sehr uninteressante und gewöhnliche Geschäfte abzumachen.“

„Ich thue nur meine Pflicht,“ antwortete mit stolzer Haltung der Führer, „wenn ich Sie begleite, wohin Sie irgend wünschen.“

„Und wir die unsere, wenn wir eilen,“ sagte der Kaufmann.

So schritten die Reisenden durch die Straßen der Stadt. Die Nacht war eingebrochen, aber unter ihrem Mantel wurde das wüste Treiben noch peinlicher. Haufen des niedrigsten Pöbels, Patrouillen des Heeres, Schaaren von flüchtigen Landbewohnern drängten sich schreiend, fluchend, singend durcheinander; viele Fenster waren erleuchtet, und der Lichterglanz verbreitete über den Straßen ein schattenloses, gespenstiges Licht. Ueber die Häuser wälzten sich dicht geballte, röthliche Wolken, es brannte in einer Vorstadt, und der Wind trieb Schwärme goldener Funken und lohender Holzsplitter über die Häupter der Reisenden. Dazu heulten die

Glocken der Thürme mit ſchauerlicher Stimme eintönigen Klagegeſang. Die Reiſenden eilten ſchweigend durch das Gedränge, die trotzigen Worte ihres Begleiters öffneten ihnen einen Weg auch durch drohende Haufen. So kamen ſie zu dem Hauſe, in welchem der Agent der Handlung wohnte. Das Haus war verſchloſſen, und lange mußten ſie pochen, bis ein Fenſter geöffnet wurde und eine ängſtliche Stimme in den Straßenlärm hinunter rief, wer da ſei?

Als ſie eintraten, lief ihnen der Agent händeringend entgegen und fiel dem Kaufmann weinend um den Hals. Die Gegenwart des jungen Inſurgenten verhinderte ihn, ſeinen Gefühlen Worte zu geben; er öffnete den Ankommenden ſeine Zimmer und bat mit kläglicher Stimme um Entſchuldigung wegen der übergroßen Unordnung. Koffer und Kiſten waren gepackt, Frauen und Dienſtboten liefen ängſtlich ab und zu, verſteckten hier ſilberne Leuchter und packten dort wieder ſilberne Löffel aus. Unterdeß rang der Hausherr unaufhörlich die Hände, lief in der Stube auf und ab, beklagte ſein Unglück und das Unglück der Handlung, ſegnete und bedauerte die Ankunft des Chefs in einem Athemzuge und verſicherte dazwiſchen dem jungen Krieger mit gepreßter Stimme, daß auch er ein Patriot ſei, und daß nur ein unbegreifliches Verſehen des Dienſtmädchens die Cocarde von ſeiner Hausmütze abgetrennt habe. Es war erſichtlich, daß der Mann und ſeine ganze Familie den Kopf verloren hatten. Mit Mühe und nur durch ernſte Worte brachte ihn der Kaufmann ſo weit, daß er ihm in einer Fenſterecke über den Stand der Geſchäfte Auskunft gab. Die Frachtwagen waren in der Stadt angekommen, gerade an dem Tage, an welchem

der Tumult anfing. Durch die Vorſicht eines Fuhrmanns waren ſie in dem großen Hofraum einer entlegenen Herberge untergebracht worden; was ſeit der Zeit aus dem Transport geworden war, wußte der Agent nicht.

Nach kurzer Unterredung ſagte der Kaufmann: „Ihre Gaſtfreundſchaft nehmen wir heut Nacht nicht in Anſpruch, wir werden dort ſchlafen, wo unſere Wagen ſind.“ Alle Einwendungen des Agenten wurden mit Entſchiedenheit zurückgewieſen. Der ehrliche, aber ſchwache Mann ſchien wahrhaft bekümmert über die neuen Gefahren, denen ſich ſein Geſchäftsfreund ausſetzen wollte.

„In der Frühe hole ich Sie ab,“ ſagte der Kaufmann beim Scheiden; „ich beabſichtige morgen mit meinen Wagen abzureiſen, vorher werde ich bei unſern Kunden einige Beſuche machen, die, wie Sie wiſſen, nothwendig ſind, dabei wünſche ich Ihre Begleitung.“ Der Agent verſprach, bei Tageslicht alles Mögliche zu thun.

So traten die Reiſenden wieder in die Nacht hinaus, geleitet von dem Polen, welcher mit Verachtung die halblaute Verhandlung angehört hatte. Auf der Straße ſagte der Prinzipal, ſeine Cigarre unwillig wegwerfend, zu Anton:

„Unſer Freund wird uns wenig nützen, er iſt hülflos wie ein Kind. Er hat verſäumt, im Anfange dieſer wilden Tage ſeine Pflicht zu thun, Gelder einzuziehen und Deckung für unſere Forderungen zu ſuchen.“

„Und jetzt wird Niemand den Willen haben,“ ſagte Anton bekümmert, „uns weder Zahlung zu leiſten, noch Deckung zu geben.“

„Und doch müſſen wir das morgen durchſetzen, und Sie

sollen mir dabei helfen. Bei Gott, solche kriegerische Krämpfe sind für den Verkehr ohnedies unbequem genug, sie lähmen jede nützliche Thätigkeit des Menschen, und doch ist's diese allein, welche ihn davor bewahrt, ein Thier zu werden. Wenn aber ein Geschäftsmann sich noch mehr stören läßt, als nöthig ist, so begeht er ein Unrecht gegen die Civilisation, ein Unrecht, das gar nicht wieder gut zu machen ist."

So kamen sie in einen Stadttheil, in welchem leere Straßen und die Todtenstille um sie herum noch unheimlicher gegen den fernen Lärm und die Röthe am Himmel abstachen. Endlich machten sie Halt vor einem niedrigen Gebäude mit großem Thorwege. Sie traten ein und sahen in die Wirthsstube, einen schmutzigen Raum mit geschwärzten Deckbalken, in welchem sich auf Holzbänken und Tischen schreiende und Branntwein trinkende Patrioten drängten. Der junge Offizier trat auf die Schwelle und rief nach dem Wirth. Eine dicke Figur mit rothglühendem Gesicht tauchte aus dem Dampf eines Schenktisches hervor. „Im Namen der Regierung Zimmer für mich und meine Begleiter," forderte der Andere. Widerwillig ergriff der Wirth ein verrostetes Schlüsselbund und ein Talglicht und führte die Fremden in den Oberstock, dort öffnete er ein dumpfiges Zimmer und erklärte mürrisch, er habe keine andere Gaststube.

„Schafft uns ein Abendbrod und eine Flasche von Eurem besten Wein," sagte der Kaufmann, „wir bezahlen Euch gut und auf der Stelle."

Solche Andeutung verbesserte die Stimmung des dicken

Gaſtwirths ſichtlich, er kam ſogar auf den unglücklichen Einfall, höflich auszuſehen. Jetzt frug der Kaufmann nach den Fuhrleuten und nach den Wagen. Dieſe Fragen kamen dem Wirthe quer. Zuerſt verſuchte er gar nichts zu wiſſen und behauptete, es ſeien viele Wagen in ſeinem Hofe aufgefahren, und es ſeien wohl auch Fuhrleute da, er kenne ſie nicht.

Vergebens bemühte ſich der Kaufmann, ihm den Zweck ſeiner Herkunft verſtändlich zu machen, der Wirth blieb verſtockt und verfiel wieder in mürriſche Grobheit, bis der junge Pole dazwiſchen trat und dem Kaufmann bemerkte, mit ſolchen Leuten müſſe man anders reden. Er ſtellte ſich vor den Wirth, bezeichnete ihn mit mehreren Hundenamen und verſprach, ihn auf der Stelle arretiren und abführen zu laſſen, wenn er nicht die genaueſte Auskunft gebe.

Der Wirth ſah ſcheu auf den Offizier und erbot ſich endlich, fortzugehen und einen der Fuhrleute heraufzuſchicken.

Kurz darauf polterte eine lange Geſtalt mit braunem Filzhut die Treppe herauf, ſtutzte beim Anblick des Kaufmanns und erklärte endlich mit erzwungener Freundlichkeit, er ſei da.

„Wo ſtehn die Wagen, wo ſind die Frachtbriefe?“

Die Wagen waren im Hofe der Herberge aufgefahren, die Frachtbriefe kamen zögernd aus der ſchmutzigen Ledertaſche des Fuhrmanns.

„Ihr ſteht mir dafür, daß Eure Ladung vollſtändig und unverſehrt iſt?“ frug der Kaufmann.

Mißvergnügt antwortete der Filzhut, er könne dafür nicht ſtehen. Die Pferde des Transports ſeien ausgeſpannt

und in einem verſteckten Stall verborgen, damit ſie nicht von der Regierung mit Beſchlag belegt würden; was von den Wagen heruntergekommen ſei, könne er nicht wiſſen und nicht vertreten, jede Verantwortlichkeit höre bei ſolcher Unordnung auf.

„Wir ſind in einer Diebeshöhle," ſagte der Kaufmann zu ſeinem Begleiter; „ich bitte um Ihre Hülfe, die Leute zur Ordnung zu bringen."

Andere Leute zur Ordnung zu bringen, war gerade, was der junge Pole für ſeine Stärke hielt, denn er nahm lächelnd eine Piſtole in die Hand und ſagte verbindlich zu Anton: „Thun Sie wie ich und haben Sie die Güte, mir zu folgen." Darauf faßte er den Fuhrmann beim Kragen wie einen erſchoſſenen Haſen und ſchleppte ihn die Treppe hinunter in den Hausflur. — „Wo iſt der Wirth?" rief er mit möglichſt furchtbarer Stimme. „Der Hund von Wirth und eine Laterne!" Als die Laterne endlich gebracht wurde, führte er den ganzen Zug, die Fremden, den gefangenen Fuhrmann, den dicken Wirth und was bei dem Lärm ſonſt zuſammengelaufen war, in den Hof. Dort ſtellte er ſich mit ſeinen Gefangenen als Mittelpunkt eines Kreiſes auf, widmete dem Wirth noch einige Hundeſöhne, ſchlug ſeinen Fuhrmann mit dem Kolben der Piſtole auf den Kopf und ſagte dann dem Kaufmann artig in franzöſiſcher Sprache: „Der Schädel dieſes Burſchen klingt merkwürdig hohl, was wünſchen Sie zunächſt von dieſen Tröpfen?"

„Haben Sie die Güte, die Fuhrleute zuſammenzurufen."

„Gut,“ ſagte der Pole, „und dann?“

„Dann will ich die Ladung der Wagen unterſuchen, wenn das in der Finſterniß möglich iſt.“

„Möglich iſt Alles,“ ſagte der Pole, „wenn Sie ſich die Unbequemlichkeit machen wollen, bei Nacht dieſe alte Leinwand zu durchforſchen. Ich würde Ihnen zu einer Flaſche Sauterne rathen und zu einigen Stunden Ruhe. Man muß in ſolchen Zeiten die Gelegenheit nicht verſäumen, ſich zu ſtärken.“

„Ich würde es vorziehn, auf der Stelle die Wagen anzuſehen,“ antwortete der Kaufmann lächelnd, „wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Ich bin im Dienſt,“ ſagte der Pole, „alſo friſch an's Werk, es ſind Hände genug hier, um Ihnen die Lichter zu halten. — Ihr gottverdammten Schurken,“ fuhr er polniſch fort, wieder den Fuhrmann knuffend und den Wirth bedrohend, „ich führe Euch Alle zuſammen ab und laſſe Standrecht über Euch halten, wenn Ihr nicht auf der Stelle die übrigen Fuhrleute dieſes Herrn vor meine Augen ſchafft. Wie viel ſind ihrer?“ frug er franzöſiſch den Kaufmann.

„Es ſind vierzehn Wagen,“ erwiederte dieſer.

„Vierzehn müſſen's ſein,“ donnerte der Pole wieder die Leute an, „der Teufel ſoll all Euren Großmüttern das Aergſte thun, wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle vor dieſem Herrn aufſtellt.“ Mit Hülfe eines alten Hausknechts wurde endlich etwa ein Dutzend der Fuhrleute herbeigeſchafft, zwei waren nicht aufzutreiben; der Wirth geſtand endlich, ſie hätten ſich dem Heere der Patrioten angeſchloſſen.

Der Pole ſchien nicht viel Werth auf dieſen Patriotis-

mus zu legen. Er ſprach zum Kaufmann gewandt: „Hier haben Sie die Leute, ſehen Sie nach der Ladung; wenn auch nur ein Stück fehlt, laſſe ich über die ganze Geſellſchaft Standrecht halten.“ Dabei ſetzte er ſich nachläſſig auf eine Wagendeichſel und drehte die Spitzen ſeiner beſchmutzten Glanzſtiefeln beim Licht der Laterne hin und her.

Eine Anzahl von Laternen, auch einige Fackeln wurden gebracht, und auf einige ermuthigende Worte des Kaufmanns ſtiegen die Fuhrleute in die Wagenburg, welche in dem großen Hofe aufgefahren war, rollten einige leere Wagen bei Seite und eröffneten den Zugang zu ihrer Ladung. Die meiſten waren ſchon früher im Geſchäft des Kaufmanns geweſen und kannten ihn und Anton perſönlich, einige zeigten ſich dienſtfertig und gutwillig, und während der Kaufmann den verſtändigſten unter ihnen vornahm und ausfrug, unterſuchte Anton, ſoweit es in der Eile möglich war, die Beſchaffenheit der Ladung, welche zumeiſt aus Wolle und Talg beſtand. Einige Wagen waren unbeſchädigt, der eine war ganz abgeladen, mehrere andere ihrer Decken beraubt und theilweiſe geplündert. Der Kaufmann trat zu dem jungen Polen. „Es iſt ſo, wie wir annahmen,“ ſagte er; „der Wirth hat einige von den Fuhrleuten überredet, da jetzt Revolution ſei, hätten ihre Verpflichtungen aufgehört; ſie haben angefangen, die Ladung in einem Nebengebäude abzuladen. Kamen wir einen Tag ſpäter, ſo war Alles ausgeräumt. Der Wirth und einige Spießgeſellen waren die Anſtifter, ein Theil der Fuhrleute iſt durch Drohungen eingeſchüchtert worden.“

Auf dieſen Bericht folgte eine neue Auflage von Donnerwettern aus dem Munde der kleinen Autorität; der Wirth,

von dessen Gesicht alle Röthe verschwunden war, lag vor dem Offizier auf den Knieen und wurde von diesem bei den Haaren festgehalten und in gefährlicher Weise zerzaust. Unterdeß warf sich Anton mit einigen Fuhrleuten gegen die verschlossene Remise, schlug das Thor auf und beleuchtete die Wollsäcke und die übrigen gestohlenen Güter.

„Lassen Sie die Leute ausladen, sie mögen zur Strafe die Nacht arbeiten," sagte der Kaufmann. Nach einigem Widerspruch fügten sich die Fuhrleute, besiegt durch eine Mischung von Drohungen und Versprechungen. Der Pole trieb die betrunkenen Gäste der Wirthsstube aus dem Hause, ließ das äußere Thor schließen und alles Beleuchtungsmaterial des Hauses in den Hof schaffen. Darauf zog er den Hauswirth unter fortgesetztem freundschaftlichem Haarraufen nach dem obern Stock, ließ ihn dort durch einige hülfreiche Patrioten mit großen Cocarden, welche unter den Gästen der Wirthsstube gewesen waren, an einen Bettpfosten befestigen und kündigte ihm an, daß er diese Nacht auf kein anderes Verhältniß zu seiner Bettstelle Anspruch habe. „Im Fall die Waaren vollständig aufgefunden und aus deinem Hause geschafft werden, wirst du Verzeihung erhalten; im entgegengesetzten Falle werde ich Gericht über dich halten und dich erschießen lassen."

Unterdeß klirrte und rasselte es im Hofraum, und Menschenstimmen schrieen eifrig durcheinander. Anton ließ die Wagen belasten und die Ladung fest machen. In dem Eifer der Arbeit sah er kaum um sich und dachte nur auf Augenblicke an die fremdartige Umgebung und das Abenteuerliche dieser Scene. Es war ein großer viereckiger Hofraum, von

niedrigen verfallenen Holzgebäuden, Ställen und Wagenschuppen eingefaßt, mit zwei Einfahrten, durch die Herberge selbst und ein gegenüberliegendes Thor; ein Raum von mehreren Morgen Ausdehnung, wie sie häufig bei den Herbergen des östlichen Europas zu finden sind, welche an großen Verkehrstraßen liegen und wie die Caravanserein des Morgenlandes bestimmt sind, großen Waarentransporten und einer schnell zusammenströmenden Menge nothdürftigen Schutz zu geben. Alle Arten von Wagen waren in dem Hofe in großem Viereck zusammengefahren, es war ein Gewirr von Leitern, Deichseln, Rädern, von großen geflochtenen Weidenkörben und grauen Leinwanddecken, von Heu- und Strohbündeln, alten Pechbüchsen und tragbaren Futterkrippen. Außer Stalllaternen und lodernden Kienfackeln leuchtete der rothe Himmel, noch immer zogen die Brandwolken, geballter Rauch und glühende Funken über die Häupter der Reisenden. Das fremdartige Dämmerlicht beleuchtete hier wenigstens ein Werk des Friedens. Die Fuhrleute arbeiteten eifrig unter lautem Zuruf; ein Haufen dunkler Gestalten verschwand bald im Schatten der Frachtwagen und Ballen, bald sprang er auf die Höhe der Wagen, und die lebhaften Gesticulationen der Arbeitenden gaben ihnen in dem rothen Licht das Aussehen von Wilden, welche ein unbekanntes nächtliches Werk ausführen.

Der Kaufmann ging zwischen dem Hof und Gastzimmer ab und zu, vergebens bat ihn Anton, sich doch einige Stunden Ruhe zu gönnen. „Für uns ist heut keine Nacht zum Schlafen," sagte er finster, und Anton sah in dem düstern Blick seines Prinzipals die Entschlossenheit eines Mannes,

der bereit ist, Alles daran zu setzen, um seinen Willen durchzuführen.

Es war gegen Morgen, als der letzte riesige Wollsack mit Ketten und Stricken hoch oben auf dem Wagen befestigt war. Anton, der selbst Hand angelegt hatte, glitt herunter und meldete seinem Prinzipal: „Wir sind fertig."

„Endlich," antwortete der Kaufmann tief aufathmend und ging hinauf in das Zimmer, um dies seinem freundlichen Begleiter anzuzeigen. Dieser hatte die Nacht auf seine Weise zugebracht; zuerst ließ er sich das Abendbrod und den Wein, welchen entsetzte Dienstmädchen auf seine Forderung heraufschafften, sehr wohl schmecken und behielt noch Zeit, eine wie die andere vornehm um die Taille zu fassen und ihnen einige aufmunternde Worte zu gönnen. Dann betrachtete er die unsaubern Betten und streckte sich endlich mit einem französischen Fluch auf einem derselben aus, sah gleichgültig in das zusammengezogene Gesicht des tückischen Wirthes, der ihm gegenüber auf dem Boden saß, starrte die Zimmerdecke an und sagte dem Kaufmann, welcher einige Male in die Stube trat, schon in halbem Schlummer Artigkeiten über seine Fertigkeit, die Nächte ohne Schlaf hinzubringen. Endlich schlief er fest ein. Wenigstens fand ihn der Kaufmann am Morgen hingestreckt auf der groben Leinwand, das feine Gesicht von langem schwarzen Haar eingefaßt, die kleinen Hände verschlungen, ein freundliches Lächeln um seinen Mund. So war er mit seiner Umgebung kein unpassendes Bild der Aristokratie seines Stammes, er selbst ein vornehmes Kind mit den Leidenschaften und vielleicht mit den Sünden eines Mannes, und ihm gegenüber auf dem Fußboden

die rohe Gestalt des gefesselten Plebejers, der sich den Anschein gab, ebenfalls zu schlafen, aber oft mit bösem Blick auf den Liegenden hinschielte.

Der Aristokrat sprang auf, als der Kaufmann an sein Bett trat, er öffnete das Fenster und sagte: „Guten Tag! es ist Morgen, ich habe excellent geschlafen.“ Darauf rief er eine vorbeiziehende Patrouille an, erklärte dem Führer kurz das Sachverhältniß, übergab ihm die Reste des Abendessens und den Wirth und befahl ihm ohne Weiteres, mit seinen Leuten im Hause Wache zu halten, bis er selbst zurückkehre. Dann trug er den Fuhrleuten auf, die Pferde anzuschirren, und führte die Reisenden hinaus in das Dämmerlicht eines unheimlichen Tages.

Auf dem Wege zum Agenten sagte der Kaufmann zu Anton: „Wir theilen uns in die nöthigsten Besuche; sagen Sie unsern Kunden, daß wir durchaus nicht beabsichtigten, sie zu drücken, daß sie bei Wiederherstellung einiger Ordnung auf die größte Nachsicht und Schonung rechnen können, ja unter Umständen auf eine Erweiterung ihres Credits, jetzt aber und vor Allem verlangen wir Sicherheiten. Wir werden in diesem Wirrwarr nicht viel abmachen, aber daß die Herren heut durch uns selbst an unsere Firma erinnert werden, das ist die Hälfte unserer Außenstände werth.“ Leiser fügte er hinzu: „Diese Stadt ist ihrem Schicksal verfallen, wir werden in der nächsten Zukunft hier wenig Geschäfte machen, denken Sie daran und seien Sie fest.“ Und zum Polen gewendet sagte er: „Ich bitte Sie, meinem Gefährten zu erlauben, daß er in Begleitung des Agenten einige Geschäftswege gehe.“

„Wenn Ihr Agent mir mit seiner Person für die Rückkehr dieses Herrn haften will," erwiederte der Pole zögernd, „so mag es geschehen."

Das Tageslicht hatte seine schöne Eigenschaft, den Blumen Farbe und den Furchtsamen Muth zu geben, auch an dem Agenten bewährt. Er erklärte sich bereit, mit Anton auszugehen. Unter dem Schutz der großen Cocarde, welche der Agent am Hute trug, eilte Anton von Haus zu Haus, er selbst bleich nach der ruhelosen Nacht, aber mit entschlossenem Herzen. Ueberall wurde er mit Staunen empfangen, welches nicht immer frei von Bestürzung war: Wie man in solcher Zeit daran denken könne, Geschäfte abzuwickeln, zwischen Waffenlärm und Sturmgeläut und in der Todesangst um eine furchtbare Zukunft?

Anton erwiederte kaltblütig: „Unsere Handlung ist nicht gesonnen, sich um den Kriegslärm zu kümmern, wo sie nicht dazu gezwungen wird; jede Zeit ist gut genug, um Verpflichtungen zu erfüllen; wenn für uns die Zeit war, hierher zu kommen, so ist auch für Sie Zeit, mit mir zu verhandeln." Durch solche und ähnliche Vorstellungen gelang es ihm doch, hier und da ein bestimmtes Versprechen, Anerbietungen, ja sogar einige Deckung zu erlangen.

Nach einigen Stunden angestrengter Arbeit traf Anton in der Wohnung des Agenten wieder mit seinem Prinzipal zusammen. Als er Bericht abgestattet hatte, sagte der Kaufmann, ihm die Hand reichend: „Wenn wir noch unsere Wagen glücklich aus der Stadt bringen, haben wir so viel durchgesetzt, daß wir die unvermeidlichen Verluste an diesem Ort wohl ertragen können. Jetzt auf die Commandantur!" — Er

gab dem Agenten noch Instruction und sagte ihm beim Abschied leise: „In wenig Tagen werden unsere Truppen einrücken, ich nehme an, daß Sie bis dahin Ihr Haus nicht verlassen. Dann sehen wir uns wieder.“

Der Agent rief mit aufgehobenen Händen den Schutz aller Himmlischen auf die Reisenden herab, verschloß und verriegelte hinter ihnen die Hausthüre und versteckte seine revolutionäre Cocarde in dem Ofen.

Die Reisenden eilten unter Führung des Polen mit schnellen Schritten durch das Gewühl. Wieder hatten sich die Straßen gefüllt, wieder zogen Schaaren Bewaffneter an ihnen vorüber, der Pöbel war wilder und aufgeregter, und das Geschrei war noch größer, als am Abend zuvor. Es wurde an die Häuser gedonnert und Einlaß verlangt, Branntweinfässer wurden auf die Pflastersteine gerollt und von dichten Haufen trunkener Männer und Weiber umdrängt, Alles kündigte an, daß die befehlende Macht nicht stark genug war, die Straßendisciplin aufrecht zu erhalten. Auch im Hause des Commandirenden war ein unruhiges Treiben, Bewaffnete eilten zu und ab, und die Botschaft, welche sie brachten, mußte ungünstig sein, denn in dem großen Vorzimmer wurde mit halblauter Stimme viel geflüstert, und unruhige Erwartung lag auf allen Gesichtern.

Der junge Pole wurde bei seinem Eintritt von seinen Freunden umdrängt und in eine Ecke gezogen. Nach hastigen Fragen faßte er ein Gewehr, rief Einige beim Namen und verließ das Zimmer, ohne sich weiter um die Reisenden zu kümmern.

Der Kaufmann und Anton wurden in das Nebenzimmer

gewieſen. Dort empfing ſie der junge Befehlshaber. Auch er war bleich und niedergeſchlagen, aber hatte doch die Haltung eines vornehmen Mannes, als er den Kaufmann anredete: „Ich habe Ihren Wunſch bevorwortet, hier iſt ein Paſſirſchein für Sie und Ihre Wagen; ich bitte Sie, daraus zu entnehmen, daß wir die Bürger Ihres Staates rückſichtsvoll zu behandeln wünſchen, mehr vielleicht, als die Pflicht der Selbſterhaltung rathſam macht.“

Der Kaufmann empfing das verhängnißvolle Papier mit glänzenden Augen: „Sie haben mir eine ungewöhnliche Rückſicht bewieſen,“ ſagte er, „ich fühle mich Ihnen tief verpflichtet und wünſche, daß es mir einſt vergönnt ſein möge, meine Dankbarkeit Ihnen zu beweiſen.“

„Wer weiß,“ antwortete der junge Befehlshaber mit trübem Lächeln, „wer Alles auf das Spiel ſetzt, kann auch Alles verlieren.“

„Vieles,“ ſagte der Kaufmann mit einer höflichen Neigung ſeines Hauptes, „aber nicht Alles, wenn man ſich ehrlich Mühe giebt.“

In dieſem Augenblick drang ein dumpfer Ton in das Ohr der Sprechenden, ein Geräuſch, wie der Zug des heulenden Windes oder das Brauſen der hereinſtürzenden Fluth. Der Commandirende ſtand unbeweglich und horchte. Plötzlich erklang ganz in der Nähe ein mißtönender Schrei aus vielen Kehlen, einzelne Schüſſe folgten. Anton, durch Nachtwachen und lange Spannung empfänglich gemacht für einen Schauer, ſchrak zuſammen, er ſah, daß die Hand ſeines Prinzipals, welche den Paſſirſchein feſthielt, heftig zitterte. Da wurde die Thür des Kabinets aufgeriſſen, einige ſtattliche Männer

stürzten herein, mit zerrissenen Kleidern, die Waffen in der Hand, in den verstörten Gesichtern die Spuren des Straßenkampfes, an ihrer Spitze der Führer der Reisenden.

„Empörung!“ rief der junge Pole seinem Befehlshaber zu, „sie suchen dich! — Rette dich! — Ich halte sie auf.“

Schnell wie der Gedanke sprang Anton zu seinem Prinzipal, er riß diesen mit sich fort, und beide flogen durch das Vorzimmer die Treppe hinab in den Hausflur. Hier stießen sie auf einen Haufen Bewaffneter, welche sich noch einmal gegen eine andrängende Volksmasse am Eingang des Hauses zu setzen suchten. Aber so schnell auch die Reisenden waren, schneller noch glitt ihr Gefährte der letzten Nacht die Treppe hinunter, flog an die Spitze seiner Freunde und warf sich unter lautem Zuruf mit ihnen einem hereinbrechenden Pöbelhaufen entgegen. Wild flogen die schwarzen Haare um sein entblößtes Haupt, und in seinem schönen, jetzt so farblosen Angesicht glänzten die Augen von der unwiderstehlichen Energie eines tapfern Mannes. „Zurück!“ rief er mit heller Stimme dem wüsten Volke zu und sprang wie ein Panther von den Stufen des Portals weit hinein in den Haufen, mit flachen Schlägen seiner Klinge auf die Köpfe der Andrängenden hauend. Die Volksmasse wich zurück, die Gefährten des Tapfern stellten sich kampfbereit hinter ihm auf. Wieder ergriff Anton den Arm seines Prinzipals und zog ihn aus dem Hause mit der Hast, welche dem Menschen nur dann wird, wenn er widerstandslos einem mächtigen Triebe folgt. Schon waren sie hinter einem Vorsprung des Hauses, da fiel ein Schuß, und mit Entsetzen sahen sie noch, daß der junge

Pole blutend auf den Rücken fiel, ſie hörten ſeinen letzten Schrei: „Die Canaille!“

„Zu den Wagen!“ rief der Kaufmann und warf ſich in eine enge Quergaſſe. Aus der Ferne klangen noch einzelne Schüſſe und das Geſchrei der Uneinigen; die Reiſenden durchbrachen das Gedränge neugieriger und erſchreckter Einwohner, welche ihren Lauf durch entlegene Straßen hinderten, und kamen athemlos, das Schlimmſte befürchtend, vor der Herberge an.

Auch hier war die Empörung ausgebrochen. Die zurückgelaſſene Wache hatte den Wirth losgebunden und ſich ſchleunig entfernt, als die Nachricht von dem Tumult zu ihren Ohren gedrungen war. Jetzt füllte den Hof Zank und vielſtimmiges Geſchrei. Der Wirth, unterſtützt von einem Haufen Straßengeſindel, verhandelte heftig mit den Fuhrleuten. Ein Theil der Wagen war angeſpannt und zur Abfahrt bereit, von andern war die Decke wieder heruntergeriſſen, ein Trupp der Fuhrleute, offenbar die Minderzahl, ſtand davor und widerſetzte ſich dem andringenden Wirth und ſeiner Bande. Es war eine verzweifelte Lage. Der Kaufmann riß ſich von Anton los, welcher ihn zurückhalten wollte, ſtürzte mitten in den Haufen der Streitenden und rief, den Paſſirſchein hoch hebend, in polniſcher Sprache: „Haltet ein! Hier iſt der Befehl des Commandanten, daß unſere Wagen die Stadt verlaſſen ſollen. Wer ſich widerſetzt, wird beſtraft werden. Wir ſtehen unter dem Schutz der Regierung.“

„Welcher Regierung? du Schelm von einem Deutſchen!“

ſchrie der Wirth mit kirſchrothem Geſicht; „die alte Regierung gilt nicht mehr, die Verräther haben ihren Lohn erhalten, und Ihr Spione ſollt gleichfalls hängen!“ So drang er auf den Kaufmann ein und hieb mit einem alten Säbel nach dem Haupt des Wehrloſen.

Unſerm Anton grauſte; aber wie der Menſch in den ſchrecklichſten Momenten von abenteuerlichen Ideenverbindungen befallen wird, welche wie Sternſchnuppen durch die Finſterniß eines empörten Gemüthes ſchießen, ſo erhielt auch ihm der breite Rücken des Wirthes auf einmal eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Rücken eines dicken Schulkameraden aus Oſtrau, eines gutmüthigen Bäckerſohnes, an dem er in vielen Balgereien den Knabenkunſtgriff geübt hatte, ſeinen Gegner durch einen gewiſſen Ruck und Druck von hinten platt auf die Erde zu legen. Er ſprang blitzſchnell hinter den Wirth, faßte ihn mit der Stärke eines Rieſen am Genick, gab ihm den Ruck mit aller Kunſt und ſchrie dabei unwillkürlich: „Du Hanswurſt!“ — Der niederſauſende Säbel verlor ſeine gefährliche Richtung, er traf den Arm des Kaufmanns, zerſchnitt den Rock und drang in das Fleiſch ein, das Blut färbte augenblicklich die weiße Leinwand, welche durch den Schnitt bloßgelegt wurde. Als der Dicke, wie ein Käfer zappelnd, auf dem Rücken lag, hielt ihm Anton wieder die treue Piſtole vor und ſchrie in ſeiner verzweifelten Begeiſterung: „Zurück, Ihr Schufte, oder ich ſchieße ihn todt!“

Dieſe ſchnelle Diverſion bewirkte für den Augenblick mehr, als nach Lage der Dinge zu hoffen ſtand: das Geſindel, welches der Wirth aus ſeiner Schenkſtube zuſammengeholt hatte

und welches zunächst in fremdem Interesse handelte, wich zurück, und ein halbes Dutzend Fuhrleute drängte sich mit Radstangen und andern Angriffswerkzeugen um den Kaufmann und schrie jetzt eben so laut, wie früher die Andern, daß dem fremden Herrn und den Wagen kein Leid geschehen solle. Der Kaufmann rief: „Jagt das fremde Volk hinaus!" faßte selbst den Säbel, welcher dem liegenden Wirth entfallen war, stürmte an der Spitze der Getreuen auf die Helfer des Wirths ein und trieb diese durch den gepflasterten Hausflur. Die Hartnäckigsten machten noch einen vergeblichen Versuch, sich in der Schenkstube festzuhalten, aber einer nach dem andern ward aus dem Hause geworfen, daß sie brüllend und fluchend davonliefen. Darauf wurde die Hausthür geschlossen, und der Kaufmann eilte nach dem Hof zurück, wo Anton noch immer vor dem unverbesserlichen Wirth kniete und diesen am Aufstehen hinderte. Die übrigen Fuhrleute hatten sich scheu zurückgezogen, der Kaufmann rief jetzt alle heran und befahl: „Spannt an!" — Zu Anton sagte er: „Dies Haus müssen wir sogleich verlassen. Besser auf dem Straßenpflaster, als in dieser Höhle." —

„Sie bluten," rief Anton, bestürzt zu dem Arm des Kaufmanns aufblickend.

„Es muß unbedeutend sein, ich kann den Arm bewegen," antwortete der Kaufmann schnell. „Oeffnet das Hinterthor, hinaus mit den Wagen! Vorwärts, Ihr Männer! — Einer der Fuhrleute wird Ihnen helfen, den Wirth festzuhalten."

„Und wo sollen wir hin?" frug Anton in englischer Sprache. „Sollen wir mit den Wagen hinein in das Blutvergießen der Straße?"

„Wir haben einen Paſſirſchein und werden die Stadt verlaſſen," erwiederte der Kaufmann hartnäckig.

„Man wird den Paß nicht reſpectiren," rief Anton wieder und hielt dem ungeduldigen Wirth ſeine Piſtole an die Stirn.

„Im ſchlimmſten Falle giebt es mehrere Herbergen in dieſem Theile der Stadt, jede andere wird eine beſſere Zuflucht ſein."

„Aber die Fuhrleute ſind nicht vollzählig und haben zum Theil böſen Willen."

„Den böſen Willen Einzelner bezwinge ich," antwortete der Kaufmann finſter; „die Geſpanne ſind vollzählig, es fehlen nur die Knechte. Wer Pferde beſaß, blieb bei ſeiner Pflicht. — Das Thor iſt geöffnet, hinaus mit den Wagen!"

Das hintere Thor führte auf einen offenen Platz, der mit Schutt und Bauſteinen bedeckt und von einzelnen ärmlichen Häuſern umgeben war. Der Kaufmann eilte an das Thor und trieb zur Abfahrt. Ein ſtämmiger Burſche kam von ſeinen Pferden zur Unterſtützung Antons herbei. Es waren angſtvolle Momente. In der Nähe des Hauſes rangen Anton und ſein Gehülfe mit dem liegenden Mann, und an der Thür heulten die häßliche Frau des Liegenden und die beiden Dienſtmädchen. Als der erſte Wagen durch das Hofthor hinausfuhr, wurde das Geſchrei der Weiber lauter, die Wirthin rief Mord und Hülfe, und die Mädchen ächzten um ſo herzhafter, je eifriger der junge Fuhrmann ihnen verſicherte, dem Herrn Wirth ſolle kein Leid geſchehen, wenn er nur ruhig liegen bleibe; und ihre Zeche würden ſie auch bezahlen.

Da donnerten Kolbenschläge an das verschlossene Hausthor, die Weiber stürzten hin und öffneten; und so groß war die hoffnungslose Spannung der letzten Augenblicke gewesen, daß Anton mit einer gewissen Befriedigung ein starkes Commando Bewaffneter in den Hof dringen sah. Er erhob sich vom Boden und ließ den Wirth los. Der Kaufmann aber ging langsam, mit wankendem Schritt als ein gebrochener Mann den Feinden entgegen, welche im entscheidenden Augenblick seinen Willen hinderten.

Der Anführer des Trupps, einer von den Wächtern, welche der junge Pole am Morgen in die Herberge gerufen hatte, sagte zum Kaufmann: „Sie sind Gefangener der Regierung, Sie und Ihre Waaren dürfen die Stadt nicht verlassen."

„Ich habe einen Paßschein," antwortete der Kaufmann mit heiserer Stimme und griff nach der Brusttasche.

„Das neue Commando verbietet Ihnen die Abreise," wiederholte der Bewaffnete kurz.

„Ich muß mich unterwerfen," sprach der Kaufmann, er setzte sich mechanisch auf eine Deichsel und faßte mit beiden Händen nach dem Wagenkorbe.

Anton hielt den halb Bewußtlosen in seinen Armen und rief in der tiefsten Empörung: „Wir sind in dieser Herberge zwei Mal beraubt worden, wir waren in Gefahr, getödtet zu werden, mein Begleiter ist verwundet, wenn Ihre Regierung uns und die Wagen zurückhalten will, so schützen Sie wenigstens unser Leben und diese Güter, welche uns gehören. In dieser Herberge können die Wagen nicht bleiben, und wenn Sie uns von den Wagen trennen und fortführen, so

wird Plünderung und Zerstörung derselben noch schwerer zu verhüten sein."

Die Bewaffneten traten zusammen und hielten Rath; der Anführer rief endlich auch Anton. Nach langem Verhandeln wurde bestimmt, die Wagen in eine nahe gelegene Herberge von ähnlicher Beschaffenheit, aber etwas besserem Charakter zu geleiten. Anton erhielt die Erlaubniß, mit dem Kaufmann unter Bewachung in demselben Gasthofe zu bleiben, bis Weiteres über sie beschlossen würde. Der Kaufmann hatte unterdeß an die Leinwand des Wagens gelehnt theilnahmlos dagesessen. Anton theilte ihm schnell das Resultat der Unterhandlungen mit.

„Wir müssen es ertragen," sprach der Prinzipal langsam und versuchte mit Mühe sich zu erheben. „Fordern Sie unsere Rechnung von dem Wirth."

„Der Wirth wird seine Bezahlung durch uns erhalten," sagte der Führer des Trupps und stieß den Besitzer des Hofes unsanft zur Seite. „Denken Sie jetzt an sich selbst," fügte er theilnehmend hinzu und faßte den Arm des Verwundeten, um ihn zu stützen.

„Bezahlen Sie für uns und für die Pferde," wiederholte der Kaufmann zu Anton gewandt, „wir dürfen hier nichts schuldig bleiben."

Anton zog seine Brieftasche hervor, rief die Fuhrleute zusammen, übergab vor ihren Augen dem Wirth ein Cassenbillet und sagte ihm: „So zahle ich Euch, bis Eure Forderung festgestellt ist, vorläufig diese Summe. Ihr Männer seid Zeugen." Die Fuhrleute nickten respectvoll und eilten zu ihren Wagen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Voran ein Theil der Escorte, dann die Frachtwagen, welche langſam und unbehülflich über die Steine der Ausfahrt raſſelten, einige ohne Fuhrmann, nur durch die eingeübten Pferde in der Reihe gehalten. Der Kaufmann ſtand am Thor, auf Anton gelehnt, und zählte leiſe wie im Traume, ſo oft ein Wagen durch das Thor fuhr; da der letzte hinausrollte, ſagte er: „Abgemacht!“ und ließ ſich von Anton und dem Polen hinter den Wagen her führen.

In der nächſten Querſtraße fuhr der Zug in den weiten Hofraum einer Herberge ein. Als nach langem Aufenthalt der letzte Wagen abgeſpannt war, und die Wache das Thor von innen verriegelt hatte, ſank der Kaufmann ohnmächtig zuſammen und wurde in das Haus getragen.

In einem kleinen Zimmer wurde der Verwundete niedergelegt; die Polen ſtellten eine Wache vor das Zimmer der Reiſenden, eine andere in den Hof; Anton blieb mit dem Ohnmächtigen allein. Angſtvoll kniete er an dem Lager des Kaufmanns nieder, öffnete ihm die Kleider und benetzte das Geſicht mit kaltem Waſſer. Nach einer Weile kehrte Leben in das Angeſicht des Prinzipals zurück, er öffnete die Augen, blickte dankend auf Anton und wies auf das Fenſter.

Anton ſah hinaus und ſagte freudig: „Es führt auf den Hof, ich kann die Wagen zählen und überſehen. Hier glaube ich, ſind wir in erträglicher Sicherheit; freilich ſind wir Gefangene! Vor Allem aber erlauben Sie mir, nach Ihrer Wunde zu ſehen, Ihre Kleider ſind mit vielem Blut befleckt!“

„Die Schwäche kommt von der Anſtrengung mehr, als vom Blutverluſt,“ antwortete der Kaufmann ſich aufrichtend.

Anton öffnete die Thür und bat um einen Wundarzt. Der Wächter war bereit, einen solchen zu holen, und ließ nach Verlauf einer langen ängstlichen Stunde ein schäbiges Subject herein, welches eilig ein Barbiermesser und ein schmutziges Taschentuch hervorholte, das Messer an seinem Aermel strich und das Taschentuch in eine bedenkliche Nähe von Antons Kinn zu bringen wagte. Mit Mühe wurde ihm begreiflich gemacht, weshalb er gerufen sei. Anton schnitt den Rockärmel und das Hemde auf und untersuchte selbst die verwundete Stelle. Es war ein Schnitt in den Oberarm, er schien nicht gerade tief, doch war der Arm steif, und der Kaufmann fühlte heftige Schmerzen. Der Barbier versuchte einen Verband anzulegen und entfernte sich mit dem Versprechen, in den nächsten Tagen wiederzukommen. Der Kaufmann sank erschöpft durch die Schmerzen des Verbandes auf das Lager zurück, und Anton saß den Rest des Tages neben ihm, machte dem Arm Umschläge von kaltem Wasser und beobachtete den fieberhaften Schlummer des Kranken.

Bald versank er selbst in einen Zustand von Halbschlaf, eine dumpfe Abspannung, welche ihn gleichgültig gegen Alles machte, was außerhalb des Zimmers vorging. So kam der Abend und die Nacht, Anton tauchte jede Minute die Fingerspitzen in kaltes Wasser und schlich zuweilen vom Lager des Verwundeten nach dem Fenster, um nach den Wagen zu sehen, oder nach der Thür, um einige halblaute Worte mit der Wache zu wechseln, welche eine gutmüthige Theilnahme bewies. Unterdeß wüthete in der Stadt das Feuer und vor den Thoren donnerte das Geschütz angreifender Truppen. Anton sah gleichgültig auf die glühende Lohe,

welche vom Winde getrieben wieder über die unglückliche Stadt flog, er hörte mit einer ſchwachen Verwunderung, daß der Donner des Geſchützes immer ſtärker rollte und endlich in ein betäubendes Krachen überging, und wenn er Wehgeſchrei oder Gebrüll auf der Straße hörte, klang es ihm ſo unbedeutend, wie das Läuten eines Frühglöckchens, das er von ſeiner Stube im Hauſe des Prinzipals hören konnte, und das Niemanden aus der Morgenruh aufzuſtören vermochte, als höchſtens einige fromme Mütterchen. Mechaniſch griff er die ganze Nacht hindurch mit den Händen in das kalte Waſſer und an den Arm des Liegenden und fuhr auf, ſo oft dieſer ſtöhnte und ſich bewegte. Als aber gegen Morgen der Kranke in einen ruhigeren Schlummer ſank, vergaß auch Anton ſeine Arbeit, der Kopf fiel ihm ſchwer auf die Hände, welche er über den Tiſch ausgebreitet hatte, er ſah und hörte nichts mehr; er war unter dem Angſtgeſchrei und Kanonendonner, welche die Eroberung einer hartnäckig vertheidigten Stadt anzeigten, unter allen Gräueln eines blutigen Kampfes feſt eingeſchlafen, wie ein müder Knabe über ſeinen Schularbeiten.

Als er nach einigen Stunden erwachte, war der Morgen längſt angebrochen, der Kaufmann lachte ihn von ſeinem Lager freundlich an und reichte ihm die geſunde Hand. Anton drückte ſie erfreut und eilte wieder nach dem Fenſter, „Alles in Ordnung!“ Darauf öffnete er die Thür, die Wache war verſchwunden. Und auf der Straße klang Trommelwirbel und der regelmäßige Tritt einziehender Regimenter.

3.

„Wir gaben Sie bereits verloren," rief der eintretende Rittmeister dem Kaufmann zu. „Es ist hier arg gewirthschaftet worden, und meine Erkundigung nach Ihnen war ohne Erfolg; ein Glück war es, daß Ihr Brief mich in dem Gewirr auffand."

„Wir haben unsern Willen durchgesetzt," sagte der Kaufmann, „wie Sie sehen, nicht ohne Hindernisse —" er zeigte lächelnd auf seinen verbundenen Arm.

„Vor Allem lassen Sie mich wissen, welche Abenteuer Sie erlebt haben," sagte der Rittmeister, sich zu dem Verwundeten setzend; „Sie haben mehr Spuren des Kampfes aufzuweisen als wir." Der Kaufmann erzählte. Er verweilte mit Wärme bei Antons Heldenthat, dem er seine Rettung zuschrieb, und schloß mit den Worten: „Meine Wunde verhindert mich nicht, zu reisen, und meine Rückkehr ist dringend nothwendig. Die Wagen will ich bis zur Grenze mit mir nehmen."

„Morgen früh geht ein Zug unsers Trains nach der Grenze zurück, diesem können Sie Ihre Wagen anschließen. Uebrigens ist die große Straße jetzt sicher. Von morgen wird auch der Postenlauf wieder beginnen."

„Unterdeß erbitte ich Ihre Vermittelung, ich will noch heut durch Estaffette Briefe nach Haus senden."

„Ich will ſorgen," verſprach der Rittmeiſter, „daß Ihre Rückkehr morgen keine Verzögerung erleidet."

Als der Offizier das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte der Kaufmann zu Anton: „Ihnen, lieber Wohlfart, muß ich jetzt eine Ueberraſchung bereiten, die Ihnen, wie ich fürchte, wenig willkommen ſein wird. Ich wünſche Sie an meiner Stelle hier zu laſſen." Erſtaunt trat Anton an das Lager des Prinzipals. „Auf unſern Agenten iſt in dieſer Zeit nicht zu bauen," fuhr der Kaufmann fort; „ich habe in dieſen Tagen mit Freuden erkannt, wie ſehr ich mich auf Sie verlaſſen kann. Was Sie noch nebenbei gethan haben zur Rettung meiner Stirnhaut, das bleibt ihnen unvergeſſen, ſo lange ich lebe. — Und jetzt ſetzen Sie ſich mit Ihrer Schreibtafel zu mir, wir überlegen noch einmal, was wir zu thun haben."

Am nächſten Morgen hielt ein Poſtwagen vor der Herberge, der Kaufmann wurde von Anton hineingehoben und ließ an der Seite der Straße halten, bis die Frachtwagen einer nach dem andern zum Thore hinausgefahren waren. Dann drückte er noch einmal Antons Hand und ſagte: „Ihr Aufenthalt wird Wochen, ja er kann Monate dauern. Ihre Arbeit wird ſehr unangenehm und zuweilen ohne Reſultate ſein. Und ich wiederhole Ihnen, ſeien Sie nicht zu ängſtlich, ich vertraue auf Ihr Urtheil, wie auf mein eigenes. Fürchten Sie nicht, uns einen Verluſt zu bereiten, wenn Sie unſichere Schuldner zur Zahlung bringen können. Dieſer Ort iſt verwüſtet und fortan für uns verloren. Leben Sie wohl, auf ein gutes Wiederſehn zu Hauſe."

So blieb Anton allein in der fremden Stadt, in einer

Stellung, in welcher großes Vertrauen ihm große Verantwortlichkeit auflegte. Er ging in das Zimmer zurück, rief den Wirth und schloß mit ihm auf der Stelle einen Vertrag über seinen ferneren Aufenthalt. Die Stadt war so angefüllt mit Militär, daß er es vorzog, in der kleinen Wohnung, welche er bereits in Besitz hatte, zu bleiben und die Unbequemlichkeiten des dürftigen Quartiers zu ertragen. Er durfte nicht erwarten, es irgendwo wohnlicher zu finden.

Wohl war es eine verwüstete Stadt, welche Antons Fuß durchschritt. Vor wenig Tagen füllte das Gewühl leidenschaftlicher Menschen die Straßen, jede Art von Unternehmungslust war auf den wilden Gesichtern zu lesen. Wo war jetzt der Trotz, die Kampflust, die Begeisterung der vielen Tausende? — Die Haufen der Landleute, Schwärme des Pöbels, Krieger des Patriotenheeres waren zerstoben wie Geister, welche der Sturmschlag fremder Trommeln verscheucht hat. Was von Menschen auf den Straßen daherschritt, das waren fremde Soldaten. Aber die bunten Uniformen der Fremden gaben der Stadt kein besseres Ansehen. Zwar das Feuer war gelöscht, dessen Qualm in den letzten Tagen den Himmel verdunkelt hatte. Aber in dem bleichen Herbstlicht standen die Häuser da, wie ausgebrannt. Die Thüren blieben verschlossen, viele Scheiben zerschlagen, auf den Steinen lag der Unrath, faules Stroh, Trümmer von Hausgeräth, hier mit zerbrochenen Rädern ein Karren, dort eine Montur, Waffen, die Leiche eines Pferdes. An einer Straßenecke standen Schränke und Tonnen, die man aus Häusern zusammengeworfen hatte als einen letzten Wall gegen die eindringenden Truppen, und dahinter lagen mit

einem Strohbund nachläſſig zugedeckt die Leichen getödteter Menſchen. Anton wandte ſich mit Grauſen ab, als er die blutloſen Köpfe unter den Halmen erblickte. Auf den Plätzen bivouakirten neu eingezogene Truppen, ihre Pferde ſtanden in Haufen zuſammengekoppelt, daneben aufgefahrene Geſchütze; in allen Straßen dröhnte der Tritt ſtarker Patrouillen, nur ſelten eilte eine Geſtalt in Civilkleidern über das Pflaſter, den Hut tief in die Augen gedrückt, mit furchtſamem Blick von der Seite auf die fremden Krieger ſehend, zuweilen wurde ein bleicher Mann von Bewaffneten vorübergeführt, und wenn er zu langſam ging, mit dem Kolben vorwärts geſtoßen. Die Stadt hatte häßlich ausgeſehen während der Aufregung, ſie erſchien noch häßlicher in der Todtenruhe, welche jetzt auf ihr lag.

Als Anton mit ſolchen Eindrücken von ſeinem erſten Gange zurückkehrte, fand er vor ſeiner Zimmerthür einen Huſaren, der wie auf Poſten mit dröhnendem Tritt auf und ab ging.

„Herr Wohlfart!“ ſchrie der Huſar und ſtürzte dem Ankommenden entgegen.

„Mein lieber Karl,“ rief Anton, „das iſt die erſte Freude, die ich in dieſer traurigen Stadt habe. Aber wie kommen Sie hierher?“

„Sie wiſſen ja, daß ich jetzt meine Zeit abdiene. Wir ſtießen zu unſern Kameraden an der Grenze, wenige Stunden, nachdem Sie abgereiſt waren. Vom Wirth, der mich noch aus dem Geſchäft kannte, erfuhr ich Ihre Abreiſe. Sie können denken, in welcher Angſt ich war. Erſt heut erhielt ich Urlaub, und es war mein Glück, daß ich einen der Fuhr-

leute in der Hausthür frug, ſonſt hätte ich Sie noch nicht gefunden. Und jetzt vor Allem, Herr Wohlfart, was macht unſer Prinzipal, wie ſteht's mit unſern Waaren?"

„Kommen Sie nur erſt in's Zimmer," erwiederte Anton. „Sie ſollen Alles hören."

„Halt," rief Karl, „noch nicht; erſt muß noch etwas in Ordnung gebracht werden. Sie ſprechen Sie zu mir, das leide ich nicht. Thun Sie mir den Gefallen und reden Sie zu mir, als wäre ich noch der Karl im Geſchäft."

„Aber Sie ſind's ja nicht mehr," ſagte Anton lachend.

„Dies hier iſt nur Maskerade," ſagte Karl auf ſeine Uniform weiſend, „in meinem Herzen bin ich immer noch freiwilliger Auflader bei T. O. Schröter. Wenn mir bei Ihnen wohl ſein ſoll, ſo führen Sie das alte Du wieder ein."

„Wie du willſt, Karl," erwiederte Anton, „komm herein und laß dir erzählen."

Karl gerieth in den heftigſten Zorn gegen den ſchlechten Wirth. „Dieſer diebiſche Hundsfott! An unſerer Firma, an unſerm oberſten Chef hat er ſich vergriffen. Aber morgen führe ich einen ganzen Beritt unſerer Jungen in ſeine Herberge. Ich laſſe ihn in ſeinen eigenen Hof treiben, er wird als hölzernes Pferd aufgeſtellt und wir ſpringen eine Stunde lang über ihn weg, einer nach dem andern, und bei jedem Sprunge geben wir ihm einen Puff auf ſeinen boshaften Kopf."

„Herr Schröter hat ihm die Strafe erlaſſen," ſagte Anton begütigend, „ſei du nicht grauſamer. Höre, du biſt ein hübſcher Junge geworden."

„Es geht an," erwiederte Karl geſchmeichelt. „Mit der Landwirthſchaft habe ich mich ausgeſöhnt. Mein Onkel iſt ein guter Mann. Wenn Sie ſich meinen Alten halb ſo groß denken, als er iſt, und dünn ſtatt dick, und mit einer kleinen Stumpfnaſe ſtatt einer großen Naſe, und mit einem länglichen Geſicht ſtatt einem runden, und mit einem eſelsfarbenen Rock und ohne Lederſchürze, dafür mit zwei hohen Knieſtiefeln, ſo haben Sie ganz meinen Onkel. Ein prachtvolles kleines Kerlchen. Er meint's gut mit mir. Im Anfange freilich war mir's zu ſtill auf dem Lande, dagegen viel waſſerpolackiſches Volk in der Nähe; aber es ging mit der Zeit. Man ſieht bei der Wirthſchaft immer, was man ſchafft, das iſt die größte Freude. Daß ich Soldat werden mußte, war meinem grauköpfigen Onkel ein Strich durch die Rechnung, mir war's recht, daß ich einmal im Ernſte auf ein Pferd kam und etwas von der Katzbalgerei mit anſehen konnte. Elende Wirthſchaften hier auf dem Lande, Herr Wohlfart. Und dieſer Platz, es iſt eine gräuliche Verwüſtung!" So ſchwatzte Karl vergnügt fort. Endlich ergriff er ſeine Mütze: „Wenn Sie jetzt hier bleiben, ſo erlauben Sie mir, Sie manchmal auf eine Viertelſtunde zu beſuchen."

„Du ſollſt thun, wie zu Hauſe," ſagte Anton. „Wenn du mich einmal nicht triffſt, der Wirth hat den Schlüſſel, hier ſtehen die Cigarren."

So hatte Anton einen alten Freund wieder gefunden. Aber Karl blieb nicht ſeine einzige Bekanntſchaft in Dolman und Schleppſäbel. Der Rittmeiſter freute ſich über den Landsmann, der ſich ſo wacker gegen die Inſurgenten

gehalten hatte. Er ſtellte ihn dem Oberſten vor, welcher die Truppenabtheilung befehligte. Anton mußte dieſem ſeine Abenteuer erzählen und wurde in einem großen Kreiſe von Epauletten höchlich gelobt, darauf lud ihn der Rittmeiſter an einem der nächſten Tage zu Tiſche und ſtellte ihn den Offizieren ſeiner Escadron vor. Antons beſcheidene Ruhe machte einen günſtigen Eindruck auf die bunten Herren. In der Garniſon wären ſie wahrſcheinlich durch gewiſſe Anſichten über Menſchengröße verhindert worden, mit einem jungen Kaufmann ungezwungen zu verkehren, hier im Felde waren ſie ſelbſt tüchtigere Männer, als in der geſchäftigen Langeweile des Friedens, ihre Vorurtheile waren geringer und ihre Anerkennung eines muthigen Mannes unbefangener. So betrachteten ſie den Herrn aus dem Comtoir bald als einen verdammt guten Jungen, ſie gewöhnten ſich, ihn im Scherz bei ſeinem Vornamen zu nennen, und wenn ſie im Kaffehaus ihre Taſſe tranken und eine Partie Domino ſpielten, ſo riefen ſie Anton unfehlbar in ihren Kreis. Eine dunkle Sage von großem Vermögen und von ungewöhnlichen Verbindungen des Civiliſten tauchte aus dem Dunkel der Jahre jetzt wieder auf, aber um der Escadron nicht Unrecht zu thun, ſie war nicht mehr der Hauptgrund für die rückſichtsvolle Behandlung, die ſie ihrem Landsmann gönnte. Anton fühlte ſich durch die leichte Verbindung mit den ritterlichen Knaben mehr gehoben, als er ſich ſelbſt oder Herrn Pix geſtanden hätte. Er genoß jetzt den freien Verkehr mit anſpruchsvollen Menſchen und erſchien ſich Manchem ebenbürtig, den er bis dahin von ſeinem Comtoir aus mit ſtillem Reſpect betrachtet hatte. Alte Erinnerungen wurden in ihm

mächtig, er fühlte sich auf's Neue hereingezogen in den Zauber eines Kreises, welcher ihm für frei, glänzend und schön galt. Auch der Lieutnant von Rothsattel gehörte bald zu den guten Bekannten Antons. Anton behandelte ihn mit der zartesten Aufmerksamkeit, und der Lieutnant, im Grunde ein verzogener, leichtsinniger, gutmüthiger Mensch, ließ sich die herzliche Neigung Antons gern gefallen und lohnte ihm durch besondere Vertraulichkeit.

Die Geschäfte Antons sorgten dafür, daß er unter den neuen Bekannten seine Selbstständigkeit nicht verlor. Wohl war die Stadt ein verwüsteter Ort, der wilde Rausch war verflogen, jetzt lag die Abspannung auf aller friedlichen Thätigkeit. Die täglichen Lebensbedürfnisse waren theuer, und lohnende Arbeit war nur für Wenige vorhanden. Mancher, der sonst Stiefeln getragen hatte, ging barfuß, wer in anderer Zeit einen neuen Rock gekauft hätte, ließ jetzt einen Lappen auf den alten setzen, der Schuster und der Schneider verzehrten zum Frühstück Wassersuppe statt Kaffe und Zucker, der Krämer bezahlte seine Schuld beim Kaufmann nicht, und der Kaufmann vermochte nicht seine Verpflichtung gegen andere Handlungshäuser zu erfüllen. Wer in solcher Zeit sein Geld zurückfordert von Solchen, welche schwere Verluste muthlos beklagen, der hat eine harte Arbeit. Anton empfand das. Ueberall hörte er Klagen, die nur zu sehr begründet waren, an vielen Orten versuchte man seinem Drängen durch allerlei Kunstgriffe zu entgehen. Täglich erlebte er peinliche Scenen, oft mußten beim Advocaten

endloſe Verhandlungen in polniſcher Sprache aufgenommen werden, bei denen er ſich wie verkauft vorkam, obgleich der Agent den Dolmetſcher machte. Es war ein bunt zuſammengewürfelter Handelsſtand, in welchem Anton zu verkehren hatte, Männer aus allen Theilen Europa's. Der Verkehr hatte Vieles, was in deutſchen Augen als wild und unregelmäßig galt. Und doch übte die Gewohnheit, Verpflichtungen zu erfüllen, einen ſo großen Einfluß auch auf muthloſe Naturen, daß Antons Beharrlichkeit mehr als einmal den Sieg errang.

Die größte Forderung hatte ſein Haus an einen Herrn Wendel, einen kleinen trockenen Mann, der ſtille Geſchäfte nach allen Seiten gemacht hatte. Man ſagte, er ſei reich geworden durch Schmuggel und ſei jetzt in großer Gefahr, zu fallen. Er hatte den Prinzipal ſelbſt mit Trotz empfangen und geberdete ſich gegen Anton lange wie ein Verzweifelter. Anton hatte wieder einmal wohl eine Stunde lang in den mürriſchen Alten hineingeſprochen, und wie ſehr der Mann ſich drehte und wand, er war feſt geblieben. Da brach Wendel endlich in die Worte aus: „Es iſt genug, ich bin ein ruinirter Mann, aber Sie verdienen, zu Ihrem Gelde zu kommen. Ihr Haus iſt gegen mich immer großartig geweſen. Sie ſollen Deckung erhalten. Schicken Sie mir noch heut Ihren Agenten, holen Sie mich morgen früh ab.“

Als am nächſten Morgen Anton in Begleitung des Agenten bei dem Schuldner eintrat, ergriff Wendel nach finſterm Gruß einen großen roſtigen Schlüſſel, zog langſam einen verſchoſſenen Mantel an, auf welchem zahlreiche Kragen übereinander lagen, wie die Schindelreihen auf einem Dach, und

brachte die Gläubiger in einen entlegenen Stadttheil vor ein verfallenes Kloſter. Sie ſchritten durch einen langen Kreuzgang. Anton ſah bewundernd zu dem kunſtvollen Bau der Wölbung auf; die Zeit hatte viele Gurte geſprengt und einige Gewölbkappen ausgebröckelt, die Trümmer lagen auf den großen Steinen des Fußbodens. An der Wand waren die Leichenſteine der alten Bewohner eingemauert, verwitterte Inſchriften meldeten dem unaufmerkſamen Geſchlecht der Lebenden, daß einſt fromme Slavenmönche in dieſen Räumen den Frieden geſucht hatten. In dieſem Kreuzgange waren ſie täglich, das Brevier in der Hand, auf und ab gegangen, hier hatten ſie gebetet und geträumt, bis ſie ihre arme Seele der Fürbitte ihres Heiligen übergeben mußten. Im Innern des Gebäudes öffnete Wendel eine verborgene Thür und führte ſeine Begleiter auf gewundener Steintreppe hinab in ein großes Gewölbe. Einſt hatte der Wein des reichen Kloſters darin gelegen, und der Bruder Kellermeiſter war, ach wie oft, dieſelben Stufen hinabgegangen; er war zwiſchen den Reihen der Fäſſer umhergewandelt, hatte hier und da eine Probe ausgehoben, und wenn das Glöckchen über ihm läutete, hatte er ſchnell ſein Haupt geſenkt und ein kleines Gebet geſprochen und war darauf wieder an das Koſten gegangen, oder in behaglicher Stimmung auf und ab ſpaziert. Die Betglocken des Kloſters waren längſt eingeſchmolzen, die leeren Zellen der Brüder hatten Riſſe, und Getreide wurde jetzt aufbewahrt, wo ehemals der Prior an der Spitze der Brüder beim ehrbaren Male ſaß. Alles war verſchwunden, nur der Keller hatte ſich erhalten, und wie vor vierhundert Jahren, lagen noch jetzt die Kufen des feurigen Ungarweins auf ihren

ſchmalen Kentnern. Noch immer ſchoſſen die Strahlen der ſchönen Wölbung zu großen Sternen zuſammen, noch immer war der Raum mit reinem Weiß getüncht, der Boden mit hellem Sand tief beſtreut, noch immer war es Brauch, daß der Kellermeiſter nur mit einem Wachslicht dem edlen Wein nahen durfte. Es waren nicht dieſelben Fäſſer, aus denen die alten Mönche ihren Trunk zogen, aber es war daſſelbe Gewächs von den Rebenhügeln der Hegyalla, der roſige Wein von Menes, der Stolz Oedenburgs und der milde Trank der ſorgfältigen Leſe von Ruſt.

„Hundert und fünfzig Kufen, die Kufe zu achtzehn, vierundzwanzig, dreißig Ducaten," ſagte der Agent, und die Inventur der Fäſſer begann. Mit geſenktem Haupt ging Wendel von einem Faß zum andern, die Kerze in der Hand. Vor jedem blieb er ſtehen und wiſchte mit einem reinen Leinwandlappen ſorgfältig die kleinſte Spur des Schimmels ab, die ſich an einzelnen Fäſſern zeigte. „Es war mein liebſter Weg hierher," ſagte er zu Anton. „Seit zwanzig Jahren bin ich zu jeder Weinleſe hinausgefahren und habe eingekauft. Es waren fröhliche Tage, Herr Wohlfart, das iſt jetzt vorbei für immer. Oft bin ich hier auf und ab gegangen und habe mir das Sonnenlicht angeſehen, das von oben auf die Fäſſer fiel, und habe an die gedacht, die vor mir hier gegangen ſind. Heut bin ich zum letzten Mal in dieſem Keller. Was wird jetzt aus dem Wein werden? Sie werden ihn fortſchaffen, man wird ihn in der Fremde ohne Verſtand austrinken; in den Keller wird ein Branntweinbrenner ſeinen Spiritus thun, oder ein neuer Brauer ſein bairiſches Bier. Die alte Zeit geht zu Ende auch für mich! — Dies hier iſt das edelſte Ge-

wächs," sagte er, zu einem Faß tretend. „Ich hätte es ausnehmen können bei unserer Abmachung. Was soll mir das Faß allein? Austrinken? Ich trinke keinen Wein mehr. Es soll fortgehen mit dem Uebrigen. Nur Abschied will ich noch von ihm nehmen." Er füllte sein Glas. „Haben Sie je so etwas getrunken?" frug er und hielt Anton betrübt das Glas hin. Anton verneinte gern.

Langsam stiegen sie wieder die Stufen hinauf. An der Schwelle hielt der Kaufmann noch einmal an und sah in den Keller hinab eine lange Weile. Dann drehte er sich entschlossen um, schlug die Kellerthür zu, zog den Schlüssel ab und legte ihn feierlich in Antons Hand. „Hier ist der Schlüssel zu Ihrem Eigenthum, unsere Rechnung ist abgemacht. Leben Sie wohl, meine Herren." Langsam und mit gesenktem Haupt ging er den verfallenen Kreuzgang hinab; in dem Dämmerlicht des trüben Tages glich er einem der alten Kellermeister des Klosters, der noch als Geist durch die Trümmer der vergangenen Herrlichkeit gleitet. Der Agent rief ihm nach: „Aber das Frühstück, Herr Wendel!" Der Alte schüttelte den Kopf und winkte abwehrend mit der Hand.

Ja, das Frühstück! Jedes Abkommen an diesem Orte wurde mit Wein überschwemmt. Diese langen Sitzungen im Weinhause, welche auch in der traurigen Zeit nicht ausgesetzt wurden, waren für Anton kein geringes Leiden. Er sah, daß man in dem Land viel weniger arbeite und viel mehr schwatze und trinke, als bei ihm daheim. So oft es ihm gelungen war, etwas in's Reine zu bringen, konnte auch er sich dem Frühstück nicht entziehen. Dann setzten sich Käufer, Verkäufer, die Helfer, und wer sonst zu den Bekannten

gehörte, in einer Weinhandlung am runden Tisch zusammen, man fing mit Porter an, aß Caviar nach Pfunden und zechte dann den rothen Wein von Bordeaux. Gastfrei wurde nach allen Seiten eingeschenkt; wer ein bekanntes Gesicht hatte, mußte am Gelage Theil nehmen, immer zahlreicher wurde die Gesellschaft, oft kam der Abend heran. Unterdeß ließen die Hausfrauen der Männer, an solche Ereignisse gewöhnt, das Mittagessen wohl drei Mal wieder abtragen und hoben es zuletzt gleichmüthig bis zum andern Tage auf. Oft dachte Anton in solcher Zeit an Fink, der ihm, dem Widerstrebenden, wenigstens eine mäßige Fertigkeit beigebracht hatte, dergleichen schwere Geschäfte mit Anstand durchzumachen.

An einem Nachmittag saß Anton beim Domino. Da rief ein älterer Lieutnant von seiner Zeitung den spielenden Offizieren zu: „Gestern Abend sind einem unserer Husaren zwei Finger der rechten Hand zerschmettert worden. Der Esel, welcher mit ihm einquartiert war, hat mit seinem Karabiner gespielt, in dem er den Schuß nicht herausgezogen hatte. Der Doctor hält eine Amputation für unvermeidlich. — Schade um den tüchtigen Mann, er war einer der brauchbarsten Leute in der Escadron. Solch Malheur trifft immer die Besten."

„Wie heißt der Mann?" frug Herr von Bolling, seinen Stein setzend.

„Es ist der Gefreite Sturm."

Anton sprang auf, daß die Steine auf dem Tische tanzten. „Wo liegt der Verwundete?"

Der Lieutnant beſchrieb ihm die Lage des Lazareths.

In einem finſtern Zimmer, voll von Betten und kranken Soldaten, lag der bleiche Karl und ſtreckte ſeine linke Hand Anton entgegen. „Es iſt vorüber," ſagte er, „es hat hölliſch weh gethan, aber ich werde die Hand doch wieder gebrauchen. Die Feder kann ich noch führen, und auch das Uebrige will ich verſuchen, und iſt's nicht mit der Rechten, ſo iſt's mit der Linken. Nur in goldenen Ringen werde ich keinen Staat mehr machen."

„Mein armer, armer Karl," rief Anton, „mit deinem Dienſt iſt's vorbei."

„Wiſſen Sie was," ſagte Karl, „das Unglück will ich ertragen, ein ordentlicher Krieg wird doch nicht; wenn's auf das Frühjahr zum Einſäen kommt, bin ich wieder im Stande. Ich könnte ſchon jetzt aufſtehen, wenn nicht der Doctor ſo ſtreng wäre. Hier iſt es nicht ſchön," ſetzte er entſchuldigend hinzu, „es ſind viele unſerer Leute erkrankt, da muß man ſich in der fremden Stadt behelfen."

„Du ſollſt nicht in dieſer Stube bleiben," ſagte Anton, „wenn ich's ändern kann. Es riecht hier ſo nach Krankheit, daß ein Geſunder ſchwach wird; ich werde bitten, daß dein Chef dir erlaubt, in meine Wohnung zu ziehen."

„Lieber Herr Anton," rief Karl erfreut. „Still," ſagte dieſer, „noch weiß ich nicht, ob wir die Erlaubniß erhalten."

„Noch eine Bitte habe ich an Sie," ſagte beim Abſchiede der Kranke, „daß Sie die Geſchichte dem Goliath ſo mittheilen, daß er nicht zu ängſtlich wird. Wenn er's durch Zufall von Fremden erfährt, ſo ſtellt er ſich wie ein Menſchenfreſſer."

Das verſprach Anton und eilte darauf zu dem Escadronarzt und zu ſeinem Gönner, dem Rittmeiſter.

„Ich will mich dafür verwenden, daß er jetzt Urlaub erhält," verſprach dieſer. „Da mir bei der Beſchaffenheit ſeiner Wunde ſeine Verabſchiedung zweifellos ſcheint, ſo kann er ja bei Ihnen abwarten, bis dieſe erfolgt."

Drei Tage darauf trat Karl mit ſeiner verbundenen Hand in Antons Zimmer. „Da bin ich," ſagte er. „Adieu Dolman, adieu Selim, mein Brauner! Eine Woche müſſen Sie noch mit mir Geduld haben, Herr Anton, dann hebe ich Ihnen wieder Tiſch und Stuhl mit ſteifem Arm."

„Hier iſt eine Antwort deines Vaters," ſagte Anton, „ſie iſt an mich gerichtet."

„An Sie?" frug Karl verwundert, „warum an Sie? warum hat er denn nicht an mich geſchrieben?"

„Höre ſelbſt." Anton ergriff einen großen Bogen, der von oben an mit halbzölligen Buchſtaben bemalt war, und las: „Geehrter Herr Wohlfart, das iſt ein großes Unglück für meinen armen Sohn! Zwei Finger von zehn bleiben nur acht. Wenn es auch kleine Finger ſind, es thut eben ſo weh. Es iſt ein ſehr großes Unglück für uns beide, daß wir einander nicht mehr ſchreiben können. Deßwegen bitte ich, daß Sie die Güte haben, ihm Alles zu ſagen, was folgt. Er ſoll ſich nicht ſehr grämen. Bohren kann vielleicht noch gehn, auch Manches mit dem Hammer. Und wenn der Himmel wollte, daß dieſes nicht möglich wäre, ſo ſoll er ſich doch nicht ſehr grämen. Es iſt für ihn geſorgt, durch einen eiſernen Kaſten. Wenn ich geſtorben bin, findet er den Schlüſſel in meiner Weſtentaſche. So laſſe ich ihn von gan-

zem Herzen grüßen. Sobald er wieder fahren kann, ſoll er zu mir kommen, um ſo mehr, da ich ihm ſchriftlich nicht mehr ſagen kann, daß ich bin ewig ſein getreuer Vater Johann Sturm." — Anton reichte den Brief dem Invaliden.

„Es iſt richtig," ſagte Karl zwiſchen Lächeln und Wehmuth, „er hat ſich in der erſten Angſt eingebildet, daß auch er mir nicht mehr ſchreiben kann, weil ich an der Hand bleſſirt bin. Der wird Augen machen, wenn er meinen nächſten Brief erhält."

So wohnte Karl mehrere Wochen in dem Zimmer neben Anton. Sobald er ſeine Hand wieder bewegen konnte, bemächtigte er ſich der Garderobe des Freundes und begann einige der kleinen Dienſte, welche er vor Jahren im Hauſe des Prinzipals übernommen hatte. Anton hatte zu wehren, daß er nicht die unnöthige Rolle eines Bedienten übernahm. „Haſt du ſchon wieder meinen Rock unter der Bürſte?" ſagte er in Karls Stube tretend, „du weißt, daß ich das nicht leiden will." — „Es war nur zur Geſellſchaft von meinem," entſchuldigte ſich Karl, „zwei neben einander halten ſich immer beſſer als einer. Ihr Kaffe iſt fertig, aber die Maſchine taugt nichts, er ſchmeckt immer nach Spiritus." Da er ſich für Anton nicht nützlich machen konnte, wie er ſagte, ſo fing er an, für ſich ſelbſt zu arbeiten. Bei ſeiner alten Vorliebe für Handwerkszeug hatte er bald eine Menge verſchiedenartiger Inſtrumente um ſich verſammelt, und ſo oft Anton das Haus verließ, begann ein Sägen, Bohren, Hobeln und Raſpeln, daß ſogar der taube Artilleriecapitain, welcher im Nebenhauſe einquartiert war, zu der Anſicht kam, ein Tiſchler ſei eingezogen, und ſeine eingefallene Bettſtelle zum Aus-

beſſern herüberſchickte. Da Karl die rechte Hand noch ſchonen mußte, übte er die linke Hand mit allen Werkzeugen nach der Reihe und freute ſich wie ein Kind über die Fortſchritte, die er machte. Und als ihm der Arzt für die nächſten Wochen auch dieſe Thätigkeit abrieth, fing er an mit der linken Hand zu ſchreiben und zeigte Anton täglich Proben ſeiner Handſchrift. „Es iſt nur der Uebung wegen," ſagte er, „der Menſch muß wiſſen, was er vermag. Uebrigens iſt es nur eine Angewohnheit, mit den Händen zu ſchreiben; wer keine hat, thut's mit den Beinen; ich glaube, daß auch die nicht einmal nöthig ſind, es müßte auch mit dem Kopfe gehen."

„Du biſt ein Narr," ſagte Anton lachend.

„Ich verſichere Sie," fuhr Karl fort, „ein langes Rohr in den Mund geſteckt, mit zwei Drähten, die hinter die Ohren gedrückt werden, um die Schwankung zu verringern, es müßte ganz erträglich gehen. — Da iſt die beinerne Einfaſſung von Ihrem Schlüſſelloche abgeſprungen, die wollen wir ſogleich leimen."

„Ich wundere mich, daß ſie nicht von ſelbſt wieder feſt wird," ſpottete Anton, „denn aus deiner Stube kommt ein ſchrecklicher Leimgeruch hereingezogen. Die ganze Luft iſt in Leim verwandelt."

„Gott bewahre," ſagte Karl, „es iſt ja geruchloſer Leim, den ich habe, eine neue Erfindung."

Als der treue Mann mit dem Abſchied in der Taſche nach der Heimath zurückfuhr, fühlte ſich Anton ſo vereinſamt, als wäre er erſt jetzt aus dem Zauberkreiſe der großen Waage in die Fremde gezogen.

Einſt ging Anton an der verhängnißvollen Herberge vorüber, in welcher ſein Prinzipal verwundet worden war. Er ſtand einen Augenblick ſtill und ſah mit Neugier auf das alte Haus und den Hofraum, in welchem jetzt weißröckige Soldaten beſchäftigt waren, ihr Lederzeug zu färben und zu glätten. Da erblickte er ein Weſen im ſchwarzen Kaftan, welches wie ein Schatten aus der Schenkſtube quer über die Einfahrt hinglitt. Es waren die ſchwarzen Ohrlocken, es war das kleine Käppchen, es war Figur und Haltung des alten Bekannten Schmeie Tinkeles. Ach, aber es war nicht ſein Geſicht. Der frühere Tinkeles war in ſeiner Art ein hübſcher Burſch geweſen. Er hatte ſeine beiden Locken ſtets ſo glänzend und kokett getragen, wie einem Geſchäftsmann nur möglich iſt, er hatte hübſche rothe Lippen gehabt und einen leichten Roſaſchimmer auf ſeinen gelben Wangen. Der gegenwärtige Schmeie war nur ein Schatten des frühern. Er ſah geſpenſtig bleich aus, ſeine Naſe war ſpitz und groß geworden, und ſein Kopf hing ihm nach vorn, wie der Kelch einer welkenden Blume am Bach Kidron.

Anton rief erſtaunt: „Tinkeles, ſeid Ihr's wirklich?“ und trat auf ihn zu. Tinkeles ſchrak zuſammen, wie von einem Blitzſtrahl getroffen, und ſtarrte mit aufgeriſſenen Augen Anton an, ein Bild des Schreckens und der Furcht. „Gott gerechter!“ waren die einzigen Worte, welche über ſeine blutloſen Lippen kamen.

„Was habt Ihr, Tinkeles? Ihr ſeht ja aus wie ein armer Sünder! Was treibt Ihr hier am Platz? und wie zum Teufel kommt Ihr grade in dieſes Haus?“

„Ich kann doch nichts dafür, daß ich hier bin,“ antwor-

tete der Geſchäftsmann noch immer in halber Bewußtloſigkeit: „ich kann doch nichts dafür, daß der Prinzipal hat ſolches Unglück gehabt mit dem Menſchen. Sein Blut iſt ja gefloſſen wegen der Waaren, welche der Mauſche Fiſchel hatte abgeſchickt und hatte das Geld bereits gezogen. Ich bin unſchuldig, Herr Wohlfart, auf meine ewige Seligkeit, ich habe nicht gewußt, daß der Wirth iſt ein ſo ſchlechter Menſch, und wird die Hand aufheben gegen den Herrn, welcher vor ihm ſteht ohne Hut, ohne Mütze. — Ohne Mütze," jammerte er lauter, „in bloßem Kopf, Sie können glauben, es iſt mir geweſen, als wenn ein Schwert fiele in meinen Leib, als ich habe geſehen, wie der Wirth ſich benommen hat ſo gewaltthätig gegen einen Mann, der vor ihm ſtand mit aufgerichtetem Haupt als ein Ehrenmann, was er iſt geweſen ſein Lebelang."

„Hört, Schmeie," ſagte Anton, erſtaunt auf den Galizier blickend, der immer noch darnach rang, durch Worte ſeine Faſſung wieder zu gewinnen, „hört, mein Burſch, Ihr ſeid hier in dieſer Herberge geweſen, als die Wagen geplündert wurden, Ihr habt aus einem Verſteck unſern Streit mit dem Wirth angeſehen. Ihr kennt den Wirth und wohnt noch hier, ich will Euch gerade heraus ſagen, was Ihr mir zur Hälfte eingeſtanden habt. Ihr habt von dem Abladen der Wagen gewußt; und ich will Euch noch etwas anvertrauen, Ihr habt ein Intereſſe daran gehabt, daß die Fuhrleute hier zurückblieben, und Ihr habt mit dem Wirth unter einer Decke geſteckt. Nach dem, was Ihr mir geſagt habt, laſſe ich Euch nicht los, bevor ich Alles weiß. Ihr werdet entweder jetzt auf mein Zimmer kommen und mir freiwillig

geſtehen, was Ihr wißt, oder ich führe Euch zum Militär und laſſe Euch von den Soldaten verhören."

Tinkeles war vernichtet. „Gott meiner Väter, es iſt ſchrecklich, es iſt ſchrecklich!" wimmerte er leiſe und klapperte mit den Zähnen.

Anton fühlte Mitleid mit der großen Angſt des Mannes und ſagte: „Kommt mit mir, Tinkeles; ich verſpreche Euch, wenn Ihr ehrlich geſteht, ſoll Euch nichts geſchehen."

„Was ſoll ich geſtehn dem Herrn," ächzte Schmeie, „wo ich doch nichts habe zu geſtehn?"

„Wenn Ihr nicht gutwillig kommt, ſo rufe ich die Soldaten," ſagte Anton barſch.

„Nichts von Soldaten," bat Tinkeles wieder ſchauernd, „ich will kommen mit Ihnen und will ſagen, was ich weiß, wenn Sie mir wollen verſprechen, daß Sie mich verrathen gegen Niemanden, nicht an Ihren Prinzipal und nicht an Mauſche Fiſchel, auch nicht an den ſchlechten Menſchen dieſen Wirth, und an keinen Soldaten."

„Kommt," ſagte Anton und wies mit der Hand die Straße hinab. So führte er den Willenloſen wie einen Gefangenen mit ſich fort und verwandte kein Auge von ihm, weil er befürchtete, daß Schmeie den Rathſchlägen ſeines böſen Gewiſſens folgen und in eine Seitengaſſe entlaufen könnte.

Der Galizier hatte nicht den Muth dazu, er ſchlich mit geſenktem Haupt neben Anton her, ſah ihn zuweilen ſeufzend an und gurgelte unverſtändliche Worte vor ſich hin. Auf Antons Zimmer fing er aus freien Stücken an; „Es iſt mir geweſen eine Laſt auf meinem Herzen, ich habe nicht

können ſchlafen, ich habe nicht können eſſen und trinken, und wenn ich gelaufen bin, um zu machen ein Geſchäft, ſo hat es mir in der Seele gelegen, wie ein Stein in einem Gläſe: wenn man trinken will, fällt der Stein auf die Zähne, und man beſchüttet ſich mit Waſſer. Weh! was habe ich mich beſchüttet!" .

„So redet," ſagte Anton, wieder erweicht durch die aufrichtige Klage.

„Ich bin hergekommen wegen der Wagen," fuhr Tinkeles haſtig fort und ſah Anton furchtſam an. „Der Mauſche hatte doch mit Ihnen gehandelt ſeit zehn Jahren, und immer ehrlich, und Sie haben verdient ein gutes Stück Geld an ihm; und da hat er gemeint, daß jetzt gekommen wäre die Zeit, wo er anfangen könnte ein großes Geſchäft und mit Ihnen ſeine Abrechnung machen. Und wie losgegangen iſt das Geſchrei und das Geſchmuſe, da iſt er zu mir gekommen und hat zu mir geſagt: „Schmeie," ſagt' er, „du haſt keine Furcht," ſagt' er. „Laß ſie ſchießen und gehe unter ſie und ſieh, daß du anhältſt die Wagen für mich. Vielleicht kannſt du ſie verkaufen unterwegs, vielleicht bringſt du mir ſie zurück, es iſt immer beſſer, wir haben ſie, als es hat ſie ein Anderer." So bin ich hergekommen und habe gewartet, bis die Wagen angekommen ſind, und habe geſprochen mit dem Wirth, weil die Waaren doch nicht würden kommen in Ihre Hände, wäre es am beſten, ſie kämen wieder in unſere. Aber daß der Wirth ſoll ſein ein ſolcher Blutmenſch, das habe ich nicht gewollt und habe ich nicht gewußt, und ſeit ich habe geſehen, wie er Ihrem Herrn hat aufgeſchnitten den Rock, habe ich keine Ruhe gehabt, und ich habe immer geſehn vor

mir das blutige Hemd und das feine Tuch von seinem grünen Rock, welches entzwei geschnitten war."

Anton hörte die Geständnisse des Tinkeles mit einem Interesse an, welches den Widerwillen überwog, den er gegen das — nicht seltene — Manöver der galizischen Händler empfand. Er begnügte sich, dem Sünder zu sagen: „Eurer Schurkerei verdankt Herr Schröter seinen wunden Arm, und wären wir Euch nicht in die Quere gekommen, so hättet Ihr uns zwanzigtausend Thaler gestohlen."

„Es sind nicht zwanzigtausend," rief Schmeie sich windend, „die Wolle steht schlecht, und mit Talg ist nichts zu machen. Es sind weniger als zwanzig."

„So," sagte Anton verächtlich, „und was werde ich jetzt mit Euch thun?"

„Thun Sie nichts mit mir," bat Schmeie beweglich und legte seine Hand bittend auf Antons Rock. „Lassen Sie schlafen die ganze Geschichte. Sie haben die Waaren, seien Sie damit zufrieden. Es ist ein schönes Geschäft, das der Mausche Fischel nicht hat machen können, weil Sie ihn haben daran gehindert."

„Es thut Euch noch leid," erwiederte Anton erzürnt.

„Es ist mir recht so, daß Sie die Waaren haben," sagte der Jude, „denn Sie haben vergossen Ihr Blut darüber. Und deßhalb thun Sie nichts mit mir; ich will sehen, daß ich Ihnen kann in andern Sachen zu Gefallen sein. Wenn Sie etwas zu thun haben hier am Ort für mich, es wird mir sein eine Beruhigung, daß ich Ihnen kann zu etwas verhelfen."

Anton antwortete kalt: „Wenn ich Euch auch verspro-

chen habe, Eure Spitzbüberei dem Gericht nicht anzuzeigen, so können wir doch mit Euch kein Geschäft mehr machen. Ihr seid ein schlechter Mensch, Tinkeles, und habt Euch gegen unser Haus unredlich bewiesen. Wir sind von jetzt ab geschiedene Leute."

„Warum sagen Sie mir, daß ich ein schlechter Mensch bin?" klagte Tinkeles; „Sie haben mich gekannt als ehrlichen Mann seit Jahren, wie können Sie sagen, daß ich schlecht bin, weil ich habe einmal machen wollen ein Geschäft, und habe dabei Unglück gehabt und hab's nicht gemacht? Ist das schlecht?" —

„Es ist genug," sagte Anton, „Ihr könnt jetzt gehen." Tinkeles blieb stehen und frug: „Können Sie vielleicht brauchen neue kaiserliche Ducaten? Ich kann sie Ihnen besorgen mit fünf und ein Viertel." — „Ich will nichts von Euch," sagte Anton, „geht."

Der Jude ging zögernd bis zur Thür und drehte wieder um. „Es ist zu machen ein schönes Geschäft mit Hafer, wenn Sie wollen mit übernehmen die Lieferung, ich will Ihnen einen Theil verschaffen: es ist dabei zu verdienen ein rares Geld."

„Ich mache keine Geschäfte mit Euch, Tinkeles; geht in Gottes Namen."

Der Jude schlich hinaus: noch einmal kratzte es an der Thür, aber das Gewissen war in dem Schelm so mächtig geworden, daß er sich nicht mehr in das Zimmer traute. Nach einigen Minuten sah Anton, wie er schwermüthig quer über die Straße ging.

Seit diesem Tage wurde Anton durch den reuigen Tin-

keles in Belagerungszuſtand geſetzt. Kein Tag verlief, wo der Galizier ſich nicht an Anton herandrängte und in ſeiner Weiſe Verſöhnung mit ihm ſuchte. Bald überfiel er ihn auf der Straße, bald ſtörte ſein unſicheres Klopfen den Beſchäftigten am Schreibtiſch, immer aber hatte er etwas anzubieten, oder Neues mitzutheilen, wodurch er Gnade zu erwerben hoffte. Rührend war ſeine Erfindungskraft, er erbot ſich, alles Mögliche für Anton zu kaufen, oder zu verkaufen, jede Art von Geſchäftsgängen zu machen, zu ſpioniren und zuzutragen. Und als er entdeckte, daß Anton auch mit Offizieren verkehrte, und daß beſonders ein junger Lieutnant mit zartem Geſicht und einem kleinen Bart zuweilen mit Anton aus der Reſtauration ging und die Wohnung deſſelben beſuchte, da fing Tinkeles an, auch ſolche Gegenſtände anzubieten, die nach ſeiner Meinung für einen Offizier angenehm ſein mußten. Anton blieb zwar dabei, jedes Geſchäft mit dem Sünder zu vermeiden, konnte aber zuletzt nicht mehr über's Herz bringen, den armen Teufel rauh zu behandeln, und Tinkeles erkannte aus manchem unterdrückten Lächeln oder aus kurzen Fragen Antons, daß ſeine Fürſprache beim Chef des Hauſes nicht unmöglich ſei. Und er warb darum mit der Ausdauer ſeines Ahnherrn Jakob.

An einem Morgen klirrte der junge Rothſattel in Antons Zimmer. „Ich werde krank gemeldet, habe ſtarken Katarrh und muß in meinem troſtloſen Quartier bleiben," ſagte er, ſich auf dem Sopha niederlaſſend. „Sie können mir heut Abend helfen die Zeit vertreiben. Wir ſpielen eine Parthie Whiſt. Ich habe noch unſern Doctor und einen

und den andern Kameraden dazu aufgefordert. Werden Sie kommen?" — Erfreut und ein wenig geſchmeichelt ſagte Anton zu. „Gut," fuhr der junge Herr fort, „dann müſſen Sie mir auch die Möglichkeit geben, mein Geld an Sie zu verlieren; das elende Vingt-un hat mir die Taſchen rein ausgefegt. Leihen Sie mir auf acht Tage zwanzig Ducaten." „Mit Vergnügen," ſagte Anton und ſuchte eilig ſeine Börſe hervor.

Als der Lieutnant das Geld nachläſſig in ſeine Taſche ſteckte, klang auf der Straße der Hufſchlag eines Pferdes; ſchnell trat er an das Fenſter. „Wetter, das iſt eine hübſche Katze, polniſches Blut, der Roßkamm hat ſie einem der Rebellen geſtohlen und will jetzt einen ehrlichen Soldaten damit anführen."

„Woher wiſſen Sie, daß das Pferd zu verkaufen iſt?" frug Anton, der unterdeß am Schreibtiſch einen Brief ſiegelte.

„Sehen Sie nicht, daß ein Gauner das Thier im Parademarſch vorbeiführt?"

In dem Augenblick klopfte es leiſe an der Thür, und Schmeie Tinkeles ſchob zuerſt ſein lockiges Haupt und darauf den ſchwarzen Kaftan in die Stube und gurgelte unterwürfig: „Ich wollte die gnädigen Herren fragen, ob ſie vielleicht wollen anſehen ein Pferd, welches ſo viel Louisd'or werth iſt, als es Thalerſtücke koſtet. — Wenn Sie doch nur gehen wollten bis an das Fenſter, Herr Wohlfart, Sie ſollen es ja nur anſehen; ſehen iſt nicht kaufen."

„Iſt dieſe Geſtalt einer von Ihren Geſchäftsfreunden, Wohlfart?" frug der Lieutnant lachend.

„Er ist es nicht mehr, Herr von Rothsattel," antwortete Anton in demselben Ton, „er ist in Ungnade gefallen. Diesmal gilt sein Besuch Ihnen. Nehmen Sie sich in Acht, er wird Sie verführen, das Pferd zu kaufen."

Der Händler hörte aufmerksam der Unterredung zu und heftete seinen Blick neugierig auf den Lieutnant. „Wenn der gnädige Herr Baron will kaufen das Pferd," sagte er zudringlich zu dem Lieutnant tretend und denselben unverrückt anstarrend, „so wird es ein schönes Reitpferd sein auch auf dem Gut in Ihrer Wirthschaft."

„Was zum Henker weißt Du von meinem Gut?" sagte der Lieutnant; „ich habe kein Gut!"

„Kennt Ihr diesen Herrn?" frug Anton.

„Warum soll ich ihn nicht kennen, wenn er ist, welcher das große Gut hat in Ihrem Lande und jetzt gebaut hat eine Fabrik, worin er macht Zucker aus Viehfutter."

„Er meint Ihren Herrn Vater," sagte Anton zum Lieutnant; „Tinkeles hat seine Verbindung auch in unserer Provinz und hält sich oft Monate bei uns auf."

„Was ich höre!" rief der Galizier nachdenkend, „es ist der Vater von dem Herrn Offizier. Um Vergebung, Herr Wohlfart, also Sie sind bekannt mit dem Herrn Baron, welcher ist der Vater von diesem Herrn!" — Um den Schnurrbart des Lieutnant zuckte ein Lächeln.

„Ich habe den Vater dieses Herrn wenigstens gesehen," antwortete Anton, unwillig über die zudringliche Frage des Händlers und darüber, daß er das Erröthen seiner Wangen fühlte.

„Und um Vergebung, wenn ich fragen darf, Sie kennen den Herrn Offizier genau, wie man kennt einen guten Freund —"

„Was geht Euch das an, Tinkeles?" frug Anton barſch und erröthete noch tiefer, weil er auf die Frage nicht ſo recht zu antworten wußte.

„Ja, er iſt mein guter Freund, Jude," ſagte der Lieutnant, auf Antons Schulter ſchlagend. „Er iſt mein Caſſirer, er hat mir heute erſt zwanzig Ducaten geborgt und wird mir kein Geld geben, um dein Pferd zu kaufen. Alſo geh zum Teufel."

Der Händler lauſchte mit vorgebogenem Hals auf jedes Wort des Offiziers und ſah die jungen Männer mit einer Neugierde, und wie Anton zu bemerken glaubte, mit einer Theilnahme an, welche von ſeinem gewöhnlichen lauernden Weſen verſchieden war. „Alſo zwanzig Ducaten hat er Ihnen geborgt," wiederholte er mechaniſch, „er wird Ihnen auch mehr borgen, wenn Sie mehr von ihm verlangen. Ich weiß," murmelte er, „ich weiß."

„Was wißt Ihr?" frug Anton.

„Ich weiß doch, wie es iſt unter jungen Herren, welche gut Freund mit einander ſind," ſagte der Händler mit einer nachdrücklichen Bewegung des Kopfes. „Alſo Sie können das Pferd nicht brauchen, Herr Wohlfart? So empfehle ich mich Ihnen, Herr Wohlfart." Bei dieſen Worten kehrte er kurz um und verſchwand. Gleich darauf hörte man das Pferd im Trabe fortreiten.

„Iſt das ein verrückter Kerl!" rief der Lieutnant, dem Davoneilenden nachſehend.

„Er iſt ſonſt nicht ſo ſchnell bereit, ſich zu entfernen,“ erwiederte Anton, verwundert über das räthſelhafte Benehmen des Geſchäftsmannes. „Wahrſcheinlich hat Ihre Uniform ſeinen Abgang beſchleunigt.“

„Ich hoffe, ſie hat Ihnen einen Gefallen gethan. Alſo heut Abend,“ ſagte der Lieutnant grüßend und verließ das Zimmer.

Am Nachmittag tönte wieder das leiſe Klopfen an Antons Thür, Tinkeles erſchien auf's Neue. Er ſah ſich vorſichtig in der Stube um und trat, ohne auf Antons finſtere Stirn zu achten, nahe an ihn heran. „Erlauben Sie mir zu fragen,“ ſprach er mit vertraulichem Kopfſchütteln, „iſt es in der Wahrheit, daß Sie ihm geborgt haben zwanzig Ducaten, und daß Sie ihm geben würden noch mehr, wenn er mehr haben wollte?“

Anton ſah den Händler erſtaunt an und ſagte aufſtehend: „Ich habe ihm das Geld gegeben und werde ihm noch mehr geben. Und jetzt ſagt Ihr mir gerade heraus, was Euch im Kopfe herumgeht. Denn ich ſehe, Ihr habt mir etwas mitzutheilen.“

Tinkeles machte ein ſchlaues Geſicht und zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen. „Wenn er auch iſt Ihr guter Freund, ſo nehmen Sie ſich doch in Acht, daß Sie ihm borgen kein Geld. Wiſſen Sie was, borgen Sie ihm keinen Gulden mehr,“ wiederholte er nachdrücklich.

„Und weßhalb nicht?“ frug Anton. „Euer guter Rath iſt mir nichts werth, wenn ich nicht weiß, aus welchen Gründen Ihr mich warnt.“

„Und wenn ich Ihnen ſage, was ich weiß, wollen Sie

dann sprechen für mich bei Herrn Schröter, daß er nicht mehr denkt an die Frachtwagen, wenn er mich sieht in Ihrem Comtoir?" frug der Jude schnell.

„Ich will ihm sagen, daß Ihr mir seit der Zeit in anderer Weise ehrlich gedient habt. Was er dann thun wird, steht bei ihm," erwiederte Anton eben so schnell.

„Sie werden sprechen für mich," sagte der Händler, „das ist mir genug. Und Sie sollen hören, was Ihnen erhalten kann Ihr gutes Geld. — Es steht faul mit dem Rothsattel, dem Vater dieses jungen Menschen, sehr faul; das Unglück hält über ihn eine schwarze Hand. Er ist ein verlorner Mensch. Es ist ihm nicht zu helfen."

„Woher habt Ihr diese Nachricht?" rief Anton erschrocken. „Es ist unmöglich," setzte er ruhiger hinzu, „es ist eine Unwahrheit, Geschwätz von Winkelagenten und ähnlichem Volk."

„Glauben Sie meiner Rede," sprach der Jude mit einem eindringlichen Ernst, welcher seine Figur größer machte und sogar seine Sprache weniger mißtönend. „Sein Vater ist unter den Händen von Einem, der heimlich wandelt wie ein Engel des Verderbens. Er geht und legt seinen Strick um den Hals der Menschen, die er bezeichnet hat, ohne daß ihn Einer sieht. Er zieht den Strick zu, und sie fallen um, wie die hölzernen Kegel. Warum wollen Sie Ihr Geld verlieren an solche Leute, die schon tragen die Schlinge am Halse?"

„Wer ist der Teufel, den Ihr meint, wer hat den Baron in Händen?" rief Anton in einer Aufregung, welche ihn alle Vorsicht vergessen ließ.

„Was nützt der Name," erwiederte der Galizier kalt. „Wenn ich auch wüßte den Namen, so würde ich ihn doch nicht ſagen, und wenn ich ihn ſage, es kann Ihnen nichts helfen und dem Rothſattel auch nicht, denn Sie kennen den Mann nicht, und Ihr Baron kennt ihn vielleicht auch nicht."

„Iſt dieſer Mann Ehrenthal?" frug Anton.

„Ich kann den Namen nicht ſagen," wiederholte der Händler mit einem Achſelzucken, „aber der Hirſch Ehrenthal iſt es nicht."

„Wenn ich Euren Worten glauben ſoll, und wenn Ihr mir damit einen Dienſt leiſten wollt," fuhr Anton ruhiger fort, „ſo müßt Ihr mir Genaues mittheilen. Ich muß den Namen dieſes Mannes wiſſen, und ich muß Alles wiſſen, was Ihr über ihn und den Freiherrn gehört habt."

„Nichts habe ich gehört," antwortete der Händler verſtockt, „wenn Sie mich fragen wollen, wie die Gerichte fragen. Eine Rede, die geſprochen iſt, verfliegt in der Luft, wie ein Geruch, der Eine fängt das auf, der Andere jenes. Ich kann Ihnen nicht ſagen die Worte, die ich gehört habe, und ich will ſie nicht ſagen um vieles Geld. Ich will nicht die Hand legen an meine Gebetſchnüre und vor Gericht zeugen. Was ich ſpreche, iſt gut für Ihr Ohr und für kein anderes. Ihnen aber ſage ich, daß Zwei haben zuſammengeſeſſen nicht einen Abend, viele Abende, und nicht in einem Jahre, ſondern mehrere Jahre, und ſie haben leiſe mit einander gemurmelt in unſerer Herberge hinten an dem Geländer, wo unten das Waſſer läuft. Und das Waſſer hat gemurmelt unten, und ſie haben gemurmelt oben über dem

Waſſer. Ich lag in der Stube auf meinem Strohſack, daß ſie glaubten, ich ſchliefe. Und oft habe ich gehört aus dem Munde von Beiden den Namen Rothſattel und den Namen von ſeinem Gute. Und ich weiß, daß ein Unglück über ihm ſteht, aber weiter weiß ich nichts. Und jetzt iſt es geſagt und ich werde gehen. Der gute Rath, den ich Ihnen gegeben habe, ſoll ſein Ihre Bezahlung für den Tag, wo Sie gefochten haben mit einer Piſtole für die Wolle und für die Häute. Und Sie werden denken an das Verſprechen, das Sie mir gegeben haben."

Anton ſah beſorgt vor ſich nieder. Durch Bernhard wußte er, daß der Freiherr mit Ehrenthal in vielfacher Verbindung ſtand, und dieſer Verkehr des Gutsbeſitzers mit dem übelberüchtigten Speculanten war ihm ſchon oft auffallend erſchienen. Aber was Tinkeles ſagte, klang doch zu unglaublich, er ſelbſt hatte nie etwas Ungünſtiges über die Verhältniſſe des Freiherrn gehört. „Bei dem, was Ihr mir heut erzählt habt," ſprach er nach einer Weile, „kann ich mich nicht beruhigen. Ihr werdet Euch beſinnen, vielleicht erinnert Ihr Euch an die Namen und einzelnen Worte, die Ihr gehört habt."

„Vielleicht werde ich mich erinnern," erwiederte der Galizier mit einem eigenthümlichen Ausdruck, der dem bekümmerten Anton entging. „Und ſo haben wir geſchloſſen unſere Rechnung, ich habe Ihnen Sorge gemacht und Gefahr, dafür habe ich Ihnen jetzt gethan einen Gefallen. Einen großen Gefallen," ſetzte er ſelbſtgefällig in das betroffene Geſicht Antons blickend hinzu. — „Können Sie gebrauchen Louisd'or gegen Banknoten?" frug er plötzlich im Geſchäfts-

ton; „ich kann Ihnen lassen Louisd'or, wenn Sie mir dafür geben Ducaten oder Banknoten."

„Ihr wißt, ich mache keine Geldgeschäfte," antwortete Anton zerstreut. — „Vielleicht können Sie abgeben Wiener Wechsel auf gute Häuser?" — „Ich habe keine Wechsel abzugeben," sagte Anton ärgerlich.

„Gut," sagte der Jude, „eine Anfrage beißt Niemanden," und wandte sich zum Gehen. An der Thür hielt er noch einen Augenblick an. „Dem Seligmann, der das Pferd hat vorgeführt für die Herren und hat auf die Herren gewartet einen ganzen halben Tag, habe ich geben müssen zwei Gulden Münz. Es ist eine baare Auslage, die ich gehabt habe für Sie, wollen Sie mir nicht wiedergeben meine zwei Gulden?"

„Gott sei Dank," rief Anton wider Willen lächelnd, „jetzt seid Ihr wieder der alte Tinkeles. Nein, Schmeie, die zwei Gulden bekommt Ihr nicht."

„Und Sie wollen mir nicht abnehmen die Louisd'or gegen Papier auf Wien?"

„Auch nicht," erwiederte Anton.

„Adjes," sagte Tinkeles. „Wenn ich Sie wiedersehe, sind wir gut Freund mit einander." Er ergriff die Klinke. „Und wenn Sie wissen wollen den Namen von diesem Mann, der den Rothsattel so herunterbringen kann, daß er klein wird, wie das Gras auf der Landstraße, wo Jedermann tritt darauf, so fragen Sie nach dem Buchhalter von Hirsch Ehrenthal, mit Namen Itzig. Veitel Itzig wird sein der Name." Bei diesen Worten eilte Tinkeles zur Thür hinaus. Anton sprang ihm nach, aber der Händler hörte nicht auf sein Ru-

fen und war aus der Hausthür geſchlüpft, bevor Anton ihn einholen konnte. Da gegründete Ausſicht war, ihn in Kurzem wieder zu ſehen, ſo ging Anton, ſehr beſchäftigt durch die Geſtändniſſe des wunderlichen Heiligen, auf ſein Zimmer zurück.

Was er gehört hatte, mußte er ſogleich dem Sohne des Freiherrn mittheilen. Er ſagte ſich, daß bei dem großen Zartgefühl ſeines militäriſchen Freundes dieſe Mittheilung ſchwierig ſei. „Aber es muß geſchehen, noch heut Abend ziehe ich ihn bei Seite, ich gehe zeitig zu ihm, oder bleibe beim Aufbruch zurück.“

Dieſem guten Vorſatz gönnte das Schickſal eine bequeme Ausführung nicht. So früh Anton auch in das Quartier des jungen Rothſattel eilte, er fand doch die Stube bereits durch fünf bis ſechs Huſarenlieutnants beſetzt. Eugen lag in ſeinem Schlafrock auf dem Sopha, die Escadron lagerte um ihn herum. Gleich nach Anton trat der Doctor ein. „Wie geht's?“ frug dieſer zum Kranken tretend.

„Gut genug,“ erwiederte Eugen; „ich brauche Ihre Giftpulver nicht.“

„Etwas Fieber,“ fuhr der Doctor fort, „eingenommener Kopf und ſo weiter. Es iſt zu heiß hier, ich ſchlage vor, das Fenſter zu öffnen.“

„Beim Teufel, das werden Sie nicht, Doctor,“ rief ein junger Herr, der ſich aus zwei Stühlen eine Art Bank zuſammengerückt hatte. „Sie wiſſen, daß ich außer dem Dienſt keinen Zug vertragen kann.“ — „Laſſen Sie zu,“ rief Eu-

gen, „wir ſind Homöopathen, die Wärme vertreiben wir durch Wärme. Was trinken wir?“

„Irgend ein Punſch wird für den Patienten immer noch am geſündeſten ſein,“ ſagte der Doctor.

„Holen Sie die Ananas, beſter Anton, ſie liegt mit dem ganzen Apparat hier nebenan,“ bat Eugen.

„Ei,“ rief der Doctor, als Anton die Frucht und der Burſch einen Korb Wein hereinbrachten, „ein ſüßer Coloß, ein ausgezeichnetes Exemplar. Mit Verlaub, ich mache den Punſch, die Miſchung muß nach dem Zuſtand des Patienten eingerichtet werden.“ Er griff nach ſeiner Taſche, brachte ein ſchwarzes Beſteck hervor und ſuchte ein Meſſer zum Zerſchneiden der Früchte.

„Alle Wetter! plagt Sie der Teufel! Zum Henker mit Ihrem Beſteck!“ riefen ſämmtliche Huſarenoffiziere aufſpringend. Wie Heckenfeuer fuhren die Verwünſchungen um das Haupt des Doctors.

„Meine Herren,“ rief der Doctor, nur wenig eingeſchüchtert durch den Sturm des Unwillens, „hat Einer von Ihnen ein Meſſer? Sehen Sie nicht erſt nach, ich weiß, Keiner hat eins. Spiegel und Bürſte, weiter darf man in Ihren Taſchen doch nichts ſuchen. Und verſteht Einer von Ihnen eine Bowle zu machen, die ein Mann von Herz und Welt trinken kann? Austrinken, ja, aber machen können Sie nichts.“

„Ich will's verſuchen, Doctor,“ ſagte Bolling aus einer Ecke.

„Ah, Herr von Bolling, Sie auch hier?“ erwiederte der Doctor mit einer Verbeugung.

Bolling nahm ihm die Ananas aus der Hand und hielt

ſie ſorgfältig aus dem Bereich des mediciniſchen Armes. „Kommen Sie, Anton," rief er, „und verhüten Sie, daß dieſes Ungeheuer von Doctor mit ſeinem Tranchirmeſſer dem Getränk zu nahe kommt."

Während Anton mit dem älteren Lieutnant in eifriger Thätigkeit war, zog der Doctor zwei Spiele Karten aus der Taſche und legte ſie feierlich auf den Tiſch.

„Fort mit Ihren Karten," rief Eugen, „heut wenigſtens wollen wir ohne Sünde beiſammen bleiben."

„Sie können's ja nicht," ſpottete der Doctor, „Sie ſelbſt ſind der Erſte, der darnach greifen wird. Ich beabſichtigte nichts, als ein ruhiges Whiſt mit ſtabilem Pari nach rechts und links, ein Spiel für fromme Einſiedler. Was Sie aber mit dieſen Karten anfangen, das wird die Zeit lehren. Hier liegen ſie beim Leuchter."

„Hört nicht auf den Verſucher," rief einer der Lieutnants lachend.

„Wer die Karte zuerſt anfaßt, zahlt ein Frühſtück zur Strafe," ein anderer.

„Hier iſt der Trank," ſagte Bolling und trug die Bowle auf den Tiſch. Er goß ein. „Koſten Sie, Blutmenſch," ſagte er zu dem Doctor.

„Roh," entſchied dieſer, „morgen Abend wird ſie trinkbar ſein."

Während die Herren ſich über das Getränk ſtritten, griff Eugen nach einem Spiel Karten und zog es mechaniſch in zwei Häufchen ab, die er neben einander legte. Der Doctor rief: „Halt, gefangen! Er ſelbſt zahlt die Strafe." Alles lachte und drängte an den Tiſch. „Die Bank, Doctor,"

riefen die Offiziere, sie warfen ihm die Karten zu, schnell kamen einige andere Spiele aus den Taschen der Herren ans Licht, der Doctor legte ein Häufchen Papier und Silber auf den Tisch, das Spiel begann. Man pointirte nicht gerade hoch, kurze Scherze begleiteten den Gewinn und Verlust der Spieler. Auch Anton ergriff eine Karte und setzte ohne Aufmerksamkeit. Er vermochte heut nur mit Mühe an der Unterhaltung Theil zu nehmen und sah mit inniger Theilnahme auf den jungen Rothsattel, der sich ahnungslos über die Karten beugte. Anton gewann einige Thaler, aber mit Mißbehagen bemerkte er, daß Eugen endloses Unglück hatte. Ein Ducaten nach dem andern flog in die Casse des Bankhalters. Da Anton bei dem Verlust seines Wirthes nicht ganz unbetheiligt war, so machte er keine Bemerkung darüber, aber der Doctor selbst sagte zu seinem Patienten, nachdem er wieder einige Ducaten eingestrichen hatte: „Sie sind heiß geworden, Sie haben Fieber, es wäre am klügsten, wenn Sie nicht mehr spielten, ich habe noch nie einen Fieberkranken gehabt, der nicht im Pharao verloren hätte."

„Das geht Sie nichts an, Doctor," erwiederte Eugen heftig und setzte wieder.

„Du hast Unglück, Eugen," rief der gutmüthige Bolling, „du gehst wieder zu sehr ins Geschirr."

Als der Abzug beendet war, nahm der Doctor die Karten und steckte sie gemüthlich in die Tasche. „Die Bank hat stark gewonnen," sagte er, „aber ich höre doch auf, es ist genug des Guten."

Wieder erhob sich ein Sturm unter den Offizieren. „Ich

will Bank legen," rief Eugen, „geben Sie mir Ihre Caſſe, Wohlfart."

Der Doctor proteſtirte, endlich beruhigte er ſich mit der Anſicht, „vielleicht hat er Glück als Bankier, man muß dem Menſchen nicht die Gelegenheit entziehen, eine Scharte auszuwetzen."

Anton holte einige Caſſenbillets aus der Taſche und legte ſie ſchweigend vor Eugen hin, aber er ſelbſt ſpielte nicht mehr. Traurig ſaß er da und ſah auf ſeinen guten Freund, der mit einem Geſicht, das von Wein und Fieber glühte, auf die Karten der Spieler hinſtarrte. Wieder flog ein Abzug auf den andern und wieder verlor Eugen, was er vor ſich hatte. Die Caſſenſcheine flogen von ihm weg, kaum einmal fiel ein Blatt zu ſeinen Gunſten. Verwundert ſahen die Offiziere einander an. „Auch ich ſchlage vor, daß wir aufhören," rief Bolling, „ein ander Mal geben wir dir Revanche."

„Ich will ſie heut haben," rief Eugen, ſprang auf und verſchloß die Thür, „Keiner kommt heraus. Setzt ordentlich und wagt, hier iſt Geld." Er warf einen Haufen Streichhölzer auf den Tiſch. „Das Holz einen Champagnerthaler, morgen zahle ich; ich gebe zu, daß das Holz einmal gebrochen wird, unter einem Thaler kein Point." Wieder fuhren die Karten auf den Tiſch und wieder ging das Spiel fort. Anton bemächtigte ſich unterdeß des Punſchlöffels und beſchloß, nichts mehr in die Gläſer zu gießen. Eugen verlor immerfort; die Streichhölzer wurden wie durch eine geheime Kraft nach allen Richtungen fortgeriſſen. Eugen holte neue Bündel und rief: „Beim Abſchied machen wir Rechnung." Da

erhob ſich Bolling und ſtampfte mit dem Stuhle auf den Boden.

„Ein Hundsfott, wer die Stube verläßt," rief Eugen.

„Du biſt ein Narr," ſagte der Andere unwillig, „es iſt Unrecht, ſeinem nächſten Kameraden das Geld abzunehmen, wie wir heut mit dir thun. Ich habe ſo etwas noch nie geſehen. Wenn hier der Satan ſein Spiel hat, ich will ihm nicht helfen." Er ſetzte ſich vom Tiſch ab, Anton trat zu ihm: Beide ſahen ſchweigend dem Uebermuth zu, mit welchem das Geld aus einer Hand in die andere geworfen wurde.

„Auch ich habe genug," ſagte der Doctor und zeigte ein dickes Bund Hölzer in ſeiner Hand. „Dies iſt ein merkwürdiger Abend; ſeit ich Karten kenne, iſt mir ſo etwas noch nicht vorgekommen. Er vermag kein Paroli abzuſchlagen."

Von Neuem ſprang Eugen zu dem Seitentiſch, wo die Hölzer lagen, da ergriff Bolling den Reſt des Packets, öffnete das Fenſter und warf die Hölzer hinunter auf die Straße. „Beſſer, die Teufelsbolzen verbrennen da unten einen Stiefel, als hier deine Börſe," rief er. Darauf ſchleuderte er die Karten auf die Erde. „Das Spiel ſoll aufhören, du haſt uns vorhin aufgetrumpft, wie einer aus der Wachtſtube des alten Deſſauers, ich thue jetzt daſſelbe."

„Ich verbitte mir ſolche Befehle," rief Eugen gereizt.

Bolling ſchnallte ſeinen Säbel um und griff mit der Hand an das Gefäß. „Du wirſt dich heut fügen," ſagte er ernſt, „morgen will ich dir vor dem Corps Rede ſtehen. Macht Eure Rechnung, Ihr Herren, wir brechen auf."

Die Marken wurden auf den Tisch geworfen, der Doctor zählte.

Eugen riß finster die Brieftafel aus der Tasche und notirte seine Schuld an die Einzelnen. Ohne Behagen, mit kurzem Gruß entfernte sich die Gesellschaft. „Es sind gegen achthundert Thaler," sagte der Doctor auf dem Wege. Bolling zuckte die Achseln. „Ich hoffe, er kann das Geld schaffen, aber ich wollte doch, daß Sie heut das Stempelpapier in Ihrer Tasche behalten hätten. Wenn von der Geschichte etwas verlautet, so wird Rothsattel keine Ursache haben, sich zu freuen. Wir Alle werden gut thun, über den Vorfall zu schweigen, auch Sie, Herr Wohlfart, bitte ich darum."

Anton ging in stürmischer Bewegung nach Hause. Den ganzen Abend hatte er wie auf Kohlen gesessen und dem Verschwender in der Stille die bittersten Vorwürfe gemacht. Er schalt sich, daß er ihm Geld geliehen hatte, und fühlte doch, wie unpassend es gewesen wäre, seinen Wunsch nicht zu gewähren.

Als er am nächsten Morgen Eugen aufsuchen wollte, öffnete sich die Thür, und Eugen selbst trat in das Zimmer, verstimmt, niedergeschlagen, unsicher. „Ein nichtswürdiges Malheur gestern," rief er, „ich bin in arger Klemme; ich muß heut achthundert Thaler schaffen und habe in diesem Unglücksnest Niemand, an den ich mich wenden kann, als Sie. Seien Sie verständig, Anton, und besorgen Sie mir das Geld."

„Auch mir ist es nicht leicht, Herr von Rothsattel," erwiederte Anton ernst; „es ist keine unbedeutende Summe, und die Gelder, über die ich hier disponiren kann, sind nicht mein Eigenthum."

„Sie werden es ſchon möglich machen," fuhr Eugen überredend fort; „wenn Sie mir nicht aus der Verlegenheit helfen, ſo bin ich ganz rathlos. Der Chef verſteht keinen Spaß, ich riskire Alles, wenn die Geſchichte nicht ſchnell abgemacht wird." Er ergriff in ſeiner Verlegenheit Antons Hand und drückte ſie ängſtlich.

Anton ſah in das verſtörte Geſicht deſſen, der Lenorens Bruder war, und erwiederte mit innerer Ueberwindung: „Ich habe eine kleine Summe, welche mir gehört, in der Caſſe unſers Geſchäfts, und habe von hier aus Geld an unſer Haus zu ſenden. Es wird möglich ſein, daß ich unſern Caſſirer auf mein Geld anweiſe, und die Summe, welche Sie brauchen, zurückbehalte."

„Sie ſind mein Retter," rief Eugen erleichtert; „in ſpäteſtens vier Wochen ſchaffe ich Ihnen achthundert Thaler zurück," fügte er hinzu, bei der Ausſicht auf das Geld geneigt, das Beſte zu hoffen.

Anton ging zum Schreibtiſch und zählte dem Lieutnant das Geld auf. Es war ein großer Theil der Summe, die er von ſeinem Erbtheil noch übrig hatte.

Als Eugen das Papier unter lebhaftem Danke eingeſteckt hatte, begann Anton: „Und jetzt, Herr von Rothſattel, wünſche ich Ihnen noch etwas mitzutheilen, was mir geſtern den ganzen Abend auf dem Herzen gelegen hat. Ich bitte Sie, mich nicht für zudringlich zu halten, wenn ich Ihnen nicht verſchweige, was Sie wiſſen müſſen, und was doch ein Fremder kaum zu ſagen das Recht hat."

„Wenn Sie mir gute Lehren zutheilen wollen, ſo iſt der Augenblick ſchlecht gewählt," antwortete der Lieutnant

finſter, „ich weiß ohnedies, daß ich einen dummen Streich gemacht habe, und bin auf eine Strafrede meines Papa's gefaßt. Was ich von ihm anhören muß, wünſche ich von keinem Dritten zu vernehmen.“

„Sie trauen mir wenig Zartgefühl zu, Herr von Rothſattel,“ rief Anton, aufrichtig bekümmert durch den Aerger des Offiziers. „Ich habe geſtern aus einer allerdings wenig lautern Quelle gehört, daß Ihr Herr Vater durch die Intriguen gewiſſenloſer Speculanten in Verwickelungen gekommen iſt oder doch kommen ſoll, welche ſeinem Vermögen Gefahr drohen. Auch der gefährliche Menſch, welcher die Ränke gegen ihn ſchmiedet, iſt mir genannt worden.“

Der Lieutnant ſah verwundert in das ernſte Geſicht Antons und ſagte endlich: „Teufel, Sie jagen mir einen Schrecken ein. Doch nein, es iſt nicht möglich, Papa hat mir nie etwas davon geſagt, daß ſeine Verhältniſſe nicht ganz in Ordnung ſind.“

„Vielleicht kennt er ſelbſt nicht die Pläne und die Rückſichtsloſigkeit der Menſchen, welche die Abſicht haben, ſeinen Credit für ihre Zwecke zu benutzen.“

„Der Freiherr von Rothſattel iſt nicht der Mann, ſich von irgend Jemand benutzen zu laſſen,“ entgegnete der Lieutnant mit Stolz.

„Das nehme auch ich an,“ räumte Anton bereitwillig ein. „Und doch bitte ich Sie, daran zu denken, daß die letzten großen Unternehmungen des Herrn Barons ihn mehrfach mit ſchlauen und wenig bedenklichen Händlern in Berührung gebracht haben. Der mir den Rath ertheilte, gab ihn offenbar in guter Meinung. Er ſprach eine Anſicht aus,

welche, wie ich fürchte, von einer Anzahl untergeordneter Geschäftsleute getheilt wird, daß Ihr Herr Vater in ernster Gefahr sei, große Summen zu verlieren. Und ich fordere Sie auf, mit mir zu dem Mann zu gehen, vielleicht gelingt es uns, mehr von ihm zu erfahren. Es ist derselbe Händler, den Sie gestern bei mir sahen."

Der Lieutnant sah sehr niedergeschlagen vor sich hin, er faßte, ohne ein Wort zu sagen, seine Dienstmütze, und Beide eilten nach der Herberge, in welcher Tinkeles wohnte.

„Es wird am besten sein, daß Sie selbst nach ihm fragen," sagte Anton auf dem Weg. Der Offizier ging in das Haus, er frug einen Hausknecht, den Wirth, alle Hausgenossen, welche ihm in den Weg kamen; Schmeie war seit gestern Mittag abgereist. Sie eilten von der Herberge zum Stadtcommando und erhielten nach vielen Fragen die Auskunft, daß dem Tinkeles sein Paß nach der türkischen Grenze visirt worden. So war der Zudringliche plötzlich verschwunden, und durch seine Abreise erhielt die Warnung für Beide noch größeres Gewicht. Je länger sie über seine Bekenntnisse sprachen, desto aufgeregter wurde der Lieutnant und um so weniger wußte er, was zu thun sei. Endlich brach er in großer Bewegung mit der Klage hervor: „Mein Vater ist vielleicht jetzt in Geldverlegenheit. Wie soll ich ihm meine Schuld gestehen? Es ist für mich ein verfluchter Fall. Wohlfart, Sie sind ein honetter Mann, denn Sie haben mir das Geld geliehen, obgleich Sie die Nachrichten dieses unsichtbaren Juden schon im Kopfe hatten. Sie müssen jetzt weiter anständig sein und mir die Summe auf längere Zeit leihen."

„So lange, bis Sie ſelbſt den Wunſch ausſprechen, ſie zurückzuzahlen.“

„Das iſt gentil,“ rief der Lieutnant, „und noch Eins, ſchreiben Sie ſelbſt an meinen Vater. Sie wiſſen am beſten, was der verrückte Menſch Ihnen geſagt hat, und mir iſt es langweilig, ſo etwas meinem Papa mitzutheilen.“

„Aber Ihr Herr Vater wird die Einmiſchung eines Fremden mit Recht für zudringlich halten,“ entgegnete Anton, befangen durch die Ausſicht, mit dem Vater Lenorens in Correſpondenz zu treten.

„Mein Vater kennt Sie ja,“ ſagte Eugen überredend; „ich erinnere mich, daß meine Schweſter mir ſchon von Ihnen erzählt hat. Schreiben Sie nur, ich hätte Sie darum gebeten. Es iſt wirklich beſſer, wenn Sie das übernehmen.“ Anton willigte ein. Er ſetzte ſich auf der Stelle hin und berichtete dem Baron die Warnungen des Händlers.

So kam er in der Fremde mit der Familie des Freiherrn in eine neue Verbindung, welche für ihn und die Rothſattel verhängnißvoll werden ſollte.

4.

Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes schreitet; glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünenden Natur einem verständigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was den Menschen stark, gesund und gut macht, das ist dem Landwirth zu Theil geworden. Sein Leben ist ein unaufhörlicher Kampf, ein endloser Sieg. Ihm stählt die reine Gottesluft die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er ist der Priester, welcher Beständigkeit, Zucht und Sitte, die ersten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Thätigkeit veralten, die seine ist so ewig, wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeit den Menschen in enge Mauern einschließt, in die Tiefen der Erde oder zwischen die Holzplanken des Schiffes, sein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel, und unten den festen Grund. Ihm wird die höchste Freude des Schaffens, denn was sein Befehl von der Natur fordert, Pflanze und Thier, das wächst unter seiner Hand zu eigenem frohen Leben auf. Auch dem Städter ist die grüne Saat und die goldene Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Weide und das galoppirende Füllen, Waldesgrün und Wiesenduft eine Erquickung des Herzens, aber kräftiger, stolzer, edler

iſt das Behagen des Mannes, der mit dem Bewußtſein über ſeine Flur ſchreitet, dies Alles iſt mein, meine Kraft erſchuf es, und mir gereicht es zum Segen. Denn nicht in müheloſem Genuß betrachtet er die Bilder, welche ihm die Natur entgegenhält. An jeden Blick knüpft ſich ein Wunſch, an jeden Eindruck ein Vorſatz, jedes Ding hat für ihn einen Zweck, denn Alles, das fruchtbare Feld, das Thier und der Menſch ſoll Neues ſchaffen nach ſeinem Willen, dem Willen des Gebieters. Die tägliche Arbeit iſt ſein Genuß, und in dieſem Genuſſe wächſt ſeine Kraft. — So lebt der Mann, welcher ſelbſt der arbeitſame Wirth ſeines Gutes iſt. —

Und dreimal glücklich der Herr eines Grundes, auf dem durch mehrere Menſchenalter ein ſtarker Kampf gegen die rohen Launen der Natur geführt iſt. Die Pflugſchar greift tief in den gereinigten Boden, anſpruchsvolle Culturpflanzen breiten ihre Blätter in üppiger Pracht, auf den Stengeln bräunen ſich große Dolden und körnerreiche Schoten, und unten in der Erde rundet ſich mächtig die fleiſchige Wurzel. Dann kommt die Zeit, wo ſich kunſtvolle Induſtrie auf den Ackerſchollen anſiedelt. Dann ziehen die abenteuerlichen Geſtalten der Maſchinen nach dem Wirthſchaftshof, der ungeheure Kupferkeſſel fährt mit Blumen bekränzt heran, große Räder mit hundert Zähnen drehen ſich gehorſam im Kreiſe, lange Röhren verſchlingen ſich in den neugebauten Räumen, und die mechaniſchen Gelenke bewegen ſich raſtlos bei Tag und Nacht. Eine edle Induſtrie! Sie erblüht aus der Kraft des Bodens und vergrößert wieder dieſe Kraft. Wo der eigene Grund des Gutes ſeine Früchte der Fabrik reichlich ſpendet, da arbeiten im Freien die uralte Pflugſchar, im ge-

mauerten Haus der neue Dampfkeſſel brüderlich mit einander, um ihren Herrn reicher zu machen, ſtattlicher und weiſer. So lange er nur die alten Halmfrüchte baute, die grüne Nahrung der Thiere und die runde Knollenfrucht, waren die Preiſe auf dem nächſten Wochenmarkt vielleicht das, was ihn in der fremden Welt am meiſten intereſſirte; und wenn der Bauer im Dorf gegen ihn auftrumpfte, ſo war ihm das vielleicht der größte Aerger. Und mit abſchließendem Stolz ſah er aus ſeinem umgrenzten Kreiſe, wie in die blaue Ferne hinein in das geſchäftige Treiben der großen Städte, in die verwickelten Verhältniſſe, welche durch eine neue Zeit geſchaffen ſind. Jetzt ſteht er ſelbſt mitten zwiſchen den Rädern des modernen Schaffens, er beobachtet viele Strömungen des menſchlichen Geiſtes auch außerhalb ſeiner Feldmark. Viele Geſetze des Lebens lernt er kennen und viele Gedanken der Menſchen, er gewinnt einen andern Maßſtab für den Werth des Mannes, jetzt wo er das Gewühl des Marktes, das Arbeitszimmer des Gelehrten auch für ſich braucht. Er knüpft ſeine Fäden an Leute von anderm Beruf, und Fremde freuen ſich, ihm die Hand zu reichen und ihren Vortheil mit dem ſeinen zu verbinden. Immer größer werden die Kreiſe, in welche ihn ſein Intereſſe zieht, immer mächtiger der Einfluß, den er auf Andere gewinnt.

Neben dem ländlichen Tagelöhner baut ein neues Geſchlecht arbeitſamer Menſchen ſeine Hütten auf den Ackerboden, in jeder Abſtufung von Wiſſen und Bildung; allen kann er gerecht und allen zum Heil werden. In ſtarker Zunahme wächſt die Kraft ſeiner Landſchaft, der Werth des Bodens ſteigt von Jahr zu Jahr, die lockende Aufforderung zu

größerem Erwerb treibt auch den zähen Bauer aus dem Gleiſe alter Gewohnheit. Der ſchlechte Feldweg wird zur Chauſſee, der ſumpfige Graben zum Kanal. Zwiſchen den Getreidefeldern fahren die Reihen der Frachtwagen entlang, auf wüſten Stellen erheben ſich die rothen Dächer neuer Wohnungen; der Briefbote, der ſonſt nur zweimal in der Woche ſeine Ledertaſche durch die Fluren trug, erſcheint jetzt alle Tage, ſein Ranzen iſt ſchwer von Briefen und Zeitungen; und wenn er bei einem neuen Haus anhält, um der jungen Frau, die mit ihrem Manne von fern zuzog, eine Nachricht aus der Heimath zu bringen, da nimmt er dankend das Glas Milch, das ihm die Erfreute an der Thür reicht, und erzählt ihr eilig, wie lang ihm ſonſt der Weg von einem Dorf zum andern in der heißen Sonne geworden. Dann erwacht auch die Begehrlichkeit, die kindiſche Baſe jedes Fortſchritts. Die Nadel des Schneiders hat viel an neuen Stoffen zu nähen, zwiſchen den Bauerhäuſern ſtellt der kleine Kaufmann ſeinen Kram auf, er legt ſeine Citronen an das Schaufenſter, den Tabak in ſchönen Packeten, und lockende Flaſchen mit ſilbernen Zetteln. Und die Schullehrer in den Dörfern klagen über die Menge der Schüler, ein zweites Schulhaus wird gebaut, eine höhere Claſſe eingerichtet; in einem Schrank ſeiner Wohnſtube legt der Lehrer die erſte Leihbibliothek an, und der Buchhändler in der Stadt übergiebt ihm neue Bücher zum Verkauf. — So wird das Leben des ſtarken Landwirths ein Segen für die Umgegend, für das ganze Land.

Wehe aber dem Landwirth, dem der Grund unter ſeinen Füßen fremden Gewalten verfällt! Er iſt verloren, wenn ſeine

Arbeit nicht mehr ausreicht, die Anſprüche zu befriedigen, welche andere Menſchen an ihn machen. Die Geiſter der Natur gönnen ihren Segen nur dem, welcher ihnen frei und ſicher gegenüber ſteht, ſie empören ſich, wo ſie Schwäche, Eile und halben Muth ahnen. Keine Arbeit wird mehr zum Heil. Die gelbe Blüthe der Oelſaat und die blaue Blume des Flachſes vertrocknen ohne Frucht, Roſt und Brand fallen über das Getreide, in tödtlichem Faulfieber ſchwindet der kleine Leib der Kartoffel; ſie alle, ſo lange an Gehorſam gewöhnt, wiſſen ſo bitter jede Nachläſſigkeit zu ſtrafen. Dann wird für den Herrn der tägliche Gang durch die Felder ein täglicher Fluch; wenn die Lerche aus dem Roggen aufſteigt, muß er denken, daß die Frucht ſchon auf dem Halme verkauft iſt, wenn das Geſpann der Rinder den Klee nach den Ställen fährt, weiß er, daß der Ertrag von Milch und Fleiſch ſchon von fremden Gläubigern gefordert iſt, und er muß zweifeln, ob die Fruchtbarkeit, welche ſeinem Acker durch das Wiederkäuen der eßluſtigen Thiere im nächſten Jahr kommen ſoll, noch ihm ſelbſt zum Vortheil werden wird. Finſter, mürriſch, verzweifelt kehrt er nach dem Hofe zurück. Leicht wird er dann ſeiner Wirthſchaft und den Feldern fremd, er ſucht jenſeit ſeiner Flur den läſtigen Gedanken zu entfliehen, und durch die Flucht beſchleunigt er ſeinen Untergang. Was ihn vielleicht noch retten könnte, ein vollſtändiges Hingeben an die Arbeit, das wird ihm unerträglich.

Und dreimal wehe dem Landwirth, der übereilt in unverſtändigem Gelüſt die ſchwarze Kunſt des Dampfes über ſeine Schollen führt, um Kräfte aus ihnen hervorzulocken, die nicht darin leben. Ihn trifft der härteſte Fluch, der

Sterblichen beſchieden iſt. Nicht er allein wird ſchwächer, er macht auch viele Andere ſchlecht, die er zum Dienſt an ſein Leben gebunden hat. In dem Schwunge der Räder, die er vorwitzig in ſeinem Kreis aufſtellte, wird zerriſſen, was in ſeiner Wirthſchaft noch unverſehrt war, die Kraft ſeines Bodens verzehrt ſich in fruchtloſen Verſuchen, ſeine Geſpanne erlahmen an ſchweren Fabrikfuhren, ſeine ehrlichen Landarbeiter verwandeln ſich in ein ſchmutziges, hungerndes Proletariat. Wo ſonſt ruhiger Gehorſam wenigſtens das Nöthige ſchuf, wuchert jetzt Hader, Widerſetzlichkeit und Betrug. Er ſelbſt iſt hineingezogen in die Wirbel läſtiger Geſchäfte, wie brauſende Wellen ſtürzen die Forderungen auf ihn herein, im verzweifelten Kampf, ein Ertrinkender, ſucht er ohne Wahl Hülfe bei Allem, was in den Bereich ſeiner Hände kommt, und ermattet vom fruchtloſen Ringen ſinkt er hinab in die Tiefe.

Auf dem Gut des Freiherrn hatte die Saat oft beſſer geſtanden, als bei den Nachbarn, ſeine Heerden waren als kerngeſund in der ganzen Landſchaft bekannt, Fehljahre, welche Andere niederdrückten, hatten ihm verhältnißmäßig wenig geſchadet; jetzt war das Alles wie durch böſen Zauber verändert. In der Rinderheerde brach eine peſtartige Krankheit aus, das Getreide ſtand hoch im Feld, und als die Garben in der Scheuer zerſchlagen wurden, waren der Scheffel nur wenige, die er aufſchütten konnte. Ueberall war ſein Anſchlag größer geweſen, als der Ertrag. Zu anderer Zeit hätte er's ruhig überwunden, jetzt machte ihn das krank.

Die Ackerwirthſchaft wurde ihm verhaßt, er überließ ſie ganz dem Amtmann. Alle ſeine Hoffnungen flogen jetzt der Fabrik zu, und wenn er ſeine Feldmark betrat, ſo geſchah es nur, um nach den Rüben zu ſehen, auf deren Bau er im letzten Jahr die beſte Kraft des Gutes verwandt hatte.

Hinter den Bäumen des Parks erhob ſich das neue Fabrikgebäude. Viele Stimmen geſchäftiger Menſchen ſchrieen um den neuen Bau durcheinander. Die erſte Rübenernte wurde eingebracht und zum Verarbeiten aufgeſchüttet. Mit dem nächſten Tage ſollten die regelmäßigen Arbeiten in der Fabrik beginnen. Noch immer hämmerte drin der Kupferſchmied, an der großen Preſſe arbeitete der Mechaniker, und emſige Frauen trugen Körbe von Spänen und Kalkbrocken aus den Mauern und ſäuberten mit Scheuerlappen die Stätte, in der ſie fortan handlangen ſollten. Der Freiherr ſtand vor dem Hauſe; er hörte ungeduldig auf das Klopfen der Hämmer, die ſo lange die Vollendung des Werkes verzögert hatten. Von morgen begann für ihn eine neue Zeit. Er ſtand jetzt an der Pforte ſeines Schatzhauſes. Die alten Sorgen konnte er weit hinter ſich werfen, in den nächſten Jahren zahlte er ab, was er geliehen hatte, dann ſammelte er Geld. Und während er ſo dachte, ſah er auf ſeine abgetriebenen Pferde und das ſorgenvolle Geſicht des alten Amtmanns, und eine unbeſtimmte Furcht ſchlich wie ein häßliches Inſect über die unruhig flatternden Blätter ſeiner Gedanken. Er hatte Alles auf dieſen Wurf geſetzt, er hatte ſein Gut ſo hoch mit Hypotheken belaſtet, daß er ſich in dieſem Augenblick fragen konnte, wie viel davon noch ihm ſelbſt gehöre, Alles, um durch den erhärteten Saft der Ackerfrucht den Wappenſchild

ſeines Geſchlechts höher zu ſtellen. Hüte dich, Freiherr! Und wenn du die weißen Kryſtalle härteſt, daß ſie klingen wie Stein, ſie halten Wind und Wetter nicht aus, ſie zerfließen im Regen, ſie verwittern in der Luft, und was du darauf gegründet, das ſtürzt in Trümmer.

Der Freiherr ſelbſt war in den letzten Jahren ein Anderer geworden. Falten auf der Stirn, zwei mürriſche Falten um den Mund und graues Haar an den Schläfen, das waren die erſten Reſultate der ewigen Sorge um Capital, um die Familie, um die Zukunft des Gutes. Seine Stimme, die ſonſt kräftig aus der Bruſt geklungen hatte, war ſcharf und heiſer geworden, und eine zornige Haſt war in ſeinen Geberden. Schwere Sorge hatte der Freiherr in der letzten Zeit gehabt. Was bei einem großen Bau Mangel an Geld heißt, das Elend hatte er gründlich kennen gelernt. Ehrenthal war jetzt ein regelmäßiger Beſucher des Schloſſes. Seine Pferde hatten in jeder Woche gutes Heu von den Raufen des Freiherrn gerupft, in jeder Woche hatte er ſeine Brieftaſche hervorgezogen und Rechnungen gebracht oder Caſſenſcheine aufgezählt. Seine Hand, die im Anfange ſo ehrerbietig nach der Taſche griff, war ſäumig geworden, und nur langſam löſten ſich die flatternden Papiere von ſeinen Fingern, ſein gebeugter Hals war ſteif, ſein unterwürfiges Lächeln hatte ſich in einen trockenen Gruß verwandelt, er ſchritt jetzt mit prüfendem Blick durch den Wirthſchaftshof, und ſtatt der feurigen Lobrede kam mancher Tadel aus ſeinem Munde. Der demüthige Agent war zum anſpruchsvollen Gläubiger herangewachſen, und der Freiherr ertrug mit immer ſteigendem Widerwillen die Anſprüche eines Mannes, den er nicht

mehr entbehren konnte. Aber nicht Ehrenthal allein, auch andere fremde Geſtalten klopften an das Arbeitszimmer des Gutsherrn und verhandelten mit ihm unter vier Augen. Die breite Figur des rauhen Pinkus ſchritt alle Vierteljahre aus dem Gaſthof des Dorfes auf das Schloß, und jedes Mal, wenn ſein ſchwerer Fuß die Stufen betrat, zog hinter ihm der Mißmuth in das Haus.

Alle Wochen war Ehrenthal auf dem Gute erſchienen, jetzt war die ſchwerſte Zeit gekommen, und kein Auge erblickte den Geſchäftsmann. Er war verreiſt, hieß es in der Stadt, und unruhig hörte der Freiherr auf das Geräuſch jedes Wagens, ob nicht einer den Säumigen zuführe, den Verhaßten, Unentbehrlichen.

Lenore trat zu dem Vater, eine reife Schönheit von vollen Formen und hohem Wuchs; daß auch ſie von dem Ernſt des Lebens berührt war, zeigte das ſinnende Auge und der beſorgte Blick, den ſie auf den Freiherrn warf. „Der Bote bringt die Poſtſachen," ſagte ſie, ein Packet Briefe und Zeitungen überreichend. „Es iſt gewiß wieder kein Brief von Eugen dabei."

„Der hat jetzt Anderes zu thun, als zu ſchreiben," antwortete der Vater, aber er ſelbſt ſuchte eifrig die Handſchrift des Sohnes. Da ſah er ein Schreiben von fremder Hand, mit dem Poſtzeichen der Stadt, in welche Eugen eingerückt war. Es war Antons Brief. Schnell öffnete er. Als er in der ehrerbietigen Sprache die gute Meinung erkannt und den Namen Itzig geleſen hatte, verbarg er den Brief haſtig in ſeiner Bruſttaſche. Die geheime Angſt, welche jetzt manchmal ſein Herz zuſammenzog, überfiel ihn wieder

und gleich darauf folgte der unwillige Gedanke, daß seine Verlegenheiten ein Gegenstand der Unterhaltung in der Fremde waren. Unbestimmte Warnungen waren das Letzte, was er bedurfte, sie demüthigten ihn nur. Lange stand er in finsterm Schweigen neben der Tochter. Da der Brief aber Nachrichten von Eugen enthielt, so zwang er sich endlich, zu sprechen. „Da hat mir ein Herr Wohlfart geschrieben, der jetzt als Kaufmann jenseit der Grenze umherreist und Eugens Bekanntschaft gemacht hat."

„Er?" rief Lenore.

„Er scheint ein ordentlicher Mann geworden zu sein," fuhr der Freiherr mit Ueberwindung fort. „Er spricht mit Wärme von Eugen."

„Ja!" rief Lenore erfreut, „was gewissenhaft und zuverlässig heißt, das lernt man kennen, wenn man mit ihm umgeht. Welcher Zufall! Die Schwester und der Bruder. Was hat er dir geschrieben, Vater?"

„Geschäftliches, das wahrscheinlich gut gemeint ist, mir aber nicht von wesentlichem Nutzen sein kann. Die thörichten Knaben haben irgend ein Geschwätz aus dritter Hand gehört und haben sich um meine Angelegenheiten unnöthige Sorge gemacht." Und schwerfällig schritt er nach diesen Worten zu seiner Fabrik.

Beunruhigt folgte ihm Lenore. Endlich entfaltete er die Zeitung und wandte die Blätter nachlässig um, bis sein Blick auf eine gerichtliche Anzeige fiel. Eine dunkle Röthe stieg ihm langsam über die Wangen, das Blatt fiel zur Erde, er griff mit der Hand an die Breter eines Wagens und legte seinen Kopf darauf. Erschrocken hob Lenore das Zeitungs-

blatt auf und sah den Namen der polnischen Herrschaft, auf welcher der Vater, wie sie wußte, ein großes Capital stehen hatte. Ein Termin zur Versteigerung der Herrschaft wegen Concurses war angezeigt.

Wie ein Blitzstrahl traf den Freiherrn die Nachricht. Wenn er sein eigenes Gut belastet hatte, war ihm die Summe, die auf fremdem Grunde ruhte, als die letzte Grundlage seines Wohlstandes erschienen. Oft hatte er gedacht, ob es nicht thöricht war, Andern in der Fremde sein Geld zu lassen und daheim fremdes nur zu theuer zu bezahlen, immer hatte er eine Scheu davor gefühlt, auch dies runde Capital in seine Unternehmungen zu werfen, er betrachtete es als das Witthum seiner Gemahlin, als das Erbtheil der Tochter. Jetzt war auch diese Summe gefährdet, die letzte Sicherheit war verschwunden, Alles um ihn wankte. Ehrenthal hatte ihn betrogen, er hatte die Correspondenz mit dem Bevollmächtigten des polnischen Grafen geführt, er hatte ihm am letzten Termin die Zinsen noch vollständig berechnet, es war kein Zweifel, Ehrenthal wußte von den schlechten Verhältnissen des polnischen Gutes und hatte sie ihm verheimlicht.

„Vater," rief Lenore, ihn von dem Wagen aufrichtend, „fasse dich, sprich mit Ehrenthal, fahr' zu deinem Anwalt, es wird auch gegen dieses Unglück eine Hülfe geben."

„Du hast Recht, mein Kind," sagte der Freiherr mit klangloser Stimme, „noch ist möglich, daß die Gefahr nicht so groß ist. Laß anspannen, ich will nach der Stadt. Verbirg der Mutter, was du gelesen hast, und du, liebe Lenore, begleite mich."

Als der Wagen vorfuhr, fand er den Freiherrn noch auf

derſelben Stelle, wo die Nachricht in ſein Herz gedrungen war. Schweigend ſaß er während der Fahrt in eine Ecke gedrückt.

In der Stadt brachte er die Tochter vor ſein Quartier, das er immer noch nicht aufgegeben, um ſeinen Bekannten und ſeiner Frau nicht den Verdacht zu erwecken, als gehe es mit ſeinem Vermögen zurück. Er ſelbſt fuhr zu Ehrenthal. Zornig trat er in das Comtoir und hielt dem Händler nach rauhem Gruß das Zeitungsblatt entgegen. Ehrenthal erhob ſich langſam und ſagte mit dem Kopf nickend: „Ich weiß, der Löwenberg hat deswegen an mich geſchrieben.“

„Sie haben mich getäuſcht, Herr Ehrenthal,“ rief der Freiherr, mühſam nach Haltung ringend.

„Wozu?“ erwiederte achſelzuckend der Händler, „wozu ſollte ich Ihnen verſtecken, was doch die Zeitung melden muß? Das kommt vor bei jedem Gut, bei jeder Hypothek. Was iſt dabei für ein Unglück?“

„Die Verhältniſſe der Herrſchaft ſind ſchlecht, Sie haben lange darum gewußt,“ rief der Freiherr; „Sie haben mich betrogen.“

„Was reden Sie da von Betrug?“ fuhr Ehrenthal zornig auf; „nehmen Sie ſich in Acht, daß nicht ein Fremder Ihre Worte hört. Ich habe mein Geld bei Ihnen ſtehen, wie kann ich ein Intereſſe haben, Sie kleiner zu machen und größer zu machen Ihre Verlegenheiten? Ich ſelber ſtecke darin bei Ihnen ſo tief,“ er wies auf die Stelle, wo bei den Menſchen das Herz zu ſitzen pflegt. „Hätte ich gewußt, daß dieſe Fabrik wird freſſen mein gutes Geld, ein Tauſend nach dem andern, wie ein Thier frißt, das hinten offen iſt, ich

hätte mich bedacht und Ihnen auch nicht gezahlt einen einzigen Thaler. Ich will mit meinem Gelde füttern eine Heerde Elephanten, aber ich will niemals wieder füttern eine Fabrik. Wie können Sie also sagen, daß ich Sie betrogen habe?" schloß er in steigender Hitze.

„Sie haben um den Concurs gewußt," rief der Freiherr, „und haben mir verheimlicht, wie es mit dem Grafen steht."

„Bin ich es gewesen, der Ihnen hat verkauft die Hypothek?" frug der entrüstete Ehrenthal. „Ich habe Ihnen alle halbe Jahre die Zinsen eingezogen, das ist mein Unrecht, ich habe Ihnen außerdem gezahlt noch vieles Geld, das ist mein Betrug." — Versöhnend fuhr er fort: „Sehen Sie die Sache ruhig an, Herr Baron, ein anderer Gläubiger hat angetragen auf den Verkauf der Herrschaft, die Gerichte haben's uns nicht angezeigt, oder sie haben die Anzeige geschickt an eine falsche Adresse. Was thut's? Sie werden jetzt bekommen nach der Subhastation ausgezahlt Ihr Capital, dann können Sie bezahlen die Gläubiger, die Sie auf Ihrem Gut haben. Es sind, wie ich höre, große Güter bei dieser Herrschaft, und Sie haben nichts zu befürchten für Ihr Capital."

Mit dieser zweifelhaften Hoffnung mußte sich der Freiherr entfernen. Niedergeschlagen bestieg er seinen Wagen; er rief dem Kutscher: „zum Justizrath Horn!" aber mitten auf dem Wege gab er Gegenbefehl und fuhr nach seinem Quartier zurück. Es war zwischen ihm und dem alten Rechtsfreund eine Kälte eingetreten. Er hatte sich gescheut, diesem seine unaufhörlichen Verlegenheiten mitzutheilen, und war durch einige wohlgemeinte Warnungen desselben verletzt

worden, ſo hatte er oft die Hülfe anderer Juriſten in Anſpruch genommen.

Itzig war in ſeinem Zartgefühl aus dem Comtoir geſtürzt, als er die Pferdeköpfe des Barons auf der Straße erblickte, jetzt ſteckte er den Kopf wieder herein. „Wie war er?“ frug er Herrn Ehrenthal.

„Wie ſoll er geweſen ſein,“ antwortete Ehrenthal unwillig, „er war wie ein Fiſch, welcher hat viele Gräten; er hat geſchlagen mit ſeinem Kopf in die Luft, und ich habe gehabt meinen Aerger. Mein Geld habe ich geſteckt in das Gut, und Sorgen habe ich um das Gut, ſo viel als Haare auf dem Kopfe, weil ich gefolgt bin Ihrem Rath.“

„Wenn Sie denken, daß ein Rittergut Ihnen geſchwommen kommt, wie ein Fiſch mit dem Waſſer, daß Sie nur dürfen ausſtrecken die Hand und feſthalten, ſo thun Sie mir leid,“ entgegnete Veitel ironiſch.

„Was thue ich mit der Fabrik?“ rief Ehrenthal, „das Gut iſt für mich geweſen zwei Mal ſo viel werth, ohne den Schornſtein.“

„So verkaufen Sie die Ziegeln, wenn Sie den Schornſtein erſt haben,“ verſetzte Veitel boshaft. „Ich wollte Ihnen noch ſagen, daß ich morgen einen Beſuch habe von einem Bekannten aus meiner Gegend. Ich kann morgen nicht kommen in Ihr Comtoir.“

„Sie haben in dem letzten Jahr ſo oft Ihre eigenen Gänge gemacht,“ erwiederte Ehrenthal grob, „daß mir nichts

daran liegt, wenn Sie auch länger fortbleiben aus meinem Comtoir."

„Wissen Sie, was Sie gesagt haben?" fuhr Veitel auf. „Sie haben mir gesagt: Itzig, ich brauche dich nicht mehr, du kannst gehen. Ich aber werde gehen, wenn es mir recht ist, und nicht, wenn es Ihnen recht ist."

„Sie sind ein dreister Mensch," rief Ehrenthal; „ich will Ihnen verbieten, daß Sie so zu mir reden. Wer sind Sie, junger Itzig?"

„Ich bin der, welcher weiß Ihre ganzen Geschäfte, ich bin der, welcher Sie ruiniren kann, wenn er will, und ich bin der, welcher es gut zu Ihnen meint, besser als Sie selber. Und deßwegen, wenn ich übermorgen in das Comtoir komme, werden Sie zu mir sagen: Guten Morgen, Itzig! Haben Sie mich verstanden, Herr Ehrenthal?" Er ergriff seine Mütze und eilte auf die Straße, dort brach sein unterdrückter Zorn gegen Ehrenthal in helle Flammen aus, er schwenkte heftig die Hände und murmelte drohende Worte. Dasselbe that Ehrenthal in seinem Comtoir.

Der Freiherr fuhr zu seiner Tochter zurück, er setzte sich niedergeschlagen auf das Sopha, und die liebevollen Worte Lenorens gingen ungehört bei seinem Ohr vorüber. Er hatte nichts, was ihn noch in der Stadt zurückhielt, als seine Furcht, der Baronin die traurige Nachricht mitzutheilen. Er brütete über Plänen, wie er den möglichen Verlust überwinden konnte, und malte sich wieder mit den schwärzesten Farben aus, welche Folgen dies Ereigniß haben mußte. Un-

terdeß ſaß Lenore ſchweigend am Fenſter und ſah hinunter in das Getümmel der Straße, auf die Laſtwagen, welche vorüber raſſelten, und auf die Ströme geſchäftiger Menſchen, die auf dem Trottoir dahin zogen, unaufhörlich, ohne Raſt, um Verdienſt und Genuß. Und während Lenore ſich frug, ob wohl Einer von all den Leuten, die vorüber gingen, den heimlichen Kummer, die Furcht, die Muthloſigkeit gefühlt habe, die in den letzten Jahren über ihr junges Herz gekommen war, da ſah zuweilen Einer von unten zu den Spiegelfenſtern des ſtattlichen Hauſes auf, dann ruhte ſein Auge bewundernd auf dem ſchönen Mädchen, und er beneidete vielleicht das Glück der Vornehmen, die ſo ruhig von oben herabſehen auf die Leute, die ſich um den Verdienſt plagen müſſen.

So wurde es dunkel auf der Straße, das Licht der Laternen warf einen matten Schein in das Zimmer, Lenore ſah auf die Schatten und Lichtſtreifen, welche ſich an der Stubenwand bewegten, und mit der ſteigenden Finſterniß vergrößerte ſich das Bangen in ihrer Bruſt. Vor der Hausthür aber ſtanden zwei Männer in eifrigem Geſpräch, der eine trat in das Haus, die Klingel wurde gezogen, ein ſchwerer Tritt ſchallte im Vorzimmer. Der Bediente trat ein und meldete Herrn Pinkus. Bei dem Namen fuhr der Freiherr auf, forderte Licht und eilte in das Nebenzimmer.

Der Herbergsvater trat bei dem Freiherrn ein und neigte einige Mal ſeinen großen Kopf, beeilte ſich aber nicht, zu ſprechen; der Freiherr ſtützte ſich auf die Tiſchplatte, wie Einer, der bereit iſt, Alles zu hören. „Was bringen Sie mir ſo ſpät?“

„Der Herr Baron weiß, daß morgen der Wechsel fällig ist mit zehntausend Thalern."

„Können Sie nicht erwarten, daß ich Ihnen bei der Verlängerung Ihre zehn Procent einrechne?" frug der Freiherr mit Verachtung. „Ich glaubte erst morgen das Rechenexempel machen zu müssen."

„Da es Ihnen nicht recht ist, das Exempel zu machen," erwiederte Pinkus, „so bestehe ich nicht darauf. Ich komme Ihnen anzuzeigen, daß ich plötzlich in die Lage gekommen bin, Geld zu brauchen; ich werde Sie morgen bitten um die zehntausend."

Der Freiherr trat einen Schritt zurück. Das war der zweite Schlag, und dieser traf sein Leben. Er hatte geahnt, daß noch etwas kommen würde, ihn zu zermalmen; jetzt wußte er genau, daß Alles unnütz war, was er noch sagen konnte. Sein Gesicht war fahles Gelb, als er mit heiserer Stimme begann: „Wie können Sie diese Forderung stellen, nach dem, was wir mit einander besprochen haben? Wie oft haben Sie mir betheuert, daß diese Wechselform nichts als eine leere Förmlichkeit sei?"

„Es ist gewesen bis heut eine Förmlichkeit," sagte Pinkus, „jetzt wird's ein Zwang. Ich habe morgen zu zahlen zehntausend Thaler an einen Mann, dem ich verpflichtet bin."

„Dann sprechen Sie mit dem Mann," sagte der Freiherr, „ich bin bereit, Ihnen neue Zugeständnisse zu machen, ich bin aber jetzt außer Stande, zu zahlen."

„Dann, Herr Baron, thut mir's leid, Ihnen zu sagen, daß man gegen Sie verfahren wird nach Wechselrecht."

Der Freiherr ſchwieg und wandte ſich ab.

„Wann darf ich morgen wiederkommen nach meinem Geld?“ frug Pinkus.

„Um dieſe Stunde,“ erwiederte eine Stimme, welche hohl klang, wie die Stimme eines Greiſes. Mit einem neuen Kopfnicken entfernte ſich Pinkus, der Freiherr wankte in ſein Zimmer zurück. Sein Kopf ſank auf die Lehne des Sophas herab, erſtarrt dachte er an das, was jetzt kommen mußte. Lenore kniete neben ihm nieder, ſie faßte ſein Haupt und legte es auf ihre Schulter, ſie nannte ihn mit den zärtlichſten Namen und flehte ihn an, doch wieder zu ſprechen. Er hörte nichts und ſah nichts, in ihm ſchlug es wie mit einem Hammer immer ſtärker und ſchneller. Die hohlen Gebilde von buntem Glas, die er ſich ausgeblaſen hatte, zerſplitterten in Scherben, er ahnte jetzt die ſchreckliche Wahrheit, er war ein ruinirter Mann.

So ſaß er bis zum ſpäten Abend, die Tochter brachte ihn endlich dazu, einen Schluck Wein zu trinken und an die Heimkehr zu denken. „Ja, fort von hier,“ rief er, „in's Freie.“ Sie fuhren ab. Als die Bäume der Landſtraße bei ihm vorbeiflogen, und die friſche Luft in ſein Geſicht ſchlug, kam ſeine Seele wieder in Spannung. Dieſe Nacht und der ganze nächſte Tag gehörten ihm, in dieſer Zeit mußte ſich Hülfe finden. Es war nicht die erſte Verlegenheit, die er empfand, und er hoffte jetzt ſogar, es werde nicht die letzte ſein. Er war dieſe Wechſelſchuld von urſprünglich ſiebentauſend und einigen hundert Thalern eingegangen, weil der Schurke, der ihm heut das Geld kündigte, vor einigen Jahren zu ihm gekommen war und ihm das Geld angeboten, ja

aufgedrängt hatte, zuerſt mit den niedrigſten Zinſen. In dem ſichern Muth eines glücklichen Unternehmers hatte er das Geld angenommen. Es hatte einige Wochen müßig dagelegen, dann hatte er es angegriffen, und Schritt vor Schritt hatte der Gläubiger ſeine Forderungen geſteigert bis zum Solawechſel und einem übermäßigen Zinsfuß. Jetzt trotzte der Schurke. War er wie die Ratte, welche den bevorſtehenden Untergang des Schiffes merkt und ſich zu retten ſucht? Der Freiherr lachte auf, daß Lenore zuſammenfuhr — aber er war nicht der Mann, ſich widerſtandslos dem Gauner in die Hände zu geben, er wußte, die Nacht und der nächſte Tag mußten ihm Hülfe bringen. Ehrenthal konnte ihn nicht im Stiche laſſen.

Er fühlte die Nothwendigkeit, ſich zu beherrſchen, er gewann es über ſich, mit ſeiner Tochter wieder von gleichgültigen Dingen zu ſprechen. „Es ſind unangenehme Geſchäfte, die ſich jetzt drängen," ſagte er, „und ich bin durch die vielen Anſprüche, welche man in der letzten Zeit an mich gemacht hat, auch körperlich angegriffen. Es wird vorübergehen, mein Kind. Jedem Unternehmer kommt ſolche Zeit; iſt die Fabrik erſt im Gange, ſo iſt das Aergſte überſtanden."

Es war Nacht, als ſie nach Hauſe kamen, der Freiherr eilte auf ſein Zimmer. Er legte ſich zu Bett, aber er wußte, daß das eine Scene war, die er nur ſeinem Bedienten vorſpielte; das war wieder eine Nacht, wo der Schlaf ſein Haupt nicht berühren ſollte. Vom Thurme der Dorfkirche ſchlug eine Stunde nach der andern, der Freiherr zählte jeden Schlag, und nach jeder Stunde pochte das Blut ſtürmiſcher in ſeinen

Adern, und heißer wurde seine Angst. Wo war Rettung? Es gab für ihn keine andere, als Ehrenthal. Aller Widerwille, den er dagegen empfand, morgen als Bittender vor diesen Mann zu treten, floß dahin mit dem Fieberschweiß, der von seiner Stirn rann. So lag er und rang die Hände; und wenn der Schlummer, das stille Kind der Nacht, sich seinem Lager näherte, immer erhob sich das graue Gespenst der Angst neben seinem Haupt und trieb mit drohender Geberde den hülfreichen Gott aus seiner Nähe. Gegen Morgen erst verlor er die Empfindung seines Elends.

Schneidende Mißtöne drangen aus dem Hofe in sein Zimmer und weckten ihn; die Arbeiter der Fabrik zogen mit der Dorfmusik unter sein Fenster und brachten ihm ein Ständchen. Zu anderer Zeit hätte er sich über den gutwilligen Eifer gefreut, heut hörte er nur die unreinen Klänge, und sie quälten ihn. Hastig kleidete er sich an und eilte in den Hof. Sein Haus war bekränzt, die Arbeiter hatten sich vor der Thür aufgestellt, sie empfingen ihn mit lautem Zuruf, er mußte den Mund aufthun und ihnen sagen, daß er sich dieses Tages freue und daß er viel Gutes von ihm erwarte, und während er sprach, fühlte er, wie unwahr seine Worte waren und wie gebrochen sein Muth. Er ließ anspannen, ehe er noch seine Frau und Tochter begrüßt hatte, und jagte wieder der Stadt zu. Er stand in Ehrenthals Hause und schüttelte an der Thür des Comtoirs; noch war die Thür verschlossen, sein Diener mußte den Händler vom Frühstück herunter holen.

Unruhig über das Außerordentliche des frühen Besuchs erschien Ehrenthal, er hatte sich diesmal nicht beeilt, den

alten Schlafrock auszuziehen. Der Freiherr trug sein Anliegen so kaltblütig vor, als ihm nach der schlaflosen Nacht möglich war. Ehrenthal gerieth in die größte Entrüstung. „Dieser Pinkus," rief er einmal über das andere, „er hat sich unterstanden, Ihnen Geld zu borgen gegen einen Wechsel! Wie kann er Ihnen borgen eine so große Summe? Der Mann hat keine zehntausend Thaler, er ist ein kleiner Mann ohne Mittel." Der Freiherr gestand, daß die Summe ursprünglich geringer gewesen war, aber dies Geständniß steigerte die Unruhe Ehrenthals.

„Von sieben zu zehn," rief er und rannte heftig auf und ab, daß der Schlafrock um ihn flog, wie die Flügel einer Eule. „Fast dreitausend Thaler hat er gewonnen! Ich habe immer ein schlechtes Zutrauen zu diesem Menschen gehabt, jetzt weiß ich, was er ist! Er ist ein Spion, ein Achselträger, der auf zwei Schultern trägt! Er hat auch nicht gegeben die siebentausend, sein ganzer Kram ist nicht siebentausend werth."

Die starke Entrüstung des Händlers warf einen Freudenschimmer in die Seele des Freiherrn; wie Unrecht hatte er dem Mann oft in seinen Gedanken gethan! „Auch ich habe Ursache, den Pinkus für einen gefährlichen Menschen zu halten," sagte er.

Aber diese Beistimmung gereichte dem Freiherrn zum Unheil, der Zorn Ehrenthals wandte sich jetzt gegen ihn. „Was rede ich von dem Pinkus," schrie er; „er hat gehandelt, wie ein Mensch von seiner Art handeln muß. Aber Sie, der Sie sind ein Edelmann, wie haben Sie in solcher Weise an mir handeln können? Sie haben hinter meinem

Rücken mit einem Andern Geſchäfte gemacht und haben ihn in kurzer Zeit verdienen laſſen drei von ſieben auf Wechſel. Auf Wechſel," fuhr er fort; „wiſſen Sie, was das heißt, ein Wechſel?"

„Ich wünſchte, daß die Schuld nicht nöthig geweſen wäre," ſagte der Freiherr; „da aber heut der Verfalltag iſt, und der Mann in eine Verlängerung nicht willigt, ſo müſſen wir verſuchen, Zahlung zu ſchaffen."

„Was heißt wir!" fuhr Ehrenthal zornig auf; „Sie müſſen Zahlung ſchaffen, ſehen Sie zu, wie Sie Geld ſchaffen für den Mann, dem Sie dreitauſend haben geſchrieben in ſeine Taſche. Sie haben mich nicht gefragt, als Sie ausgeſtellt haben den Wechſel, Sie brauchen mich nicht zu fragen, wie Sie werden zahlen das Geld."

In dem Freiherrn lagen Angſt und Zorn im Kampfe. „Mäßigen Sie Ihre Sprache, Herr Ehrenthal," rief er.

„Was ſoll ich mich mäßigen," ſchrie der Händler; „Sie haben ſich nicht gemäßigt und der Pinkus hat ſich nicht gemäßigt, ich will mich auch nicht mäßigen!"

„Ich werde wiederkommen," ſagte der Freiherr, „wenn Sie die Haltung gewonnen haben, die ich mir gegenüber unter allen Umſtänden erbitten muß."

„Wenn Sie Geld von mir wollen, ſo kommen Sie nicht wieder, Herr Baron," rief Ehrenthal. „Ich habe kein Geld für Sie; lieber will ich werfen die Thaler auf die Straße, als Ihnen noch zahlen einen einzigen in Ihr Gut."

Der Freiherr verließ ſchweigend das Zimmer. Sein Elend war groß, er mußte das Gezänk des gemeinen Mannes ertragen. Jetzt fuhr er in der Stadt bei ſeinen Bekannten

umher und ſtand die Qual aus, alle Stunden von Neuem um Geld zu bitten und immer abſchlägliche Antwort zu erfahren. Zum Mittag war ſeine Kraft gebrochen. Er kehrte in ſein Quartier zurück und überlegte, ob er noch einmal zu Ehrenthal gehen, oder ob er die Zahlung des Wechſels wegen wucheriſcher Zinſen verweigern ſolle. Da ſchlich der in ſein Haus, welcher bis dahin ſein Leben in weitem Kreiſe umlauert hatte, er, der künftige Beſitzer des Gutes, der Erbe der Rothſattel. Der Freiherr wunderte ſich, als eine fremde Geſtalt, die er kaum ein oder das andere Mal geſehen hatte, in ſein Zimmer trat, ein hageres Geſicht von röthlichem Haar eingefaßt, zwei verſchmitzte Augen, und um den Mund ein grotesker Zug, wie man ihn auf den lachenden Larven des Carnevals ſieht.

Veitel verneigte ſich tief und begann: „Gnädigſter Herr Baron, haben Sie die Gewogenheit, zu verzeihen, daß ich mit meinem Geſchäft zu Ihnen komme. Ich habe den Auftrag von Herrn Pinkus, das Geld einzucaſſiren für den Wechſel. Ich wollte Sie unterthänigſt fragen, ob Sie vielleicht ſo gnädig ſein wollen, mir zu zahlen das Geld.“

Der finſtere Ernſt der Stunde ging dem Freiherrn verloren, als er die lange Geſtalt ſah, welche ſich krümmte, Geſichter ſchnitt und in poſſenhafter Artigkeit zu vergehen bemüht war. „Wer ſind Sie?“ frug er mit der Würde eines großen Herrn.

„Veitel Itzig iſt mein Name, gnädiger Herr, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen das zu melden.“

Der Freiherr fuhr zuſammen, als er den Namen Itzig hörte. Das war der Mann, vor dem er gewarnt war, der

Unſichtbare, Erbarmungsloſe. Wieder ſchnürte ihm die Angſt das Herz zuſammen.

„Ich war bis jetzt Buchhalter bei Ehrenthal," fuhr Itzig beſcheiden fort. „Aber der Ehrenthal wird mir zu groß; ich habe geerbt ein kleines Vermögen, ich habe es übergeben dem Pinkus in ſein Geſchäft. Jetzt bin ich dabei, mich ſelbſt zu etabliren."

„Sie können das Geld jetzt nicht bekommen," erwiederte der Freiherr ruhiger. Dieſe hülfloſe Geſtalt konnte ſchwerlich ein gefährlicher Gegner ſein.

„Ausgezeichnet," ſagte Veitel, „es iſt mir eine Ehre, zu hören von dem gnädigen Herrn, daß Sie mir's zahlen werden im Nachmittag. Ich habe Zeit." — Er zog eine ſilberne Uhr heraus. — „Ich kann warten bis gegen Abend. Und damit ich den Herrn Baron nicht incommodire durch Wiederkommen zu einer Stunde, wo ich Ihnen nicht recht bin, oder wo Sie nicht zu Hauſe ſind, ſo will ich mir die Freiheit nehmen, mich zu ſtellen auf Ihre Treppe. Ich kann ſtehen," ſagte er, als wolle er eine Einladung des Freiherrn, ſich auf die Treppe zu ſetzen, im Voraus ablehnen. „Ich halte aus bis heut Abend um fünf. Der gnädige Herr braucht ſich meinetwegen gar nicht zu geniren." Durch die demüthige Fratze Veitels klang es wie Hohn, dem Freiherrn fiel das Schreckliche der Stunde von Neuem auf das Herz. Veitel ging mit Verbeugungen an die Thür und zog ſich wie ein Krebs aus der Stube zurück. Da rief der Freiherr ihn zurück. Wie feſtgezaubert blieb er in gekrümmter Stellung ſtehen. Er ſah in dieſem Augenblick vollſtändig aus, wie ein etwas ſchwacher und wunderlicher Menſch. Der war-

nende Brief hatte dem armen Teufel von Buchhalter zur Last gelegt, was vielleicht Ehrenthal selbst gesponnen hatte. Jedenfalls war mit diesem Manne bequemer zu verkehren, als mit einem andern.

„Können Sie mir angeben," frug der Freiherr mit innerer Ueberwindung, „wie ich Ihnen für Ihre Forderung Deckung geben kann, ohne daß ich heut oder in diesen Tagen die Summe auszahle?"

Veitels Augen blitzten wie die eines Raubvogels, aber er schüttelte den Kopf, und zuckte lange mit den Achseln, während er sich den Schein gab, nachzudenken. „Gnädigster Herr Baron," sagte er endlich, „vielleicht giebt es ein Mittel, das letzte Mittel. Sie haben eine Hypothek von zwanzigtausend Thalern auf Ihrem Gute, welche Ihnen selber gehört und welche bei Ehrenthal im Comtoir liegt. Ich will machen, daß der Pinkus Ihnen läßt die Zehntausend, und will Ihnen noch schaffen zehn, wenn Sie meinem Freunde cediren diese Hypothek."

Der Freiherr horchte auf. „Wahrscheinlich wissen Sie nicht," entgegnete er streng, „daß ich das Instrument bereits an Ehrenthal cedirt habe."

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr, das haben Sie nicht gethan, es ist keine gerichtliche Cession vorhanden."

„Aber mein schriftliches Versprechen," sagte der Freiherr.

Veitel zuckte die Achseln: „Wenn Sie versprochen haben, dem Ehrenthal zu stellen eine Hypothek für sein Geld, warum muß es gerade sein diese? Und was brauchen Sie eine Hypothek für Ehrenthal? In diesem Jahre erhalten Sie Ihr Capital, das Sie haben auf der Herrschaft bei Rosmin,

dann können Sie ihn bezahlen mit baarem Geld. Bis dahin laſſen Sie ruhig die Hypothek in ſeinen Händen, es braucht kein Menſch zu wiſſen, daß Sie uns gemacht haben eine Ceſſion. Wenn Sie die Gnade haben wollen, mit mir zu gehen zu einem Notar und meinem Freunde vor dieſem die Hypothek zu verſchreiben, ſo ſchaffe ich Ihnen noch heute zweitauſend Thaler, und an dem Tage, wo Sie das Inſtrument legen in unſere Hände, zahle ich Ihnen den Reſt."

Der Freiherr hatte ſich gezwungen, dieſen Antrag mit einem Lächeln anzuhören. Endlich ſagte er kurz: „Was Sie mir vorſchlagen, kann ich nicht annehmen, denken Sie an einen andern Ausweg."

„Es giebt keinen," ſagte Veitel, „aber iſt es erſt Mittag, ich kann warten bis um fünf." Er machte wieder ſeine tiefen Bücklinge und wandte ſich an der Thür noch einmal um. „Was Sie, gnädiger Herr, jetzt von Geld brauchen," ſagte er ernſt, „das ſind nicht die zehntauſend Thaler allein; Sie werden in den nächſten Monaten noch nöthig haben eben ſo viel für Ihre Fabrik, und um zu retten Ihr Capital auf der polniſchen Herrſchaft. Wenn Sie mir cediren die Hypothek, haben Sie das ganze Geld. Und noch eine Bitte habe ich an meinen gnädigen Herrn: Geruhen Sie, nicht gegen Ehrenthal zu ſprechen von unſerm Geſchäft; er iſt ein harter Mann und würde mir ſchaden mein Lebenlang."

„Seien Sie ohne Sorge," ſagte der Freiherr mit einer verabſchiedenden Handbewegung. Veitel entfernte ſich.

Der Freiherr ging mit großen Schritten auf und ab. Was der ehrerbietige Mann ihm vorgeſchlagen hatte, wühlte ſein Inneres auf. Ja, es war Rettung für ihn aus dieſer

und ans kommenden Verlegenheiten, aber er konnte darauf nicht eingehen, das verstand sich von selbst. Er war lächerlich, der ihm den Antrag machte, und man konnte ihm nicht einmal zürnen, er verstand's nicht anders. Aber der Freiherr hatte sein Wort verpfändet, er durfte an die Sache gar nicht mehr denken.

Und doch, wie gering war für ihn die Gefahr. Die Documente blieben ruhig in Ehrenthals Hand, bis der Freiherr seine polnischen Gelder erhielt, dann zahlte er die Summe baar an Ehrenthal und löste seine Documente ein. Kein Mensch durfte etwas von dem Geschäft erfahren, und wenn es zum Schlimmsten kam, so ließ er eine neue Hypothek für Ehrenthal auf sein Gut ausfertigen, er bewilligte ihm noch eine Entschädigung, und der Geldmann gab sich zufrieden. Immer wies er den Gedanken von sich ab, und unaufhörlich kam er zurück. Es schlug eins, es schlug zwei Uhr; er klingelte dem Bedienten und befahl, anzuspannen, und frug gelegentlich, ob der fremde Mensch noch im Hause sei. Der Kutscher fuhr vor, der Fremde stand unten an der Treppe. Der Freiherr stieg die Stufen hinab, ohne ihn anzusehen, und setzte sich in den Wagen. Als der Diener mit abgezogenem Hut neben ihm stand und frug, wohin der Kutscher fahren solle, da erst fiel ihm ein, daß er es selbst nicht wußte. „Zu Ehrenthal!" sagte er endlich.

Ehrenthal hatte unterdeß einen unruhigen Vormittag verlebt. Der freche Eingriff, den ein Dritter in seine Rechte gewagt, flößte ihm den Argwohn ein, daß außer ihm noch eine andere unbekannte Macht gegen den Baron speculire. Er schickte zu Pinkus, überschüttete diesen mit Vorwürfen und

ſuchte auf jede Weiſe zu erfahren, woher das Capital gekommen ſei. Pinkus aber war auf's Beſte geſchult, er zeigte eine eherne Stirn und war grob. Darauf ſchickte Ehrenthal nach Itzig. Itzig war nirgend zu finden.

So war er in unholder Laune, als der Freiherr wieder bei ihm vorfuhr, er wußte am beſten, daß dieſe neue Schuld nicht nöthig war, um den Edelmann im ruhigen Lauf der Jahre aus dem Beſitz ſeines Gutes zu bringen, und zürnte ihm deshalb als einem Thoren, der ſich eine ſo unnöthige Verlegenheit bereitete. Und er ſagte ihm mit dürren Worten, daß der Tag gekommen ſei, wo die Geldzahlungen aufhören müßten. Es gab wieder eine heftige Scene, der Freiherr ging erbittert aus dem Comtoir, ſetzte ſich in ſeinen Wagen und beſchloß, noch einen letzten Verſuch bei einem früheren Kameraden zu machen, der als reicher Mann bekannt war.

Es war vier Uhr vorbei, als er hoffnungslos in ſeinem Quartiere ankam. An der Treppe lehnte eine hagere Geſtalt, welche dem Vorübereilenden eine tiefe Verbeugung machte und ruhig ſtehen blieb. Die Kraft des Freiherrn war erſchöpft. Er ſetzte ſich in die Sophaecke, wie am Tage zuvor, und ſtarrte vor ſich hin. Es gab keine Rettung, das wußte er jetzt genau, keine andere als die, welche dort unten im Schatten des Pfeilers auf ihn lauerte. In einer wüſten Abſpannung erwartete er, was kommen würde. Unthätig, ohne ſein Haupt von der Lehne zu erheben, hörte er die Viertelſtunden von vier zu fünf ſchlagen. Wieder ſchlug es in ſeinem Haupt, wie mit einem Hammer, jeder Schlag brachte ihn dem Augenblick näher, wo ſein Schickſal zu ihm herein-

trat. Der letzte Schlag der fünften Stunde war verhallt, der Klingelzug im Vorzimmer zitterte, der Freiherr erhob sich von seinem Sitz. Itzig öffnete die Thür und hielt zwei Papiere in der Hand.

„Ich kann nicht zahlen," rief ihm der Freiherr mit heiserer Stimme entgegen.

Itzig verneigte sich wieder und bot ihm das andere Papier: „Hier ist der Entwurf zu einem Vertrage."

Der Freiherr ergriff seinen Hut und sagte, ohne den Fremden anzusehen: „Kommen Sie zu einem Notar!"

Es war Abend, als der Freiherr zu dem Schloß seiner Väter zurückkehrte. Das bleiche Mondlicht glänzte auf den Thürmchen und den Vorsprüngen des Baues, schwarz wie Pech war der See, schwarz die Strebepfeiler, welche den Grund des Hauses zusammenhielten. Und farblos wie der Park und das Haus war das Gesicht des Mannes, der sich in dem Wagen zurücklehnte und die Lippen zusammenpreßte, als Einer, der nach einem langen Kampfe zur Entscheidung gekommen ist. Er sah gleichgültig auf das Wasser, auf die Mauern seines Hauses und auf das kalte Mondlicht am Dach, und doch war ihm lieb, daß die Sonne nicht schien, und daß er das Haus seiner Väter nicht im goldenen Licht des Tages anzusehen hatte. Er mühte sich, in die Zukunft zu denken, die ihm jetzt sicherer war, er überlegte alle Vortheile, die er von seiner Fabrik haben mußte, er dachte hinein bis in die Zeit, wo sein Sohn hier wohnen würde als ein befestigter reicher Mann, ohne die Sorgen, die den Vater in die Ge-

meinschaft mit niedrigen Geldleuten geführt und sein Haar gebleicht hatten. Er dachte an Alles, aber auch die liebsten seiner Gedanken waren ihm gleichgültig geworden, und er mußte sich zwingen, sie festzuhalten. Er stieg ab und griff nach der gefüllten Brieftasche, bevor er seiner Gemahlin die Hand reichte und Lenore mit einem Kopfnicken grüßte, welches ihren ängstlichen Blick beruhigen sollte. Er sprach herzlich zu den Frauen, und es gelang ihm, Scherze über den unruhigen Tag zu machen; aber er fühlte, daß etwas zwischen ihn und seine Liebsten getreten war; auch sie erschienen ihm fremd. Wenn sie sich an ihn lehnten und seine Hand faßten, so zuckte er leise, als müsse er die Hand zurückziehen. Und wenn seine Frau ihn zärtlich ansah, da lag in ihrem Blick, auf den er immer auch im größten Leid als auf die letzte Hülfe hingesehen hatte, jetzt etwas, das er nicht ertragen konnte, und er schlug das Auge zu Boden. Er schritt zu der Fabrik, wo die Leute noch auf die Ankunft des Herrn warteten, und erblickte seinen Namenszug, der aus bunten Lampen zusammengesetzt über der Thür brannte, darüber die siebenzinkige Krone seines Geschlechts; und er wandte die Augen ab, der Glanz der Lampen stach ihn in die Seele.

Um ihn jubelte die Freude, die Arbeiter brachten ihm ein Hoch nach dem andern aus, die Dorfmusik spielte wieder lustige Tänze. Sie spielte auch denselben Marsch, unter dem er einst mit dem Regiment oft vor seinem alten General vorbeimarschirt war, der den jungen Offizier wie ein Vater geliebt hatte. Er dachte an das narbenvolle Gesicht des alten Kriegers und an seine Kameraden, er dachte auch an ein Ehrengericht, das die Offiziere des Regiments einst über einen Un-

glücklichen gehalten hatten, der sein Ehrenwort leichtsinnig gegeben und gebrochen. Er ging in sein Schlafzimmer, und ihm war wohl, als es um ihn finster wurde und er nichts mehr von Allem sah, nicht sein Schloß und seine Fabrik, nicht den prüfenden Blick seiner Frau. Und wieder hörte er auf dem Lager eine Stunde nach der andern schlagen, und bei jedem Schlage mußte er denken: „Es giebt jetzt einen andern Mann vom Regiment, der mit grauem Haar dasselbe gethan hat, was damals einen Jüngling dazu brachte, sich eine Kugel in den Kopf zu schießen. Hier liegt der Mann und kann nicht schlafen, weil er sein Ehrenwort gebrochen hat."

5.

Die Frühlingsſtürme fuhren über das Flachland, als Anton in das Geſchäft zurückgerufen wurde. Der Winter war ihm eine Zeit harter Arbeit, großer Beſchwerde geweſen. Aus der fremden Stadt war er mehr als einmal in Kälte und Schnee durch verwüſtete Landſchaften gereiſt, weit hinein in den Oſten und Süden bis an die Berge Siebenbürgens und in die Weideländer der Magyaren. Er hatte viel Trauriges geſehen, niedergebrannte Edelhöfe, zerſtörten Wohlſtand, unſichere Menſchen, Hunger, Rohheit und brennenden Haß der Parteien.

„Um welche Stunde kommt er?“ frug Sabine den Bruder.

„In wenig Stunden, mit dem nächſten Bahnzug.“

Sabine ſprang auf und ergriff ihr Schlüſſelbund. „Und noch ſind die Mädchen nicht fertig, ich muß ſelbſt zum Rechten ſehen. Heut Abend ſoll er bei uns eſſen, Traugott; auch wir Frauen wollen etwas von ihm haben.“

Der Bruder lachte. „Verzieht ihn nur nicht.“

„Dafür iſt geſorgt,“ ſagte die Tante. „Wenn er einmal wieder im Comtoir ſitzt, dann ſteckt er wie in einer Schublade, man kann ihn, außer Mittags, lange ſuchen.“

Unterdeß ſuchte Sabine unter ihren Schätzen, belud den Arm des Bedienten mit allerlei Packeten und ſah unge-

duldig in den Hof hinab, ob die Herren noch nicht aus dem Hinterhause in das Comtoir gehen wollten. Endlich huschte sie selbst in Antons Stube. Sie warf noch einen prüfenden Blick auf das Sophakissen, das sie für den Abwesenden gestickt hatte, und ordnete in einer Alabasterschaale alle Blumen, welche der Gärtner aufgetrieben hatte. Als sie so über der Schaale stand, fielen ihre Blicke auf die Wände des Zimmers, wo noch die Zeichnung hing, welche Anton in den ersten Wochen nach seinem Eintritt gemacht, und auf den kostbaren Teppich, den noch Fink über den Fußboden gezogen hatte. Zum ersten Mal seit langer Zeit war sie in diesem Raum, den ihr Fuß gemieden hatte, so lange der Andere ein Bewohner des Hauses war. Wo lebte er jetzt? Ihr war heut, als sei sie seit vielen vielen Jahren von ihm getrennt, und die Erinnerung an ihn kam ihr wie das bange Gefühl nach einem schweren Traume. Dem ehrlichen Mann, der jetzt hier wohnte, konnte sie offen sagen, wie werth er ihr geworden war, und freudig durfte sie der Stunde entgegensehen, wo sie ihm danken wollte für Alles, was er ihrem Bruder gethan.

„Aber Sabine!" rief die Tante erschrocken an der Thür. Auch die Tante hatte es leise in das Zimmer ihres Tischnachbars gezogen.

„Was hast du?" rief Sabine aufsehend.

„Aber es sind ja die gestickten Vorhänge, die du aufgezogen hast. Die gehören doch nicht in's Hinterhaus, in diese Herrenwirthschaft."

„Laß sie hängen," sagte Sabine lächelnd.

„Und die Ueberzüge, und diese Handtücher, das ist unser-

hört, es ſind ja deine beſten Stücke. Mein Gott! Die Ueberzüge mit Spitzen und auch das roſa Futter dazu."

„Laß dir's gefallen, Tante," rief Sabine erröthend. „Der heut zurückkommt, hat es wohl verdient, daß er das Beſte aus den alten Schränken erhält."

Aber die Tante fuhr fort, den Kopf zu ſchütteln. „Wenn ich's nicht ſelbſt ſähe, ich hätte es Keinem geglaubt. So etwas für den täglichen Gebrauch zu geben! Ich verſtehe dich nicht mehr, Sabine. — Man wird ihn nach und nach um einige Nummern herabſetzen müſſen; er merkt's nicht, das iſt mein einziger Troſt. Nein, daß ich das erleben mußte!" Sie ſchlug die Hände zuſammen und verließ aufgeregt das Zimmer.

Sabine ergriff wieder die Schlüſſel und eilte ihr nach. „Sie macht gegen Traugott unnütze Worte," ſagte ſie ſich leiſe im Gehen, „ich muß ihr beweiſen, daß es nicht anders einzurichten war."

Unterdeß war auch dem Reiſenden zu Muthe wie einem Sohn, der nach langer Abweſenheit in das Vaterhaus zurückkehrt. Auf den letzten Stationen vor der Hauptſtadt pochte ſein Herz in freudigen Schlägen; das alte Haus und die Collegen, das Geſchäft und ſein Pult, der Chef und Sabine, alle fuhren in lachenden Bildern vor ſeinem Auge vorüber. Endlich hielt die Droſchke vor der geöffneten Hausthür. Da ſtanden die Frachtwagen, die Tonnen, der Leiterbaum. Da rief Vater Sturm mit einer Stimme, welche hell über die breite Straße klang, ſeinen Namen, riß den Wagenſchlag auf und hob ihn heraus, wie ein Mann ſein Kind aus dem Wagen hebt. Da eilte Herr Pix bis auf die Straße, ſchüttelte

ihm lange die Hand und bemerkte in ſeiner Freude nicht, daß unterdeß ſein ſchwarzer Pinſel dieſe Bewegungen benutzte, um auf Antons Pelz allerlei Striche und Punkte zu malen. Dann kam Anton bei der großen Waage vorbei und ſchüttelte mit der Hand vergnügt an den Ketten. Dann trat er in das vordere Comtoir, wo bereits die Lampen brannten, und rief herzhaft ſeinen Guten Abend! hinein. Mit lautem Ruf erhoben ſich die Collegen wie ein Mann und drängten ſich um ihn. Herr Schröter eilte aus der Hinterſtube herzu, und als er ſein Willkommen! rief und die Hand entgegenhielt, fuhr ein heller Strahl von Freude über ſein ernſtes Geſicht. Das waren glückliche Augenblicke, und Anton wurde weicher, als ſich für einen gereiften Mann ſchickt. Und als er nach den erſten Fragen und Antworten aus dem Comtoir nach ſeinem Zimmer ging, da ſprang im Hofe Pluto mit Ungeſtüm auf ihn zu und wedelte unmäßig mit dem zottigen Schwanze, und Anton hatte Mühe, ſich ſeiner Liebkoſungen zu erwehren. Vor ſeinem Zimmer kam ihm der Diener mit vergnügtem Lächeln entgegen und riß reſpectvoll die Thüre auf. Ueberraſcht ſah ſich Anton um, der Raum war feſtlich geſchmückt, im Kamin vor dem Ofen brannte ein behagliches Feuer, eine grüne Guirlande hing über der Thür, auf dem Sopha lag ein neues geſticktes Kiſſen, auf dem Tiſche ſtand ein zierliches Theeſervice und daneben eine Alabaſterſchaale mit Blumen. „Das Fräulein hat ſelbſt Alles aufgeſtellt," vertraute ihm Franz. Anton beugte ſich über die Schaale und betrachtete die einzelnen Blumen auf's Genaueſte. Sie waren im Allgemeinen anderen Naturerzeugniſſen ihrer Art nicht unähnlich,

aber Anton ſtarrte in ſie hinein, als hätte er noch nie etwas Aehnliches geſehen. Darauf nahm er das Kiſſen, befühlte und ſtreichelte die Stickerei und ſtellte ſie voll Bewunderung wieder an ihre Stelle. Zuletzt nahm er auch die Katze in die Hand, klopfte ſie auf den Rücken und ſetzte ſie vorſichtig gleich einem lebenden Geſchöpf wieder auf den Schreibtiſch; und die Katze war nicht unempfänglich für ſolche Freundlichkeit, denn in dem rothen Scheine des Kaminfeuers glänzte ſie hell und lebendig, und es klang durch das Zimmer wie ein leiſes Schnurren.

Wieder eilte Anton in das Comtoir, dem Chef über ſeine letzte Thätigkeit Bericht zu erſtatten. Der Kaufmann nahm ihn in ſein kleines Zimmer und beſprach mit ihm die Ereigniſſe der vergangenen Zeit in ſo herzlicher Weiſe, wie man mit einem Freund über wichtige Angelegenheiten verhandelt. Es war doch eine ernſte Unterredung. Vieles war verloren und nicht Weniges noch gefährdet. Erſt in der Ferne war Anton mit dem ganzen Umfange der Gefahr bekannt worden, welche das Geſchäft bedroht hatte. Und er erkannte, daß die Thätigkeit vieler Jahre nöthig ſei, um die Verluſte wieder auszugleichen und an Stelle der abgeriſſenen Fäden neue anzuknüpfen. Mit kurzen Worten ſagte ihm der Kaufmann daſſelbe. „Ihrer Umſicht und Energie verdanke ich viel," ſchloß er, „ich hoffe, Sie werden mir helfen, das verlorene Terrain in anderer Weiſe wieder zu gewinnen; das Unvermeidliche werden wir tragen." Und als Anton hinausging, rief er ihm lächelnd nach: „Es iſt noch Jemand, der Ihnen zu danken wünſcht; ich bitte Sie, heut Abend mein Gaſt zu ſein."

So trat Anton an sein Pult, öffnete das lang verschlossene und legte sich Papier und Feder zurecht. Aber aus dem Schreiben wurde heut nicht viel. Jordan weigerte sich, ihm Briefe zu geben, und in beiden Arbeitsstuben hörte die unruhige Bewegung nicht auf. Einer nach dem Andern verließ seinen Platz und kam zu Antons Stuhl. Herr Baumann klopfte dem Stubennachbar mehrmals leise auf den Rücken und ging dann immer wieder vergnügt auf seinen Platz zurück, und Herr Specht hockte in großer Aufregung an dem Geländer neben Antons Sitz, und seine Fragen und verwunderten Ausrufe schossen wie ein Bach auf Anton nieder. Herr Liebold legte das Löschblatt mehrere Minuten vor der Schlußstunde in das Hauptbuch und zog sich nach dem vordern Comtoir. Sogar Herr Purzel trat, die heilige Kreide in der Hand, aus seinem Verschlage; zuletzt kam auch Herr Pix in das Zimmer, um Anton im Vertrauen zu erzählen, daß er schon seit einigen Monaten keine Solopartie gespielt, und daß Specht unterdeß in einen Zustand gekommen sei, der mit Verrücktheit eine unverkennbare Aehnlichkeit habe.

Am Abend betrat Anton den obern Stock des Vorderhauses. Die Portière rauschte zurück, Sabine stand vor ihm. Ihr Mund lachte, aber ihre Augen glänzten feucht, als sie sich auf die Hand herabbeugte, welche die Todesgefahr vom Haupt des Bruders abgewandt hatte.

„Fräulein!“ rief Anton erschrocken und zog die Hand zurück.

„Ich danke Ihnen, o ich danke Ihnen, Wohlfart!“ rief Sabine und hielt ihn mit beiden Händen fest. So blickte

ſie ihn ſchweigend an; verklärt durch eine Rührung, welche ſie nicht bewältigen konnte. Als Anton das Mädchen betrachtete, welches mit gerötheten Wangen, ſo bewegt und dankbar zu ihm aufſah, da erkannte er, daß ſeit jenem Streich des ſlaviſchen Säbels auch ſeine Stellung zur Familie und zu ihr geändert war. Die Schranke war gefallen, welche bis dahin den Arbeiter des Comtoirs von dem Fräulein getrennt hatte. Und mit einer ſtolzen Freude, welche ihm das Herz ſchwellte, empfand er auch, daß er ſelbſt in dieſer Zeit ein Mann geworden war, wohl werth, daß ein Weib ſeiner Kraft und Ruhe vertraute.

Er erzählte ihr noch einmal, was ſie durch viele Fragen aus ſeinem Mund zu vernehmen ſuchte, den Kampf um die Wagen, die Schrecken der wilden Zeit. Andächtig lauſchte Sabine ſeinem Wort. Auch er war ihr ein Anderer, ſeine Züge waren beſtimmter, ſeine Haltung ſicherer, ſeine Rede feſt. Ihr Auge ſuchte den klaren Glanz des ſeinen, und wenn ein voller Blick freudig auf ſie fiel, ſchlug ſie das ihre unwillkürlich nieder. Nie war ihr aufgefallen, wie hübſch und ſtattlich er war. Heut ſah ſie auch das. Ein offenes männliches Antlitz, darüber das kaſtanienbraune lockige Haar, zwei prächtige Augen von dunklem Blau, ein kräftiger Mund und auf den Wangen ein feines Roth, das in der wachſenden Empfindung ſich veränderte, wie das Sonnenlicht auf der lachenden Flur. Er war ihr neu geworden und doch wie ein lieber vertrauter Freund.

Die Tante kam herein, die geſtickten Vorhänge hatten in ihrer Seele eine Erſchütterung hervorgerufen, welche noch anhielt und jetzt durch ein Seidenkleid und eine neue Haube

an das Licht trat. Ihre Begrüßung war laut und wortreich und ihre Bemerkung, daß der neue Backenbart Herrn Wohlfart ſehr gut ſtehe, wurde durch ein ſtilles Kopfnicken der Nichte beſtätigt.

„Da habt Ihr den Helden des Comtoirs," rief der Kaufmann. „Jetzt zeigt, daß Ihr Ritterdienſte beſſer zu lohnen wißt, als durch ſchöne Worte. Tragt ihm auf, was Küche und Keller hergeben. Kommen Sie, mein treuer Gefährte. Der Rheinwein erwartet, daß Sie nach manchem ſchweren Polentrunk auch ihm eine Ehre erweiſen."

In dem ruhigen Licht der Lampe ſtrahlte das Zimmer vor Behagen, als die Vier ſich zu Tiſche ſetzten. Der Kaufmann hielt Anton das Glas über den Tiſch: „Willkommen in der Heimath!" „Willkommen im Hauſe!" rief Sabine. Da ſagte er leiſe: „Ich habe eine Heimath, ich habe ein Haus, in dem ich mich wohl fühle. Durch Ihre Güte habe ich Beides gewonnen. Viele Abende, wenn ich dort draußen in einer ſchlechten Herberge ſaß, unter wildfremden Leuten, deren Sprache ich nur unvollkommen verſtand, da habe ich an dieſen Tiſch gedacht, und welche Freude es für mich ſein würde, wieder Ihr Angeſicht und dieſe Räume zu ſehen. Denn das Bitterſte auf Erden iſt doch, ſich in den Stunden der Ruhe allein zu fühlen, ohne einen guten Freund, ohne eine Stätte, an welcher das Herz hängt."

Und als er ſpät am Abend aufbrach, ſagte der Kaufmann beim Nachtgruß: „Wohlfart, ich wünſche Sie noch feſter an dies Haus zu feſſeln. Jordan verläßt uns mit dem nächſten Vierteljahr, um als Aſſocié in die Handlung ſeines Oheims zu treten. Ich habe Sie für ſeine Stelle

bestimmt. Ich weiß, daß ich keinen bessern Mann zu meinem Stellvertreter im Geschäft machen kann."

Als Anton in sein Zimmer zurückkehrte, da fühlte er, was der Mensch nur in wenigen Stunden des Lebens ungestraft fühlen darf, daß er glücklich war, ohne Reue, ohne Wunsch. Er setzte sich auf das Sopha, sah auf das Kissen und die Blumen, und seine Gedanken flogen zurück über die letzten Stunden. Immer wieder sah er Sabine vor sich, wie sie sich auf seine Hand niederbeugte und ihm dankte. Lange saß er so in holdem Traume und legte sein müdes Haupt auf die seidenen Arabesken, welche Sabinens Hand gestickt hatte.

Da fiel sein Auge auf den Tisch, ein Brief lag auf der Decke, das Postzeichen war von Newyork, die Adresse von Finks Hand.

Fink hatte ihm in den ersten Jahren der Trennung einige Mal geschrieben, fast immer nur wenige Zeilen, nie etwas von seinen Geschäften, noch weniger von den Plänen, welche er im Hinterhause für seine Zukunft gemacht hatte. Dann war eine lange Zeit verstrichen, in welcher Anton ohne jede Nachricht vom Freunde geblieben war, er wußte nur, daß Fink viele Zeit auf Reisen im Westen der Union zubrachte, wo er als Bevollmächtigter des Handelshauses, an dessen Spitze sein Oheim gestanden, und im Interesse verschiedener Compagnien, an welchen der Verstorbene Theil hatte, thätig war. Aber mit Bestürzung las Anton heut Folgendes:

„Es muß endlich doch heraus, was ich dir armen Jungen gern verschwiegen hätte. Ich bin unter die Räuber und Mörder gegangen. Wenn du einen harten Kehlabschneider brauchst,

wende dich nur an mich. Ich lobe mir einen Burſchen, der aus freier Wahl ein Schuft wird; er hat wenigſtens das Vergnügen, mit dem Teufel einen klugen Vertrag zu machen, und kann die Claſſe von Niederträchtigkeiten ausſuchen, in der er ſich behaglich fühlt. Mein Loos iſt weniger angenehm. Ich werde durch den Zwang der Schelmereien, welche Andere ausgedacht haben, auf einem Wege fortgetrieben, welcher eine haarſträubende Aehnlichkeit mit der Chauſſee hat, die ſich Lawinen auf ihrem Sprunge nach der Tiefe bereiten. Wie das Felsſtück in der Schneemaſſe, ſo ſtecke ich, von allen Seiten eingeengt, in der eiſigen Kälte der furchtbarſten Speculationen, welche je großartiger Wucherſinn ausgedacht hat. Der Verſtorbene hat die Güte gehabt, gerade mich zum Erben ſeiner Lieblingsprojecte, der Speculationen mit Land, zu machen. Lange vermied ich, mich ſelbſt in die Einzelheiten dieſes Geſchäfts zu verlieren. Ich ließ ein Jahr lang Weſtlock dieſen Theil der Erbſchaft bearbeiten. Wenn das feig war, ſo fand ich eine Entſchuldigung in der Maſſe von Arbeiten, welche mir die Börſengeſchäfte des todten Herrn machten. Endlich wurde die Uebernahme auch dieſer Thätigkeit unvermeidlich, und wenn ich ſchon vorher ſehr beſtimmte Ahnungen über die weite Ausdehnung des Luftſacks bekommen hatte, den der Todte ſtatt eines Gewiſſens mit ſich herum trug, ſo iſt mir jetzt ganz unzweifelhaft geworden, daß die Abſicht ſeines Teſtamentes war, ſich für die kindiſchen Bosheiten, die ich gegen ihn geübt, dadurch zu rächen, daß er mich zum Spießgeſellen von alten verwitterten Schurken machte, deren Schlauheit ſo groß iſt, daß Satan ſelbſt den Schwanz in die Taſche ſtecken und ihnen entlaufen würde.

Dieſen Brief erhältſt du aus einer neuen Stadt in Tenneſſee, einem anmuthigen Ort, der dadurch nicht beſſer wird, daß er auf Speculation von meinem Geld gebaut iſt. Einige Holzhütten, die Hälfte davon Schenken, bis unter das Dach angefüllt mit einem ſchmutzigen und verworfenen Geſindel von Auswanderern, von denen die Hälfte an Fäulniß und Fieber darnieder liegt. — Auch was noch umherläuft, iſt ein hohläugiges, verkümmertes Geſchlecht, alle Candidaten des Todes. Täglich, wenn die armen Tröpfe die aufgehende Sonne erblicken, ſo oft ſie den unbeſcheidenen Wunſch fühlen, etwas zu eſſen und zu trinken, täglich vom Morgen bis zum Abend iſt ihr Lieblingsgeſchäft, auf die Landhaifiſche zu fluchen, welche ihnen ihr Geld für Transportkoſten, für Land und Improvements abgenommen, und ſie in dieſe Gegend geführt haben, welche zwei Monate im Jahre unter Waſſer ſteht und die übrige Zeit einem zähen Brei ähnlicher ſieht, als irgend welchem Lande. Die Männer aber, welche ſie auf dieſen kothigen Weg in's Himmelreich weiſen, ſind meine Agenten und Bundesgenoſſen, und ich, Fritz Fink, bin der Glückliche, der hier allſtündlich mit jedem Fluch der deutſchen und iriſchen Zunge beworfen wird. Was noch geſunde Beine hat, ſchicke ich fort, was als Bewohner meines Hospitals umherſchleicht, das habe ich mit Welſchkorn und China zu füttern. In meiner Stube kriechen, während ich dies ſchreibe, drei nackte Paddykinder auf der Diele umher, ihre Mütter ſind ſo pflichtvergeſſen geweſen, dies Jammerthal zu verlaſſen, und ich genieße den Vorzug, die froſchartigen Scheuſälchen über den Nachttopf zu halten. Eine angenehme Beſchäftigung für meines Vaters Sohn! Wie

lange ich hier feſtſitzen werde, weiß ich nicht, möglicherweiſe bis der Letzte geſtorben iſt.

Unterdeß bin ich mit meinen Aſſociés in Newyork zerfallen, ich habe den Vorzug gehabt, eine allgemeine Unzufriedenheit zu erregen, die Theilhaber an der großen Weſtlandcompagnie ſind zuſammengekommen, man hat Reden gegen mich gehalten und Beſchlüſſe gefaßt. Mich würde das wenig kümmern, wenn ich einen Weg ſähe, mich von dieſer Bande loszumachen. Aber der Todte hat die Sache ſo ſchlau eingerichtet, daß ich feſt geſchnürt bin, wie ein Sklave im Negerſchiff. Es ſind ungeheure Summen in dieſe wüſte Speculation geworfen. Wenn ich ihnen den Kram kündige, ſo bin ich ſicher, daß ſie Mittel finden werden, mich die ganze Summe, die der Todte gezeichnet hat, bezahlen zu laſſen, und wie ich das durchſetzen ſoll, ohne nicht nur mich, ſondern vielleicht auch die Firma Fink und Becker zu ruiniren, das ſehe ich noch nicht.

Unterdeß wünſche ich deine Meinung über das, was ich thun ſoll, nicht zu hören. Sie kann mir nichts nutzen, denn ich weiß ſie ohnedies. Ich wünſche überhaupt keinen Brief von dir, du einfältiger, altfränkiſcher Tony, der du glaubſt, ehrlich handeln ſei eine ſo einfache Geſchichte, wie ein Butterbrod ſtreichen. Denn habe ich Alles gethan, was ich konnte, die Einen begraben, die Andern gefüttert und meine Compagnons ſo ſehr geärgert, als mir möglich iſt, dann ziehe ich auf einige Monate weiter nach Weſten, in eine ehrliche Prairie, wo weniger Gekrächz von Alligatoren und Nachteulen, und etwas mehr Ariſtokratism zu finden ſein wird, als hier. Giebt es auf der Prairie Tinte und Stift, ſo

ſchreibe ich dir wieder. Iſt dieſer Brief der letzte, den du von mir erhältſt, ſo widme mir eine Thräne und ſage in deiner ſalbungsvollen Art: Schade um ihn, er hatte auch ſeine guten Seiten!"

Darauf folgte eine genaue Darſtellung der Geſchäfte Finks und die Statuten der Landcompagnie.

Anton las den unerfreulichen Brief einigemal durch, dann ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb an den Freund, trotz dem Verbot deſſelben, die ganze Nacht hindurch.

Noch in dem ruhigen Licht der nächſten Tage behielt Anton die erhobene Stimmung. Wenn er im Comtoir arbeitete und mit ſeinen Collegen ſcherzte, immer fühlte er, wie feſt ſein Leben in den Mauern des großen Hauſes die Wurzel geſchlagen hatte. Auch den Andern wurde das bemerkbar. Am Mittagstiſch war die Unterhaltung jetzt lebhafter als je. Nicht nur der Prinzipal, auch Anton und Sabine führten das Geſpräch. In einer Zeit, wo das Geſchäft wenig Freudiges brachte, kam in dieſe Drei ein neues Leben. Der Kaufmann richtete ſeine Rede faſt ausſchließlich zu Anton, und wenn Anton erzählte, dann hörte der ganze Tiſch aufmerkſam zu, und zuweilen klang ein heiteres Lachen aller Collegen um die feierliche Tafel. Auch des Abends war Anton eine bevorzugte Perſon. Er wurde oft in das Vorderhaus geladen, dann ſaß er mit den Frauen und dem Prinzipal am kleinen Tiſch zuſammen, und dem Hausherrn war anzuſehen, wie lieb ihm das perſönliche Verhältniß zu einem Manne wurde, der ſo innig mit den Intereſſen ſeines Geſchäfts verwachſen war

und in deſſen friſchem und geordnetem Sinn er ein Bild ſeiner eigenen Jugend erblickte.

Für Sabine wurden dieſe Stunden ein Genuß. Es war ihr ein freudiger Fund, wenn ſie im Geſpräch über die Neuigkeiten des Tages, über ein geleſenes Buch, über Erlebtes und Gefühltes wahrnahm, daß der Mann, der jahrelang ſo nahe an ihnen gelebt hatte, in ſo Vielem mit ihr übereinſtimmte. Seine Bildung, ſein Urtheil überraſchten ſie, ſie ſah ein ehrliches Gemüth plötzlich in glänzenden Farben vor ſich ſtehen, wie der Reiſende ſtaunend auf eine reiche Landſchaft blickt, die ihm wogender Nebel lange verhüllt hat.

Friedlich fanden ſich die Collegen in die ungewöhnliche Stellung ihres Genoſſen. Daß er dem Prinzipal das Leben gerettet hatte, wußten ſie aus dem eigenen Munde des Chefs, und dieſer Zufall wurde ſelbſt für Herrn Pix ein Grund, die Einladungen Antons in das Vorderhaus ohne Bemerkung zu ertragen. Anton that das Seine, dem Comtoir ſeine Perſönlichkeit werth zu erhalten. An freien Abenden lud er die Einzelnen auf ſein Zimmer, nicht ſelten kam die ganze Geſellſchaft bei ihm zuſammen. Jordan beklagte ſich lächelnd, daß er ſchon bei Lebzeiten vergeſſen ſei, und das Comtoir gewöhnte ſich, in Anton ſeinen Nachfolger, den ſtillen Rathgeber der Jüngeren zu ſehen. Am liebſten war Anton mit Baumann zuſammen, der in dem letzten halben Jahre wieder einige ſtarke Anwandlungen von Miſſionsgelüſten gehabt hatte und jetzt nur durch die Ueberzeugung zurückgehalten wurde, daß in der ſchwierigen Gegenwart ein geübter Calculator dem Geſchäft nicht fehlen dürfe. Am eifrigſten aber bemühte ſich um Antons Gunſt der phantaſiereiche Specht.

Ihm hatte der Reisende einen romantischen Heiligenschein bekommen. Was Anton etwa erfahren hatte, das malte die Phantasie des Herrn Specht mit den grellsten Farben aus. Er war geneigt, anzunehmen, daß der College außer den Abenteuern, welche er eingestand, noch unendlich reizende und furchtbare erlebt hatte, die zu verbergen er durch geheimnißvolle Verhältnisse gezwungen war.

Leider war Specht's eigene Stellung zu den Collegen während Antons Abwesenheit mächtig erschüttert worden. Er war immer der Gegenstand gewesen, an welchem sich die gute Laune der Andern aufzurichten liebte, wie die Schlingpflanze an einem dünnen Bäumchen, und oft war er von den Blüthen fremden Witzes fast erstickt worden. Jetzt sah Anton mit Bedauern, daß der gute Herr Specht in dem Zustand allgemeiner Mißachtung lebte. Sogar sein Quartett hatte ihn aufgegeben, wenigstens schwebte zwischen ihm und den beiden Bässen eine finstere Wolke des Mißmuths. So oft Specht eine Behauptung aufstellte, welche nicht ganz unbestreitbar war, zuckte Pix die Achseln und warf ihm mit Verachtung das ungehörige Wort: „Kürbis" entgegen. Fast Alles, was Specht sagte, war „Kürbis"; sogar bei Tische kugelte dieser Pflanzenkörper in den untern Regionen von einem Munde zum andern, und so oft das Wort ausgesprochen wurde, gerieth Herr Specht in leidenschaftlichen Zorn, brach tief gekränkt das Gespräch ab und zog sich aus der Gesellschaft der Andern in sich selbst zurück.

Anton besuchte an einem Abend den Verfehmten auf seinem Zimmer. Schon vor der Thür hörte er die scharfe Stimme des Collegen, welcher das berühmte Lied: „Hier

ſitz' ich auf Raſen mit Veilchen bekränzt" von dem erhabenen Ort ſeiner Behauſung — Herr Specht wohnte drei Treppen hoch — in das Haus hinunter ſang. Als Anton leiſe die Thür öffnete, ſaß Specht in kunſtvoller Attitude, graziös auf einen Arm geſtützt, bei ſeiner Lampe am Tiſch und ſang mit ſo innigem Behagen, daß Anton einige Augenblicke ſtehen blieb, den Begeiſterten nicht zu ſtören. Es war kein großes Zimmer, welches Specht bewohnte, und die Erfindungskraft des Herrn hatte jahrelang gearbeitet, demſelben einen Charakter zu geben, welcher von dem Weſen gewöhnlicher Stuben verſchieden war. Es ſah in der That keiner andern irdiſchen Behauſung ähnlich. Alle Wände waren mit Bildern überzogen, mit Portraits berühmter Künſtlerinnen, viele im Coſtüm ihrer Rolle, dazwiſchen ragten zahlreiche Conſolen, auf denen kleine Vaſen, Muſcheln und Thonfiguren und andere Merkwürdigkeiten ſtanden. Da der Conſolen mehr waren, als der darauf zu ſtellenden Gegenſtände, ſo hatte Specht die leeren mit Taſſen und Champagnerflaſchen interimiſtiſch beſetzt. Ueber dem Bett hing ein großer Ritterſchild von glänzendem Meſſingblech, daneben große Fechthandſchuhe und ein Köcher mit Pfeilen. Ueber den Pfeilen war ein Zettel an die Wand geſchlagen, mit einem gemalten Todtenkopf und zwei gekreuzten Knochen und dem warnenden Wort: „Vergiftet!" Dahinter drei Ausrufungszeichen.

Am auffälligſten aber war die Mitte des Zimmers eingerichtet. Dort ſchwebte etwas über Manneshöhe ein ungeheurer Reifen, durch Bindfaden an einem Haken der Decke feſtgehalten. Darunter ſtanden große Thongefäße, mit Erde gefüllt, und von den Gefäßen liefen zahlreiche geſpannte

Schnüre bis zu dem Reifen. Unter dem Reifen ſtand ein Gartentiſch aus knorrigen Baumäſten und einige Stühle aus Weidenruthen. Durch dieſe Vorrichtung erhielt das Zimmer ein durchaus unerhörtes Ausſehen, und die freie Bewegung der darin befindlichen Gliedmaßen wurde für jeden Andern, als den erfahrenen Bewohner, ſehr ſchwierig. Es war nicht abzuſehen, welchen Zweck dieſe geheimnißvolle Vorrichtung hatte. Allerdings erinnerten der wilde Tiſch, die Stühle und Erdtöpfe den menſchlichen Geiſt gewiſſermaßen an Garten und freie Natur, während wieder die ausgeſpannten Schnüre eine entfernte Aehnlichkeit mit Strickleitern hatten, welche zum Maſtkorb eines Schiffes hinaufführen. Zuletzt neigte ſich Anton zu der Anſicht, daß dieſe Erfindung eine Menſchenfalle vorſtelle, welche nach dem Muſter eines Spinngewebes gebaut und darauf berechnet war, die Köpfe und Beine boshafter Collegen feſtzuhalten. Wenigſtens ſaß Specht ſelbſt als Dirigent in der Mitte des Netzwerks, und ſein Sirenengeſang konnte wohl darauf berechnet ſein, die Eintretenden durch vorgeſpiegelten grünen Raſen und falſche Veilchenkränze in's Garn zu locken.

Anton blieb außerhalb der Falle ſtehen und rief endlich Specht von der Thür an: „Was zum Henker haben Sie in Ihrem Salon für ein Bindfadenſyſtem ausgebreitet?"

Specht ſprang auf und verſetzte mit glänzenden Augen: „Es iſt eine Laube."

„Eine Laube? Ich ſehe ja nichts Grünes."

„Es kommt," ſagte Specht und führte den Beſuch zu ſeinen Gefäßen.

Bei näherer Betrachtung entdeckte Anton in den Töpfen

einige ſchwache Epheuranken, welche beſtäubt und verkommen wie die Ueberreſte dämmeriger Traumbilder ausſahen, welche dem erwachenden Menſchen noch einige Augenblicke an den Fäden ſeiner Seele hängen, um gleich darauf für immer zu vergehen.

„Aber Specht, dieſer Epheu wird's nicht thun," ſagte Anton.

„Er iſt auch nicht allein da," belehrte Specht geheimnißvoll; „ſehen Sie, hier kommt noch Anderes." Er wies auf andere magere, ſpargelähnliche Gebilde, welche ſich aus den Töpfen erhoben und mit nichts Anderem zu vergleichen waren, als mit den unglücklichen Verſuchen, zu keimen, welche die Kartoffeln zur Zeit des Frühjahrs in einem warmen Keller anſtellen.

„Und was ſollen dieſe Keime bedeuten?"

„Es ſind Bohnen und Kürbiſſe," ſagte Herr Specht. „Das Ganze wird eine Kürbislaube; in einigen Wochen werden die Fäden von den Ranken belaufen ſein. Denken Sie, Wohlfart, wie famos das ausſehen wird! Von allen Seiten die grünen Ranken, die Blüthen und die großen Blätter. Das Ganze wird ein Zelt ſein mit zwei Eingängen. Die meiſten Kürbiſſe werde ich abſchneiden, damit mir die Laſt nicht zu ſchwer wird, einzelne laß ich hängen, es werden Netze darunter gemacht. Bitte, ſtellen Sie ſich das ganze dicke Grün vor, dazwiſchen die gelben Blüthen, es wird reizend ausſehen! Das wird ein Sitz, mit guten Freunden eine Flaſche Wein zu trinken, oder vierſtimmig zu ſingen."

Ach die guten Freunde hatten Herrn Specht verlaſſen,

er ließ ſich aber alle Sonntage vom Bedienten eine halbe Flaſche Wein holen, ſetzte vier Gläſer auf den Tiſch und trank eines nach dem andern aus.

„Aber Specht," frug Anton lachend, „können Sie denn im Ernſt glauben, daß die Kürbiſſe in Ihrer Dachſtube wachſen werden?"

„Warum ſollen ſie nicht wachſen?" rief Herr Specht gekränkt. „Sie ſind gerade wie die andern. Die Pflanzen haben ja Sonne, ich ſorge für friſche Luft, ich gieße mit Rinderblut, ſie haben Alles, was ſie brauchen."

„Aber ſie ſehen verzweifelt kränklich aus."

„Das iſt nur der Anfang, die Luft iſt draußen noch kalt, und wir haben einige Wochen gehabt, wo der Sonnenſchein fehlte. Später ſchießen ſie auf einmal in die Höhe. Wenn Einer nichts von einem Garten hat, muß er ſich zu helfen wiſſen." Er ſah ſich vergnügt in der Stube um. „Sehen Sie, im Decoriren eines Zimmers will ich's mit jedem reichen Mann aufnehmen. Natürlich nach meinen Mitteln. Aus Oelbildern mache ich mir nicht viel, ſie werden in der Regel ſchwarz; meine Bilder hier werden höchſtens ein wenig heller. Es hat mich Geld gekoſtet, dafür iſt es hier hübſch geworden. Mein Zimmer iſt nicht groß, aber es iſt wohnlich."

„Ja," entgegnete Anton, „außer für gewiſſe Unarten unruhiger Menſchen, als Geradeſtehen und Umhergehen. Darauf muß man hier verzichten. Sie können nur ſolchen Beſuch gebrauchen, der ſich gleich an der Thür auf den Fußboden ſetzt."

„Ruhig zu ſitzen, iſt ja eine Hauptregel bei der Unter-

haltung," verſetzte Specht. „Leider ſind die Menſchen oft ſchlecht und ohne Herz. — Finden Sie nicht auch, Wohlfart, daß in unſerm Comtoir einige Collegen gemüthlos ſind?" ſagte er leiſe.

„Manchmal etwas kurz," erwiederte Anton, „aber die Meinung iſt gut."

„Ich finde das nicht," ſeufzte Specht. „Ich bin jetzt ganz allein und muß meinen Troſt außer dem Hauſe ſuchen. Wenn ich kann, gehe ich in's Theater, oder zu den Reitern, und wenn ein Zwerg kommt oder ein Seehund, und natürlich in die Concerte."

„Aber das hilft doch nicht immer gegen die Einſamkeit."

„Nein," verſetzte Specht; „denn es koſtet Geld, und Sie wiſſen, ich habe keinen hohen Gehalt, und ich fürchte, ich werde auch nicht viel mehr kriegen, als jetzt. Von Hauſe aus hatte ich Vermögen," ſagte er wichtig, „aber ein Vetter von mir, der mein Vormund war, hat mich darum gebracht. Hätte ich's noch, könnte ich vielleicht mit Vieren fahren. Glauben Sie mir, ich wäre auch nicht glücklicher. Wenn nur der Pix nicht ſo grob wäre," klagte er wieder. „Es iſt ſchauderhaft, Wohlfart, das alle Tage anhören zu müſſen. — Ich wollte ihn fordern, während Sie verreiſt waren," rief er und wies auf ein altes Rappier, deſſen Klinge hinter dem Bett hervorragte. „Aber er benahm ſich ſchlecht. Ich ſchrieb ihm, daß es mir ſehr leid thäte, ihn fordern zu müſſen, und es wäre ſehr gleichgültig, wo er ſich mit mir duelliren wollte. Ich ſchlug ihm entweder den Berg auf der Promenade vor oder auch unſern Oberboden, wo Raum genug iſt, und erſuchte ihn um eine Mittheilung über die

Waffen, welche er gebrauchen wollte. Da ſchrieb er mir unhöflich zurück, er würde ſich nur im Hausflur duelliren, wo er ſich alle Stunden des Tages aufhielte, und was die Waffen beträfe, ſo könnte ich fechten, womit ich wollte, ſeine Waffe wäre der große Pinſel, er ſei bereit, mir auf jede Backe eine Signatur zu machen. Sie werden mir zugeben, daß ich darauf nicht eingehen konnte."

Das gab Anton zu.

„Jetzt hetzt er die andern Collegen wider mich auf," fuhr Specht kleinlaut fort. „Der Zuſtand iſt für mich unerträglich, ich kann gar nicht mehr mit den Andern zuſammen ſein, ohne daß ich beleidigt werde. Aber ich weiß, wodurch ich mich räche. Ich ſpare jetzt. Wenn die Kürbiſſe erſt blühen, dann gebe ich Allen einen Satz, nur Pix lade ich nicht ein; wie er's damals mit Ihnen gemacht hat, Wohlfart. Ich will uns beide an ihm rächen."

„Gut," ſagte Anton, „das gefällt mir. Aber wiſſen Sie was: da auch ich den Collegen eine Aufmerkſamkeit ſchuldig bin, ſo wollen wir beide zuſammen das Feſt in Ihrer Stube geben."

„Das iſt ausgezeichnet von Ihnen, Wohlfart," rief Specht glücklich.

„Und wir wollen nicht warten," fuhr Anton fort, „bis die Kürbiſſe groß geworden ſind, ſondern wollen uns unterdeß durch anderes Grün helfen."

„Gut," ſagte Specht, „vielleicht durch Tannenbäume."

„Ich werde dafür ſorgen," fuhr Anton fort, „und endlich wollen wir Pix nicht ausſchließen, ſondern gerade dazu

laden. Das ist eine viel feinere Rache, die Ihres guten Herzens am würdigsten ist."

„Meinen Sie?" frug Specht zweifelhaft.

„Gewiß," sagte Anton. „Ich schlage nächsten Sonnabend vor, die Einladung machen wir gemeinschaftlich."

„Schriftlich," rief Specht vergnügt, „auf rosa Papier."

„Das ist recht," sagte Anton. Darauf beriethen die Beiden in der Laube die nähere Einrichtung des Festes.

Die Collegen waren nicht wenig verwundert, als sie einige Tage darauf durch bunte Billete, die Herr Specht geheimnißvoll vor Anfang der Comtoirstunden auf den Platz eines Jeden gelegt hatte, zur Kürbisblüthe in Herrn Specht's Stube eingeladen wurden. Da Antons geachteter Name mit unterzeichnet war, so blieb ihnen nichts übrig, als die Einladung anzunehmen. Unterdeß zog Anton das Fräulein in das Geheimniß und erbat von ihr aus dem Garten einige vorhandene Epheustöcke und was sonst von Blumen gerade entbehrlich war, Specht aber arbeitete die ganze Woche bei verschlossenen Thüren in seiner Stube und am Tage des Festes bezog er mit Hülfe des Bedienten den leeren Bindfaden mit grünen Ranken, stellte einige blühende Sträucher in Gruppen, ließ sich eine Anzahl bunter Glaslampen holen und befestigte an den Ranken trichterförmige Erfindungen aus gelbem und weißem Papier, welche mit Kürbisblüthen ganz besondere Aehnlichkeit hatten.

Durch diese Vorrichtung erhielt das Zimmer das Aussehen, welches Herr Specht in seinen Träumen schon lange geahnt hatte. Am Abend des Festes waren die Collegen höchlich überrascht. Als Letzter trat Herr Pix herein, und

auch er vermochte ein erſtauntes „Donnerwetter!“ nicht zu unterdrücken, als er die unglückliche Laube wirklich umrankt und mit gelben Blüthen bedeckt ſah, welche in dem farbigen Lampenlicht ſchimmerten und von ihrem Draht freundlich herunternickten. Die großen Thongefäße waren durch Sträucher verdeckt, in der Mitte der Laube hing eine rothe Lampe wie ein Glühwurm herab, und auf dem Gartentiſch ſtand ein rieſig großer Kürbis. Anton nöthigte das Quartett in die Laube und beſetzte mit den Uebrigen alle noch leeren Theile der Stube, auch das Bett war mit Polſtern überdeckt und mußte als zweites Sopha dienen.

Als ſich Alle gelagert hatten, trat Specht an den großen Kürbis und rief feierlich: „Sie haben mich lange mit dem Kürbis geneckt, hier iſt meine Rache. Hier iſt der Kürbis.“ Er ergriff den kurzen Stiel und hob den obern Theil ab. Der Kürbis war hohl, eine Bowle ſtand darin.

Die Collegen lachten und riefen „Bravo!“ und Specht ſchenkte die Gläſer voll.

Dennoch war im Anfange eine gewiſſe Spannung zwiſchen Herrn Specht und den übrigen Herren nicht abzuleugnen. Zwar das verrufene Wort „Kürbis“ wurde nicht gehört, aber ſeine Vorſchläge fanden ſelten bereitwillige Aufnahme. Als Anton ein Bündel türkiſcher Pfeifen, die er in der Fremde für die Collegen gekauft hatte, herbeitrug und unter die Anweſenden vertheilte, da machte Specht den Vorſchlag, daß Alle ſich als Türken mit gekreuzten Beinen auf das Bett oder den Fußboden ſetzen ſollten. Und dieſer Vorſchlag fiel durch. Auch als er die Behauptung aufſtellte, daß die tſcherkeſſiſchen Mädchen, welche bisher von ihren

Eltern in die türkiſchen Familien verkauft worden, bei größerer Ausdehnung unſerer Handelsverbindungen mit dem Orient bis zu uns kommen würden, um die Rolle der Kellnerinnen in den bairiſchen Bierkellern zu übernehmen, da konnte ſelbſt dieſe Behauptung ſich keine Anerkennung erringen. Aber nach und nach wirkte der milde Inhalt des Kürbis auf die ſtrengen Seelen der Collegen.

Zuerſt wurde der Zwieſpalt unter den muſikaliſchen Naturen des Hauſes ausgeglichen. Anton brachte die Geſundheit des Quartetts aus. Das Quartett dankte mit einiger Befangenheit, da es ſich gerade vor vier Wochen in Mißklängen aufgelöſt hatte. Es ergab ſich aus düſtern Andeutungen der Bäſſe, daß Specht eine ungehörige Forderung an ſie geſtellt hatte. Herr Specht hatte ſie benutzen wollen, um einer Roßbändigerin des Circus, der entzückenden Tillebi, ein Ständchen zu bringen. Die Bäſſe hatten ſich geweigert, bei ſolchem nächtlichen Werk thätig zu werden, und Specht war auf dieſe Weigerung in heftigen Zorn gerathen und hatte geſchworen, keinen Ton mit den Andern zu ſingen, ſo lange ſie der Unvergleichlichen aus abgeſchmackten Bedenken ihre Huldigung verweigerten. „Hätte er das Ständchen noch am Abend bringen wollen," ſprach Balbus, „ſo wären wir vielleicht um des lieben Friedens willen mit gegangen, aber er behauptete, es müßte um vier Uhr früh geſchehen, weil das die Stunde ſei, wo die Kunſtreiter aufſtünden, um ihre Pferde zu füttern. Das war uns doch zu arg. Unterdeß iſt das Frauenzimmer mit einem Bajazzo durchgegangen."

„Das iſt nicht wahr," rief Specht; „der Bajazzo hat ſie gewaltſam entführt."

„Jedenfalls hat er uns dadurch einen Dienſt erwieſen,“ ſagte Anton, „denn er hat den Herren die Erfüllung Ihres kräftigen Schwurs unmöglich gemacht. Und ſo ſehe ich keinen Grund, weshalb Sie als Künſtler und treue Collegen noch länger der Ausübung Ihrer muſikaliſchen Virtuoſität entſagen ſollen. Wie ich höre, waren Sie, liebſter Specht, ein wenig heftig, machen Sie den Herren darüber Ihre Entſchuldigung, wie ſie einem Mann von Ehre wohl anſteht, alsdann ſchlage ich den Herren vor, das Quartett auf der Stelle neu zu begründen.“

Da erhob ſich Specht und ſprach: „Nach dem Rath meines Freundes Wohlfart mache ich Ihnen meine Entſchuldigung, bin übrigens bereit, Ihnen in jeder Art Rede zu ſtehen.“ Worauf er ſein Glas austrank und den Bäſſen heftig die Hand ſchüttelte.

Darauf wurden die Notenbücher gebracht und mit Behagen ließen alle Vier in der Kürbislaube ihre Stimme erſchallen.

Noch blieb die Verſöhnung mit Pix als das ſchwerſte Werk. Specht ſah ſeinen Gegner den ganzen Abend mißtrauiſch an.

Pix ſaß gefühllos auf dem Bett und ſtreichelte den Pluto, welcher mit ihm zur Abendgeſellſchaft gekommen war.

Specht goß Pix das Glas voll und ſtellte es auf den Bettpfoſten. Pix trank es ſchweigend aus. Specht füllte das Glas von neuem und begann in weltmänniſchem Ton: „Nun Pix, wie finden Sie den Kürbis?“

„Es iſt eine verrückte Idee,“ ſagte Pix.

Gekränkt wandte ſich Specht ab und ſah wieder unruhig

auf ſeinen Gegner. Nach einer Weile ſtreckte er die Füße mit ſcheinbarem Behagen aus, verbarg ſeine Hände in den Hoſentaſchen und ſprach über die Schulter: „Sie werden mir zugeben, Pix, daß man über manche Dinge verſchiedene Anſicht haben kann und deßhalb doch nicht feindlich zu ſein braucht.“

„Das gebe ich zu,“ ſagte Pix.

„Warum alſo,“ fuhr Specht heftig fort und ſprang auf, „warum ſind Sie mein Feind? warum denken Sie gering von mir? Es iſt hart, mit ſeinen Collegen in Feindſchaft leben. Ich will Ihnen nicht verſchweigen, daß ich Sie achte und daß mir Ihr Benehmen unangenehm iſt. Sie haben mir Genugthuung verweigert und ſind doch noch böſe auf mich.“

„Erhitzen Sie ſich nicht,“ ſagte Pix, „ich habe Ihnen keine Genugthuung verweigert und ich bin gar nicht böſe auf Sie.“

„Wollen Sie mir das vor allen dieſen Herren erklären?“ rief Specht erfreut, „wollen Sie mit mir anſtoßen?“ Er holte ſein Glas.

„Kommen Sie her,“ ſagte Pix verſöhnlich, „ich habe gar nichts mehr gegen Sie, ich ſage nur, das mit den Kürbiſſen war ein verrückter Einfall.“

„Es iſt noch mein Einfall,“ rief Specht, das Glas zurückziehend, „ich dünge mit Rinderblut, in einigen Wochen werden ſie grün ſein.“

„Nein,“ ſagte Pix, „das iſt vorbei für immer, morgen früh werden auch Sie das einſehen. Und jetzt kommen Sie her und ſtoßen Sie an, von den Kürbiſſen ſoll zwiſchen uns nicht mehr die Rede ſein.“

Specht ſtieß verdutzt an und wurde gleich darauf ſehr luſtig. Die Laſt war von ihm genommen, welche ihn lange gedrückt hatte. Er ſang, er ſchüttelte allen Collegen die Hände und wurde groß in gewagten Behauptungen.

Als Anton mit den Collegen die Treppe hinabſtieg, bemerkte er, daß Pluto etwas Gelbliches im Maule trug und eifrig daran kaute. „Es ſind Specht's Kürbiſſe," ſagte Pix, „der Hund hat ſie für Rindfleiſch gehalten und ſämmtlich abgebiſſen."

6.

Anton ſtand vor dem Bett des kranken Bernhard und ſah mit innigem Antheil auf die verfallene Geſtalt ſeines Freundes. Das Antlitz des Gelehrten war noch faltiger als ſonſt, ſeine Haut durchſcheinend wie aus Wachs, unordentlich hing ſein lockiges Haar um die feuchte Stirn, die Augen blitzten in fieberhafter Aufregung dem Beſuch entgegen. „So lange waren Sie in der Fremde," rief er klagend; „ich habe mich alle Tage nach Ihnen geſehnt. Jetzt da Sie zurück ſind, wird es auch mit mir beſſer werden."

„Ich komme oft, wenn ich Sie nicht durch unſer Geſpräch aufrege," erwiederte Anton.

„Nein," ſagte Bernhard, „ich will ruhig zuhören, Sie ſollen von Ihrer Reiſe erzählen."

Anton begann ſeinen Bericht. „Ich habe in dieſer Zeit geſehen, was wir uns oft mit einander gewünſcht haben, fremde Menſchen und ein ſtürmiſches Treiben. Ich habe gute Geſellen auch in der Fremde gefunden, und doch iſt mir bei Vielem, was ich erlebte, die Ueberzeugung gekommen, daß es kein größeres Glück giebt, als ſich in ſeiner Heimath mitten unter ſeinen Landsleuten tüchtig zu rühren. Manches habe ich erfahren, was auch Sie gefreut hätte, weil es poetiſch war und die Seele bewegte, aber zuletzt war das Widerwärtige doch im Vordergrund."

„Es war dort, wie überall auf der Erde," ſagte Bernhard. „Wo ein großes Gefühl das Herz erſchüttert und den Menſchen vorwärts treiben möchte, wirft die Erde ihren Schmutz daran, und das Schöne verkümmert, und alles Große wird lächerlich gemacht. Es iſt wo anders wohl auch nicht beſſer, als bei uns."

„Das iſt unſer alter Streit," ſagte Anton heiter, „ſind Sie noch nicht bekehrt, Ungläubiger?"

Bernhard zupfte mit dem Finger an ſeiner Bettdecke und antwortete niederſehend: „Vielleicht bin ich's doch, Wohlfart."

„Ei," rief Anton neckend, „und wer hat Ihre Bekehrung bewirkt? War's etwas, was Sie erlebt haben? Gewiß, ſo muß es ſein."

„Was es auch war," ſagte Bernhard mit einem Lächeln, das ſein Geſicht wie ein heller Schein überflog, „ich glaube, daß es auch bei uns Schönheit und Liebenswürdigkeit giebt, ich glaube, daß auch bei uns das Leben große Leidenſchaften bringen kann, heilige Freuden und bittere Schmerzen. Und ich glaube," fuhr er traurig fort, „daß man auch bei uns unter dem Druck eines furchtbaren Schickſals untergeht."

Beſorgt hörte Anton dieſe Worte und ſah, wie das große Auge des Kranken begeiſtert in die Höhe blickte. „Gewiß iſt es, wie Sie ſagen," erwiederte er endlich, „aber das Allerſchönſte, was dieſem Leben den höchſten Werth giebt, iſt doch, wenn die Kraft des Menſchen größer iſt, als Alles, was auf ihn eindringt. Ich lobe mir einen Mann, der ſich Leidenſchaften und ein ernſtes Schickſal nicht über den Kopf wachſen läßt, der ſelbſt, wenn er Unrecht gethan hat, ſich immer wieder herauszureißen weiß."

„Wenn es aber zu ſpät iſt und wenn die Macht der Verhältniſſe ſtärker wird, als er?"

„Ich glaube nicht gern an die Macht der Verhältniſſe," ſagte Anton. „Ich denke mir, wenn Einer noch ſo ſehr umdrängt iſt, und er will nur eine tüchtige Kraft daran ſetzen, ſo kann er ſich wohl heraushauen; er wird Wunden davon tragen, wie ein Soldat in der Schlacht, aber ſie werden ihm gut ſtehen. Und wenn er die Rettung nicht findet, ſo kann er wenigſtens kämpfen als ein Tapferer. Und wenn er ſo unterliegt, werden die Augen Aller mit Theilnahme auf ihm ruhen. Nur wer ſich ohne Widerſtand ergiebt, wenn das Wetter hereinbricht, den verweht der Wind von dieſer Erde."

„Eine Flaumfeder wird durch kein Gebet in Stein verwandelt, ſagt der Dichter," erwiederte Bernhard und ſchnellte mit dem Finger eine Feder von ſeinem Kiſſen in die Luft. „Ich will Sie etwas fragen, Wohlfart," fuhr er nach einer Weile fort, „kommen Sie näher heran. Denken Sie, ich wäre ein Chriſt, und Sie mein Beichtvater, vor dem man keine Geheimniſſe haben möchte." Er ſah unruhig auf die Thür des Nebenzimmers und frug leiſe: „Was halten Sie von dem Geſchäft meines Vaters?"

Betroffen fuhr Anton zurück, Bernhard ſah in ängſtlicher Spannung auf den Freund: „Ich verſtehe wenig von dieſen Dingen, ach, vielleicht zu wenig. Ich will nicht wiſſen, ob er für reich oder arm gilt, aber ich frage Sie als meinen Freund, was halten fremde Menſchen von der Art, wie er ſein Geld erwirbt? Es iſt ſchrecklich und vielleicht ein großes Unrecht, daß ich, ſein Sohn, ſo frage, aber mich zwingt etwas, dem ich nicht widerſtehen kann. Seien Sie ehrlich gegen mich,

Wohlfart.“ Er erhob ſich in ſeinem Bett und ſagte, den Arm um Antons Hals legend, dieſem in's Ohr: „Gilt mein Vater bei Männern Ihrer Art für rechtſchaffen?“

Antons Herz zog ſich von innigem Mitgefühl zuſammen, er durfte nicht ſagen, was er dachte, und er durfte nicht lügen. So ſchwieg er eine Weile, der Kranke ſank in ſeine Kiſſen zurück und ein leiſes Stöhnen zitterte durch die Stube.

„Mein theurer Bernhard,“ erwiederte Anton, „bevor ich dem Sohn eine ſolche Frage beantworte, muß ich erſt wiſſen, weßhalb er einen Dritten frägt. Wenn Sie es nur thun, um durch meine Anſicht Ihr Urtheil über die Geſchäfte Ihres Vaters zu vervollſtändigen, ſo muß ich Ihnen die Antwort verweigern, gleichviel, wie ſie ausfallen würde. Denn was ich etwa kenne, ſind nur die kalten, vielleicht unfreundlichen Anſichten Fremder, und ſolche Auffaſſung ſoll der Sohn eines Geſchäftsmannes niemals zu der ſeinigen machen.“

„Ich frage,“ ſagte Bernhard feierlich, „weil ich um das Wohl Anderer in großer Sorge bin, vielleicht kann Ihre Antwort mehreren Menſchen Angſt und Noth erſparen.“

„Dann,“ ſagte Anton, „will ich Ihnen antworten. Ich kenne keine einzelne Handlung Ihres Vaters, welche nach kaufmänniſchen Begriffen unehrenhaft iſt. Ich weiß nur, daß er zu der großen Klaſſe von Erwerbenden gezählt wird, welche bei ihren Geſchäften nicht ſehr darnach fragen, ob ihr eigener Vortheil durch Verluſte Anderer erkauft wird. Herr Ehrenthal gilt für einen vorſichtigen und gewandten Mann, dem die gute Meinung ſolider Männer weniger gleichgültig iſt, als hundert Andern. Er wird vielleicht Manches thun,

was ein Kaufmann von ſicherem Selbſtgefühl vermeidet, aber er wird ſicher auch gegen Vieles Widerwillen empfinden, was gewiſſenloſe Speculanten um ihn herum wagen."

Wieder kam ein zitternder Seufzer von den Lippen des Kranken, ein peinliches Schweigen folgte. Endlich erhob ſich Bernhard und ſprach ſo nahe an Antons Ohr, daß dieſer den heißen Athem des Kranken auf ſeiner Wange fühlte: „Ich weiß, Sie kennen den Baron Rothſattel." Anton ſah erſtaunt auf. „Das Fräulein hat mir ſelbſt geſagt, daß ſie eine Bekannte von Ihnen iſt."

„Es iſt ſo, wie Fräulein Lenore ſagt," erwiederte Anton, mit Mühe ſeine Aufregung verbergend.

„Wiſſen Sie etwas von der Verbindung meines Vaters mit dem Freiherrn?" frug Bernhard weiter.

„Nur wenig," ſagte Anton, „nur was Sie ſelbſt mir gelegentlich erzählt haben, daß Herr Ehrenthal dem Freiherrn Geld auf ſein Gut geliehen hat. Jetzt in der Fremde habe ich gehört, daß dem Freiherrn irgend eine Gefahr droht, ich habe ſogar Veranlaſſung gehabt, ihn vor einem Intriganten zu warnen." Bernhard ſtarrte angſtvoll auf Antons Lippen, Anton ſchüttelte den Kopf; „es war aber Jemand," ſagte er, „der Ihrem Hauſe nicht fremd iſt, Ihr Buchhalter Itzig."

„Er iſt ein Schurke," rief Bernhard heftig und ballte ſeine magere Hand. „Er iſt eine gemeine niederträchtige Natur. Von dem erſten Tage, wo er in unſer Haus kam, habe ich einen Abſcheu gegen ihn gefühlt, wie gegen ein unreines Thier."

„Es ſcheint mir," fuhr Anton fort, „daß Itzig, den

auch ich aus früheren Zeiten kenne, hinter dem Rücken Ihres Vaters gegen den Freiherrn arbeitet. Die Warnung, welche mir im Intereſſe des Freiherrn kam, war ſo dunkel, daß ich wenig daraus zu machen wußte; ich konnte nichts thun, als ſie dem Freiherrn ſo mittheilen, wie ich ſie ſelbſt erhielt."

„Dieſer Itzig beherrſcht meinen Vater," flüſterte Bernhard; „er iſt ein böſer Geiſt in unſerer Familie; wenn mein Vater egoiſtiſch gegen den Freiherrn handelt, ſo trägt dieſer Menſch die Schuld."

Schonend gab Anton das zu. „Ich muß wiſſen, wie es zwiſchen dem Freiherrn und meinem Vater ſteht," fuhr Bernhard fort; „ich muß wiſſen, was zu thun iſt, um der Familie aus ihrer Verlegenheit zu helfen. Ich kann helfen," fuhr der Kranke fort, und wieder flog ein matter Strahl von Freude über ſein Antlitz. „Mein Vater liebt mich. Er liebt mich ſehr, jetzt in meiner Schwäche habe ich empfunden, daß ſein Herz an mir hängt. Wenn er des Abends an mein Bett kommt und mit ſeiner Hand über meine Stirn ſtreicht, wenn er ſich mir gegenüberſetzt, wo Sie ſitzen, und mich ſtundenlang kummervoll anſieht, — Wohlfart, er iſt ja doch mein Vater!" Er ſchlug die Hände zuſammen und verbarg ſein Haupt in den Kopfkiſſen. „Sie müſſen mir helfen, mein Freund," fuhr er wieder fort, „Sie müſſen mir ſagen, was geſchehen kann, den Freiherrn zu retten. Ich fordere das von Ihnen. Ich ſelbſt werde meinen Vater fragen. Ich fürchte mich vor der Stunde, wo ich mit ihm darüber ſpreche, aber nach dem, was Sie mir geſagt haben, ſorge ich, auch er weiß nicht Alles, oder," fuhr er murmelnd fort, „er wird

mir nicht Alles ſagen. Sie aber müſſen den Freiherrn ſelbſt aufſuchen."

„Vergeſſen Sie nicht, Bernhard," erwiederte Anton, „daß es auch dem reinſten Willen nicht erlaubt iſt, ſich ſo in die Verhältniſſe eines Andern einzudrängen. Wie gut unſere Abſicht ſein mag, dem Freiherrn bin ich ein Fremder. Mein Vermitteln wird ihm, wie Ihrem Vater, leicht als vorlaute Anmaßung erſcheinen, und ich fürchte, wir werden auf dieſem Weg wenig erfahren. Ich ſage nicht, daß der Schritt unnütz iſt, aber ich halte ihn für unſicher. Eher wird es möglich ſein, daß Sie ſelbſt auf die Maßregeln Ihres Vaters Einfluß gewinnen."

„Gehen Sie doch zum Freiherrn," bat Bernhard dringend, „und wenn er ſelbſt gegen Sie verſchloſſen bleibt, ſo fragen Sie das Fräulein. Ich habe ſie geſehen," fuhr er fort, „ich habe es Ihnen verſchwiegen, wie der Menſch ſein liebſtes Geheimniß verhüllt, heut ſollen Sie auch das erfahren. Ich war mehr als einmal auf dem Gut der Rothſattel. Ich weiß, wie ſchön ſie iſt, wie ſtolz ihre Haltung, wie edel ihre Geberde. Wenn ſie über den Raſen ſchritt, war ſie wie eine Königin der Natur, ein heller Schimmer glänzte um ihr Haupt; wo ſie hinſah, neigte ſich Alles vor ihrem Blick — ihre Zähne wie Perlen und ihre Brüſte wie Roſenhügel," ſagte er leiſe und ſank in die Kiſſen zurück mit gefalteten Händen und blitzenden Augen.

„Auch er," rief es in Anton. „Mein armer Bernhard, Sie ſchwärmen."

Bernhard ſchüttelte den Kopf. „Seit dem Tage weiß ich, daß unſer Leben nicht grau iſt," ſagte er lächelnd; „es iſt

nicht grau, aber es ist grausig. Wollen Sie jetzt mit dem Freiherrn und mit seiner Tochter sprechen?"

„Ich will," sagte Anton aufstehend. „Aber ich wiederhole Ihnen, ich beginne etwas Auffallendes, das leicht neue Verwickelungen herbeiführen kann, auch für uns beide."

„Wer so daliegt, wie ich, der fürchtet keine Verwickelungen," sagte Bernhard, „und Sie," fuhr er fort und sah Anton prüfend an, „Sie werden in Ihrem Leben sein, was Sie mir heut gesagt haben, ein Mann, welcher sich durchschlägt, und wenn er auch Wunden erhält, seine Aufgabe ist, mit dem Geschick zu kämpfen. Mich, Anton Wohlfart, mich wird der Sturmwind verwehen."

„Kleinmüthiger," rief Anton weich, „das spricht die Krankheit aus Ihnen. Der Muth wird Ihnen mit der Genesung zurückkehren."

„Hoffen Sie?" frug der Kranke zweifelnd; „oft thue ich's auch, nur manchmal überfällt mich die Muthlosigkeit. Ja ich will leben, und anders will ich leben, als bisher, ich will alle Mühe daran setzen, stärker zu werden, ich werde nicht mehr so viel träumen als jetzt, mich nicht mehr aufregen und quälen in meiner Kammer. Ich will versuchen, wie man lebt, wenn man ein tüchtiger Mann ist, der jeden Streich zurückgiebt, den er empfängt," so rief er mit gerötheten Wangen und streckte die Hand dem Freunde entgegen.

Anton beugte sich zu ihm nieder, dann verließ er das Zimmer.

Am Abend trat Ehrenthal zu dem Bett des Sohnes, wie er immer that, wenn er das Comtoir verschlossen und den Schlüssel in seiner Schlafkammer versteckt hatte. „Was hat heut der Doctor gesagt, mein Bernhard?“

Bernhard hatte sich mit dem Kopfe nach der Wand gedreht, jetzt warf er sich plötzlich herum und sagte heftig: „Vater, ich muß etwas mit dir reden, verschließe die Thür, damit uns Niemand stört.“

Erschrocken lief Ehrenthal zu beiden Thüren, verschloß und verriegelte gehorsam, dann eilte er zum Bett des Sohnes zurück. „Was hast du, das dich kümmert, mein Bernhard?“ frug er und fühlte mit der Hand auf die Stirn des Kranken. Bernhard entzog ihm sein Haupt, die Hand des Vaters sank auf die Bettdecke. „Setze dich hierher,“ sagte der Sohn finster, „und beantworte meine Frage so aufrichtig, als wenn du zu dir selber sprächst.“

Der Alte setzte sich und sagte: „Frage, mein Sohn, ich will dir Alles beantworten.“

„Du hast mir gesagt, daß du dem Baron Rothsattel viel Geld geborgt hast, daß du ihm keines mehr leihen willst, und daß der Edelmann sein Gut nicht wird behalten können.“

„Es ist, wie ich habe gesagt,“ erwiederte der Vater, vorsichtig wie in einem Verhör.

„Und was soll jetzt aus dem Baron und seiner Familie werden?“

Ehrenthal zuckte die Achseln. „Er wird herunter von seinem Gut, und wenn der Tag kommt, wo das Gut vom Gericht verkauft wird, so werde ich wegen meinem Geld bieten

müſſen auf das Gut, und ich hoffe, ich werde es kaufen. Ich habe eine große Hypothek, welche iſt ſicher, und eine kleine hinten am Ende, welche iſt ſchlecht. Wegen der ſchlechten Hypothek werde ich erſtehen das Gut."

„Vater," rief Bernhard mit ſchneidender Stimme, ſo daß Ehrenthal zuſammenfuhr, „du willſt einen Vortheil ziehen aus dem Unglück des Mannes, du willſt dich an ſeine Stelle ſetzen! Ja, du biſt auf das Gut des Barons gefahren und haſt mich mitgenommen vielleicht mit dem Gedanken, die Verlegenheit des Edelmanns zu benutzen. Es iſt ſchrecklich, ſchrecklich!" Er warf ſich in die Kiſſen zurück und rang die Hände.

Ehrenthal rückte unruhig auf ſeinem Sitz. „Führe nicht ſolche Reden von Sachen, die du nicht verſtehſt. Die Geſchäfte ſind für den Tag; wenn ich Abends zu dir komme, ſollſt du dich nicht ängſtigen um meine Arbeiten. Ich will's nicht haben, daß du die Hände aufhebſt und rufſt ſchrecklich."

„Vater," rief Bernhard, „wenn du nicht willſt, daß ich vergehen ſoll vor Schaam und Kummer, ſo wirſt du deine Abſicht aufgeben."

„Aufgeben!" rief Ehrenthal entrüſtet. „Wie kann ich aufgeben mein Geld? wie kann ich aufgeben das Gut, um das ich mich bemüht habe bei Tag und bei Nacht? wie kann ich aufgeben das größte Geſchäft, das ich gemacht habe in meinem Leben? Du biſt ein ungehorſames Kind und machſt uns Jammer um gar nichts. Was habe ich für ein Unrecht gethan, daß ich dem Baron gegeben habe mein Geld? Er hat's gewollt. Was thue ich für ein Unrecht, wenn ich kaufe das Gut? Ich rette mein Geld."

„Verflucht ſei jeder Thaler, den du darauf gewandt, verflucht der Tag, wo du dieſen unglücklichen Entſchluß gefaßt," fuhr Bernhard auf und erhob ſeine Hand drohend gegen den Vater.

„Was iſt das," rief Ehrenthal aufſpringend, „welcher böſe Gedanke hat getroffen das Herz meines Sohnes, daß er ſo ſpricht zu ſeinem Vater? Was ich gethan habe, für wen habe ich's gethan? Nicht für mich und meine alten Tage. Ich habe dabei gedacht jeden Tag an dich, mein Sohn, der du biſt ein anderer Mann, als dein Vater. Ich werde haben den Kummer, und du ſollſt gehen aus dem Schloß in den Garten und wieder zurück in das Schloß, und wenn du gehſt, ſoll der Amtmann abziehen ſeine Mütze, und die Knechte im Hofe abziehen ihre Hüte, und ſie ſollen zu ſich ſagen: das iſt der junge Herr Ehrenthal, welcher iſt unſer Herr, der da geht."

„Ja," rief Bernhard bitter, „das iſt deine Liebe. Mich willſt du zum Mitſchuldigen machen einer ungerechten That. Du irrſt, Vater; niemals werde ich aus dem Schloſſe in den Garten gehen mit meinem Buche, eher will ich als armer Bettler mein Eſſen erbitten von der Gemeinde, als daß ich einen Fuß auf das Gut ſetze, das durch Sünde erworben iſt."

„Bernhard," rief der Alte mit gerungenen Händen, „du wirfſt die Steine auf mein Vaterherz, daß ich fühle die Laſt, wie ſie mich drückt zu Boden."

„Und du verdirbſt deinen Sohn," rief Bernhard in aufloderner Leidenſchaft. „Sieh zu, für wen du geſchachert und gelogen haſt; aber ſo wahr es einen Himmel über uns giebt, du wirſt Niemandem ſagen, daß es geſchehen iſt für deinen unglücklichen Sohn."

„Mein Sohn," jammerte der Vater, „ſchlage nicht auf mein Herz mit deinem Fluche. Seit du biſt geweſen ein kleiner Bocher, der ſein Gebetbüchel in die Schule getragen hat, habe ich gehabt meinen Stolz, wenn ich auf dich geſehen habe. Ich habe dir gelaſſen allen Willen, zu thun, was dir am liebſten war; ich habe dir gekauft von Büchern, ich habe dir gegeben von Geld mehr, als du haſt haben wollen; wo ich dir etwas abſehen konnte an deinen Augen, ich habe dir's abgeſehen. Wenn ich unten den ganzen Tag mich geärgert habe, mußte ich immer denken, mein Sohn ſoll lachen, weil ich mich ängſtige." Er nahm den Zipfel ſeines Schlafrocks und fuhr ſich damit über die Augen, vergeblich bemüht, ſeine Faſſung wieder zu gewinnen. So ſaß er als ein geſchlagener Mann dem Sohn gegenüber.

Bernhard ſah ſchweigend auf die gebeugte Geſtalt, endlich ſtreckte er die Hand aus: „Mein Vater," rief er weich. Ehrenthal fuhr ſchnell mit beiden Händen nach der dargebotenen Rechten und hielt ſie feſt, als könnte ſie ihm wieder entzogen werden, er ſchob ſich näher heran, küßte und ſtreichelte ſie. „So biſt du wieder mein guter Sohn," ſagte er gerührt. „Jetzt wirſt du nicht mehr führen ſolche läſterliche Reden und du wirſt nicht mehr zanken wegen dieſes Barons."

Bernhard zog haſtig ſeine Hand zurück.

„Ich will ihn nicht drücken, ich will Nachſicht mit ihm haben wegen der Zinſen," fuhr der Vater flehend fort und ſuchte die Hand des Sohnes.

„O, es iſt umſonſt, mit ihm zu reden," rief Bernhard im tiefſten Schmerz, „er verſteht meine Rede nicht!"

„Ich will Alles verſtehen," klagte Ehrenthal, „daß du mir wiedergiebſt deine Hand."

„Willſt du deine Pläne gegen das Gut aufgeben?" frug Bernhard.

„Sprich nicht von dem Gut," flehte der Alte.

„Umſonſt," murmelte Bernhard ſich abwendend, und verbarg das Geſicht in ſeinen Händen.

Ehrenthal ſaß vernichtet dem Kranken gegenüber, auch er ſeufzte ſchwer auf. „Höre mich, mein Sohn," bat er endlich mit leiſer Stimme, „ich will ſehen, daß ich ihm ſchaffe ein anderes Gut, welches er behaupten kann mit ſeinen Mitteln. Haſt du gehört, mein Sohn Bernhard?"

„Geh," rief Bernhard ohne Härte, aber mit der Energie eines tiefen Schmerzes, „geh, und laß mich jetzt allein!"

Ehrenthal erhob ſich und verließ mit geſenktem Haupt das Zimmer, in der Nebenſtube ging er heftig auf und ab, rang die Hände und ſprach mit ſich ſelbſt. Und wieder öffnete er leiſe die Thür, trat an Bernhards Bett und frug klagend: „Willſt du mir nicht geben deine Hand, mein Sohn?" — Bernhard lag abgewandt und rührte ſich nicht.

Mit klopfendem Herzen nannte Anton dem Diener des Freiherrn ſeinen Namen. „Wohlfart?" rief der Freiherr gedehnt, und die Erinnerung an den Brief Antons ſtach verletzend in ſeine Seele. „Führe ihn herein." Mit kühlem Gruß beantwortete er Antons tiefe Verneigung. „Ich bin Ihnen wohl noch den Dank ſchuldig für Ihr Schreiben von neulich," ſagte er; „daß ich es nicht beantwortet habe, wie

die gute Meinung verdiente, müſſen Sie mit meinen vielen Geſchäften entſchuldigen."

„Wenn ich jetzt in derſelben Angelegenheit komme," begann Anton, „ſo bitte ich Sie, dies nicht für Zudringlichkeit zu halten. Mich führt der Auftrag eines Bekannten her, der die wärmſte Ergebenheit gegen Sie und Ihr Haus empfindet. Es iſt der Sohn des Kaufmann Ehrenthal. Er ſelbſt wird durch Krankheit verhindert, Ihnen ſeine Aufwartung zu machen, er läßt Sie deßhalb durch mich bitten, daß Sie den Einfluß, den er auf ſeinen Vater hat, benützen möchten. Im Falle Ihnen ſeine Einwirkung irgend wie brauchbar erſcheint, ſoll ich Sie erſuchen, ihm Ihre Wünſche mitzutheilen."

Der Freiherr horchte hoch auf. Jetzt, wo ihn Alles verließ, wo er ſich ſelbſt aufgegeben hatte, drängten ſich fremde Geſtalten in ſein Leben, dieſer Itzig, Wohlfart, der Sohn Ehrenthals. Was ihm Wohlfart anbot, klang abenteuerlich, aber es konnte für ihn eine Hülfe werden gegen das, was unaufhörlich an ſeinem Herzen fraß, eine Hülfe gegen die Anſprüche Ehrenthals, gegen die furchtbare Gefahr, in der ſein guter Name ſchwebte. „Ich kenne den jungen Mann nur wenig," ſagte er mit Haltung, „ich erſuche Sie, vor Allem zu erklären, wie ich zu der Ehre komme, ein ſo ungewöhnliches Wohlwollen des Herrn zu erhalten."

Anton erwiederte warm: „Bernhard Ehrenthal hat ein edles Herz und ſein Leben iſt rein. Unter ſeinen Büchern aufgewachſen, verſteht er wenig von den Geſchäften ſeines Vaters, aber er hat die Anſicht gewonnen, daß dieſer ſich durch ſchlechte Rathſchläge verleiten läßt, feindſelig gegen Sie aufzutreten. Er hat Einfluß auf ſeinen Vater, ſein feines

Ehrgefühl iſt ſehr beunruhigt, und er wünſcht dringend, ſeinen Vater von Maßregeln abzuhalten, welche er ſelbſt nicht für ehrenhaft hält.“

Hier war Hülfe! Das war ein reiner Luftzug, der in die ſtickende Atmoſphäre eines Krankenzimmers drang, aber dem Kranken machte die friſche Luft Mißbehagen. Dieſe ehrenhaften Leute, die ſo bereit waren, zu verdammen, was ihnen nicht ehrenvoll erſchien, waren ihm peinlich. Und ſchon jetzt, während er den Werth erkannte, den auch dieſe unſichere Ausſicht für ihn haben konnte, fühlte er in ſeinem Herzen eine Abneigung, ſeine Löſung aus der Angſt dieſen Beiden zu verdanken. Dem eifrigen Wohlfart wenigſtens, der Alles ſein ſollte, was zuverläſſig und gewiſſenhaft heißt, ihm wollte er Näheres nicht mittheilen. Und ſo erwiederte er mit einer Freundlichkeit, die ihm nicht vom Herzen kam: „Meine Beziehungen zu dem Vater Ihres Freundes ſind allerdings von der Art, daß die wohlmeinende Vermittelung durch einen Dritten in unſerm beiderſeitigen Intereſſe liegen möchte. Ob der junge Ehrenthal die geeignete Perſon dafür iſt, vermag ich nicht zu entſcheiden. Jedenfalls ſagen Sie ihm, daß ich für den Antheil dankbar bin, den er an meinen Angelegenheiten nimmt, und daß ich mir vorbehalte, zu ſeiner Zeit mit ihm ſelbſt darüber Rückſprache zu nehmen.“ Nach dieſem Beſcheid erhob ſich Anton, der Freiherr begleitete ihn bis an die Thür und — merkwürdig, er machte ihm dort eine tiefe Verbeugung.

Es war kein Zufall, daß in dem Augenblick, wo Anton durch das Vorzimmer ging, auch Lenore hereintrat. „Herr Wohlfart,“ rief ſie freudig und eilte auf ihn zu. „Liebes

Fräulein," rief auch er, und Beide begrüßten einander als alte Freunde.

Sie hatten im Nu die letzten Jahre vergessen, sie waren, wie vor Jahren, Ritter und Dame aus der Tanzstunde. Beide sagten einander, wie sehr sie sich seit der Zeit geändert hätten, und während sie das erzählten, waren sie in Empfindungen und Worten unvermerkt wieder jünger geworden um alle die Jahre, welche seit ihrer letzten Unterhaltung vergangen waren.

„Sie tragen Ihren Halskragen wieder aufrecht," rief Lenore mit leisem Vorwurf. Anton strich ihn schnell herunter.

„Haben Sie noch den Capouchon von damals? Er war mit rother Seide gefüttert, gnädiges Fräulein?" frug er, „der stand Ihnen reizend."

„Der jetzige hat blaues Futter," sagte Lenore lachend. „Und denken Sie, die kleine Comteß Lara heirathet in der nächsten Woche, wir haben erst neulich über Sie und das Tagebuch gesprochen. Auch Eugen hat uns von Ihnen geschrieben. Wie allerliebst, daß Sie den Bruder kennen gelernt haben! Kommen Sie herein, Herr Wohlfart, ich muß wissen, wie es Ihnen seit der Zeit gegangen ist." Sie führte ihn in ein Gesellschaftszimmer und lud ihn ein, auf dem Fauteuil Platz zu nehmen. Sie saß ihm gegenüber und sah ihn mit lachenden Augen an, deren Gruß ihn einst so glücklich gemacht hatte. Vieles in ihm war anders geworden, ja vielleicht schüttelte jetzt zuweilen ein anderer Mädchenkopf seine Locken in dem Zimmer der gelben Katze, aber als er die Gebieterin seiner jungen Jahre, das wilde ehrliche Mädchen als vornehme Dame sich gegenüber sah, da lebten alle Empfindungen der

Vergangenheit wieder auf, und er athmete mit Entzücken den feinen Duft des eleganten Zimmers, in dem sie lebte.

„Da ich Sie sehe," sagte Lenore, „ist mir, als wäre die Tanzstunde gestern gewesen. Es war eine fröhliche Zeit auch für mich! Seitdem habe ich vieles Ernste erfahren," fügte sie hinzu und senkte ihr Haupt. Anton bedauerte das mit einem Eifer, der das Fräulein zwang, wieder heiter auszusehen und ihm freundlich in die Augen zu blicken.

„Was hat Sie zu meinem Vater geführt?" frug sie endlich mit verändertem Ton.

Anton sprach von Bernhard, von dem langen Siechthum des Freundes und seinen guten Wünschen für ihre Familie, er verbarg ihr nicht, daß sie selbst einen mächtigen Antheil daran habe, so daß Lenore auf ihr Taschentuch herunterſah und die Zipfel zusammenlegte. Er sagte ihr, wie sehr die Krankheit des Freundes ihn besorgt mache. „Wenn Sie Ihrem Herrn Vater die Vermittelung Bernhards empfehlen können, so thun Sie es. Ich werde eine stille Sorge nicht los, daß in dem Comtoir Ehrenthals eine Verschwörung gegen ihn ausgedacht ist. Vielleicht finden Sie ein Mittel, Bernhard oder mich wissen zu lassen, wie wir dem Herrn Baron von Nutzen sein können."

Lenore sah ängstlich in Antons Gesicht und rückte ihren Stuhl näher an den seinen. „Sie sind mir wie ein alter Freund, Ihnen kann ich vertrauen, was mich ängstigt. Der Vater verbirgt der Mutter und mir, was ihn quält, ach, aber er selbst ist anders geworden von Jahr zu Jahr. Er hat für die Fabrik viel Geld gebraucht, und es fehlt ihm oft daran, das weiß ich. Alle Tage bitten die Mutter und ich

den Himmel, uns den Frieden wieder zu geben; eine Zeit, wie damals, wo ich Sie kennen lernte. — Sobald ich etwas erfahre, ſollen Sie es wiſſen. Ich will Ihnen ſchreiben," rief ſie entſchloſſen; „wenn Eugen auf Urlaub herkommt, ſoll er Sie aufſuchen."

So verließ Anton die Wohnung des Freiherrn, aufgeregt durch das Wiederſehen der ſchönen Freundin, voll vom beſten Willen, der Familie zu dienen. An der Hausthür ſtieß er auf Herrn Ehrenthal. Mit kurzem Gruß eilte er an dem gefährlichen Manne vorüber, der ihm die Bitte nachrief, recht bald ſeinen Sohn Bernhard zu beſuchen.

Ehrenthal hatte einige traurige Tage verlebt, er hatte in ſeinem Leben nicht ſo viel geſeufzt und den Kopf geſchüttelt, als jetzt. Vergebens frug ſeine Frau Sidonie ihre Tochter: „Was hat der Mann, daß er ſo ſeufzt?" Vergebens ſuchte Itzig das gebeugte Gemüth ſeines Brodherrn durch lockende Bilder der Zukunft aufzurichten. Alle Unzufriedenheit, welche ſich in der Seele des Händlers aufgeſammelt hatte, entlud ſich gegen den Buchhalter. „Sie ſind der Menſch, welcher mir hat gerathen zu dieſen Schritten gegen den Baron," ſchrie er ihn am Morgen nach der Scene mit Bernhard an. „Wiſſen Sie, was Sie ſind? Malhonnet ſind Sie."

Itzig ſah erſtaunt in das Geſicht ihm gegenüber und zuckte die Achſeln. „Wenn Sie weiter nichts wiſſen," ſagte er, „was iſt das für ein Wort „malhonnet"? Soll ich's aufſchlagen in dem Buch, wo die fremden Wörter ſtehen? Reden Sie doch nicht ſo ſchwach, Ehrenthal." Dann ſeufzte

Ehrenthal wieder, sah Veitel böse an und verbarg den Kopf in die Zeitung.

Länger als zwei Tage vermochte er nicht den Schmerz seines Sohnes zu ertragen, welcher zusehends kränker wurde und alles Zureden der Eltern mit kurzen Worten zurückwies. „Ich muß ein Opfer bringen," sagte Ehrenthal vor sich hin, „ich muß die Ruhe wiedergeben seinen Nächten und machen, daß er aufhört mit seinem Stöhnen. Ich will denken an meinen Sohn, und ich will dem Baron schaffen die andere Herrschaft bei Rosmin, worauf er jetzt stehen hat sein Geld, und wenn nicht, so will ich ihm retten das Geld darauf ohne einen Nutzen für mich. Ich verliere dabei einen Vortheil, den ich machen könnte mit dem Löwenberg von mehr als einem Tausend Thaler. Ich denke, das wird mir bewegen den Bernhard." So setzte er entschlossen seinen Hut auf, zog ihn tief in die Stirn, um die rebellischen Gedanken, welche immer noch in ihm aufstiegen, kräftig zu unterdrücken, und schritt in die Wohnung seines Schuldners.

Der Freiherr empfing den unerwarteten Besuch mit der Angst, welche ihm jetzt bei jedem Eintritt eines Geschäftsmannes den Athem benahm. „Kaum ist der Warner hinaus, so kommt der Feind selbst. Jetzt wird er die gerichtliche Cession der Hypothek von mir fordern, jetzt kommt, was darauf folgen muß." Aber freudig erstaunte er, als Ehrenthal mit höflichen Worten aus freien Stücken sich erbot, für ihn nach Rosmin zu reisen und nöthigenfalls von dort aus weiter, um ihn bei dem Verkauf der polnischen Herrschaft zu vertreten. „Ich will mir zu Hülfe nehmen einen sichern Mann, den Justizcommissarius Walther aus Rosmin, damit

Sie ſehen, daß Alles in Ordnung zugeht. Sie werden mir Vollmacht geben, zu bieten auf das Gut, und die Käufer ſo weit zu treiben, bis Ihre Hypothek gedeckt iſt durch den Kaufpreis, den ein Anderer zahlt."

„Ich weiß, daß dies nothwendig ſein wird," ſagte der Freiherr, „aber um Gottes willen, Ehrenthal! was ſoll geſchehen, wenn die Herrſchaft in unſern Händen bleibt?"

Ehrenthal zuckte die Achſeln: „Sie wiſſen, ich habe Ihnen nicht zugeredet zu der Hypothek, ja ich kann ſagen, ich habe Ihnen abgeredet, wenn ich mich recht beſinne. Wenn Sie mir damals hätten gefolgt, ſo hätten Sie vielleicht nicht gekauft die Hypothek."

„Es iſt aber einmal geſchehen," verſetzte der Freiherr ärgerlich.

„Erſt bitte ich Sie, Herr Baron, zu bezeugen, daß ich unſchuldig bin."

„Das iſt ja jetzt gleichgültig."

„Für Sie iſt es gleichgültig," ſagte Ehrenthal, „aber nicht für mich und meine Ehre als Geſchäftsmann."

„Wie meinen Sie das," fuhr der Freiherr auf, daß Ehrenthal zuſammenſchrak, „Sie wagen zu behaupten, daß mir etwas gleichgültig iſt, was ſelbſt Ihnen keine Ehre bringt."

„Was werden Sie hitzig, Herr Baron," rief der Händler; „ich ſpreche ja nichts gegen Ihre Ehre, ſoll mich Gott davor bewahren!"

„Sie ſprachen doch davon," ſagte der unglückliche Mann.

„Wie können Sie mißverſtehen einen alten Bekannten," klagte Ehrenthal; „ich will nichts, als Ihre Verſicherung, daß ich unſchuldig bin an dem Kauf der Hypothek."

„Meinetwegen ja," rief der Freiherr mit dem Fuße ſtampfend.

„So iſt es recht," ſagte der Händler beruhigt. „Und wenn ein Unglück geſchieht, und Sie die Herrſchaft behalten müſſen, ſo wollen wir ſehen, was dann zu thun iſt. Es iſt eine böſe Zeit zum Geldleihen, aber ich will Ihnen doch vorſchießen die Caution und die Gerichtskoſten gegen eine Hypothek auf die Herrſchaft."

Darauf beſprach er die Ausfertigung der Vollmacht und ſeine Reiſe nach der benachbarten Provinz. Als er den Freiherrn verließ, blieb dieſer als ein Spielball entgegengeſetzter Stimmungen zurück.

War er verloren, war er gerettet? Eine quälende Sorge kam ihm, daß dieſe Hypothek ſein Schickſal entſcheiden würde. Er beſchloß, ſelbſt hinzureiſen und Ehrenthal nichts zu überlaſſen. Aber wieder überfiel ihn die Angſt, daß er dem Mann jetzt ein großes Vertrauen zeigen müſſe, damit dieſer auch ihm nicht mißtraue. So trieb er kraftlos in einer See von Gefahren. Die Wellen hoben ſich und rauſchten gegen ſein Leben heran.

Am Abend trat Ehrenthal wieder in die Krankenſtube des Sohnes und legte eine für ihn ausgefertigte Vollmacht auf die Bettdecke.

„Kannſt du mir jetzt geben deine Hand?" frug er ſeinen Sohn, der finſter vor ſich hinſtarrte, „ich reiſe für den Baron, ihm zu kaufen ein neues Gut. Wir haben Alles mit einander beſprochen. Hier iſt die Vollmacht, die er mir ausgeſtellt hat; ich werde ihm noch vorſchießen ein Capital; wenn er es verſteht, kann er wieder werden ein angeſehener Mann."

Bernhard ſah mit trübem Auge auf ſeinen Vater und ſchüttelte den Kopf. „Das iſt nicht genug, mein armer Vater,“ ſagte er.

„Ich habe mich doch verſöhnt mit dem Baron, und er hat mir zugeſtanden, daß ich keine Schuld habe an dieſem Unglück. Iſt dir das genug, mein Sohn?“

„Nein,“ ſagte der Kranke. „So lange du in deinem Comtoir den ſchlechten Menſchen, dieſen Itzig, duldeſt, wird kein Friede in mein Leben kommen.“

„Er ſoll fort,“ rief Ehrenthal bereitwillig, „wenn mein Sohn Bernhard es verlangt, ſoll er fort zum nächſten Quartal.“

„Und du willſt den Gedanken aufgeben, das Gut des Barons für dich zu erſtehen?“ frug Bernhard weiter, ſich zu dem Vater wendend.

„Wenn es kommt zum Verkauf, will ich denken an das, was du mir geſagt haſt,“ erwiederte der Vater ausweichend. „Jetzt rede mir nicht mehr von dem Gut; wenn du wieder wirſt ſein mein geſunder Sohn, dann ſprechen wir darüber.“ So ergriff er die Hand, welche Bernhard ihm zu geben zögerte, hielt ſie feſt in der ſeinen und ſaß ihm ſchweigend gegenüber.

War er einmal in ſeinem Leben zufrieden, ſo war er es jetzt, wo er ſich die Verſöhnung mit ſeinem Sohn erhandelt hatte.

7.

Welle um Welle ſchlug über das Haupt des Ertrinkenden.

Die Fabrik hatte im Winter einige Monate gearbeitet. Die Rübenernte des Gutes war mißrathen, der Anbau in der Umgegend, von dem der Freiherr Vieles erwartet hatte, war unzureichend geweſen. Manche der kleinen Landwirthe hatten ihre Contracte nicht erfüllt, andere hatten Schlechtes geliefert. Die Rüben fehlten, es fehlte das Capital, die Fabrik ſtand ſtill, die Arbeiter verliefen ſich.

Ehrenthal war in die polniſche Landſchaft gereiſt, den Freiherrn ſchüttelte das Fieber der Erwartung. Er beſtellte Poſtpferde, um ſeinem Bevollmächtigten nachzureiſen, er beſtellte ſie wieder ab, denn ihm graute vor dem Tage des Termins, vor dem Bieten, dem Schacher und der bebenden Angſt bis zum Schluß des Protokolls. Und wenn er dem Händler nicht traute, auf den Anwalt in Rosmin konnte er ſich ſicher verlaſſen. So kam der finſtre Tag, wo Ehrenthal mit dem Brief des Juſtizcommiſſarius Walther vor ihn trat. Das Capital des Freiherrn war nur dadurch zu retten geweſen, daß Ehrenthal die Herrſchaft für den Freiherrn erſtand. Die Eigenthümer der erſten Hypothek von hunderttauſend Thalern hatten ihn hinaufgetrieben bis hundertundviertauſend, dann waren ſie fortgefahren, kein anderer Käufer war

im Termin erſchienen. „Die Herrſchaft gehört jetzt Ihnen, Herr Baron," ſchloß der Händler. „Damit Sie im Stande ſind, die Güter zu behaupten, habe ich mit den Eigenthümern der erſten Hypothek verhandelt, ſie werden Ihnen die Hunderttauſend auf der Herrſchaft ſtehen laſſen. Ich habe für Sie erlegt viertauſend Thaler und die Gerichtskoſten." Der Freiherr ſprach kein Wort, ſein Kopf fiel ſchwer auf das Holz des Schreibtiſches. Der Händler erzählte, wie er die Herrſchaft für den Freiherrn übernommen hatte. Vor der Thür brummte er: „Es iſt vorbei mit ihm. Zum nächſten Quartal verliert er ſein altes Gut, und er hat keine Kraft, zu behaupten das neue. Zuletzt werde ich kaufen müſſen auch dieſe Herrſchaft."

Jetzt nahte der Termin, an dem der Freiherr die Intereſſen aller geliehenen Gelder bezahlen ſollte. Er fuhr umher und ſuchte wieder Geld. Vergebens. Zuletzt kam er zu Georg Werner, der das Gut ſeiner Mutter übernommen hatte. Befangen empfing ihn der junge Herr, welcher einige Jahre lang Lenoren ſeine Huldigung gegönnt und ſich dann vorſichtig zurückgezogen hatte. Die Verlegenheiten des Freiherrn waren kein Geheimniß mehr. Der Gutsnachbar zeigte den Antheil, der bei ſolchen Veranlaſſungen ſchicklich iſt. Er bedauerte ſehr, daß dem Freiherrn auf der neugekauften Herrſchaft eine ſo große Hypothek ausgefallen war. „Wen haben Sie zum Termin geſchickt?" frug er.

„Den Hirſch Ehrenthal," erwiederte der Freiherr gedrückt.

Jetzt wurde der Nachbar beredt. „Ich fürchte," rief er, „der Menſch hat Sie ſchlecht vertreten. Ich kenne dieſen Wucherer. Er hat uns vor Jahren durch ſeine Schurkerei

um eine große Summe gebracht. Mein Vater hatte auf seinem Gut oben in der Provinz einen Wald geschlagen und das Holz an einen Holzhändler abgeliefert. Ehrenthal machte mit diesem Mann ein Gaunergeschäft, er handelte ihm das Holz zu einem Spottpreise ab, der Andere entwich nach Amerika. Die beiden Schurken haben das Geld meines Vaters mit einander getheilt."

Die Wange des Freiherrn wurde fahl, er stand auf, sprach von seinem Anliegen kein Wort mehr und entwich von der Schwelle des Nachbars wie ein Verbrecher.

Seit dem Tage brütete er in seinem Sessel finster vor sich hin; wenn er ausging, that er es nur, um sich auf Augenblicke zu betäuben. Er war rauh gegen seine Gemahlin, ganz unzugänglich für die Tochter. Die Frauen litten unsäglich.

Noch eine Hoffnung dämmerte ihm, die Vermittlung Bernhards. Und diesmal hatte er Recht, auf dem Wege war noch Rettung zu finden. Aber er ergriff nicht die Hand, die sich ihm uneigennützig darbot, nicht Anton ließ er rufen, sondern einen Andern, der ihm unheimlich war, wenn er ihn nicht sah, und dessen trödelhaftes Wesen ihm wohl that, so oft er ihn erblickte. Noch einmal in der letzten Stunde bot ihm das gnadenvolle Schicksal die freie Entscheidung über seine Zukunft. Ach, aber er selbst war nicht mehr frei. Es war der Fluch einer schlechten That, der jetzt sein Urtheil verwirrte.

Wieder stand Itzig vor ihm, der Freiherr sah die gekrümmte Gestalt von der Seite an: „Der junge Ehrenthal hat sich gegen mich erboten, meine Differenz mit seinem Vater beizulegen."

Veitel fuhr in die Höhe, wie durch einen Schuß getroffen, „der Bernhard!“ rief er heftig.

„So iſt ja wohl ſein Name, er ſoll krank ſein.“

„Er wird ſterben,“ erwiederte Veitel.

„Wann?“ frug der Freiherr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, er verbeſſerte ſich aber ſogleich: „Was fehlt ihm?“

„Es ſitzt hier,“ ſagte Veitel auf die Bruſt zeigend, „es arbeitet wie ein Blaſebalg; wenn ein Loch reißt, hört der Wind auf.“

Der Freiherr zeigte ein bedauerndes Geſicht, aber er dachte nur, daß er ſelbſt Eile habe. „Der Kranke ſoll ſo viel Einfluß auf ſeinen Vater beſitzen, daß durch ihn die Einwilligung des Ehrenthal zu hoffen iſt.“

„Was verſteht der Bernhard von Geſchäften, er iſt ein Narr,“ rief Veitel, unfähig, ſeinen Aerger zu verbergen. „Wenn man ihm ein altes Leder hinlegt, das mit Buchſtaben beſchrieben iſt, ſo giebt er dafür jede Hypothek; er iſt unwiſſend.“

„Wie ich ſehe, gefällt Ihnen dieſer Weg nicht?“ frug der Freiherr rathlos.

Bevor Itzig antwortete, ſtand er lange nachdenkend, unruhig fuhren die Augen von dem Freiherrn in die Ecken des Zimmers. Endlich erwiederte er mit plötzlicher Freundlichkeit: „Der gnädige Herr haben Recht. Es wird am beſten ſein, wenn Sie und Ehrenthal an das Bett des kranken Bernhard gehen und dort mit einander abmachen Ihr Geſchäft.“ Wieder ſchwieg er eine Weile, und ſein Geſicht röthete ſich von ſtürmiſchen Gedanken. „Wollen der gnädige Herr mir überlaſſen, Ihnen Tag und Stunde anzuſagen,

wo Sie am beſten ſprechen den Bernhard Ehrenthal? Wenn Sie eingetreten ſind in's Comtoir, dann werde ich ſchnell hinaufgehen zu Bernhard und ihm ſagen, daß Sie gekommen ſind. Unterdeß haben Sie die Gnade und warten Sie im Comtoir, und wenn es dauert eine halbe Stunde, bis ich wiederkomme, warten Sie; was auch der Ehrenthal ſagt, und wie er auch ſchreit, warten Sie doch. Wenn ich Sie hinaufhole, wird Alles in Ordnung kommen, denn was der Bernhard von ſeinem Vater will, das kann er machen."

„Ich werde Ihre Nachricht erwarten," ſchloß der Freiherr, gepeinigt durch die Ausſicht auf den ſchweren Tag.

Itzig verließ den Freiherrn und ſtürzte in wilder Aufregung nach ſeinem Lager im Hauſe des Pinkus. Heftig lief er in dem kleinen Zimmer auf und ab und ballte die Fauſt gegen Bernhard. Er öffnete den alten Schreibtiſch und zog aus einer verborgenen Schublade zwei Schlüſſel, die er auf die Tiſchplatte legte; immer wieder blieb er davor ſtehen und ſtarrte ſie an. Endlich verſenkte er ſie in die Taſche und ſprang hinunter in die Caravanſerei. Dort kauerte in einer Ecke der Galerie Herr Hippus, der kluge Freund Veitels. Hippus war in den letzten Jahren durch den Druck der Verhältniſſe verhindert worden, ſtattlicher, jünger und ehrlicher zu werden, er ſah vielmehr ungewöhnlich abgenagt und ſchadhaft aus. Jetzt hatte er ſich in einen Winkel gedrückt, in welchen das warme Sonnenlicht fiel, und las in einem ſchmutzigen Roman. Als Veitel mit ſchnellem Schritt eintrat, ſenkte er den Kopf tiefer in ſein Buch und ſchien an

jedem Buchſtaben mehr Antheil zu nehmen, als an dem jungen Geſchäftsmann vor ihm.

„Macht Euer Buch zu und hört mich an," rief Veitel ungeduldig. „Der Rothſattel wird vom Ehrenthal ſeine Scheine zurückerhalten, er wird mir die Hypothek geben, und ich werde ihm ſollen verſchaffen die Achttauſend, welche noch Reſt ſind."

„Seht doch, ſeht," erwiederte der Alte, ſein häßliches Haupt wiegend, „was man nicht Alles erlebt! Wenn der Ehrenthal ſein Geld an einen Lumpen wegſchenkt, der ihm ſein Wort gebrochen hat, ſo wird es Zeit, daß auch wir fromm werden und zur Beichte gehen. Bevor wir weiter reden, kannſt du mir etwas heraufbringen, was ich gern eſſe und trinke. Ich bin durſtig und ſpreche kein Wort mehr."

Veitel eilte hinab, das Verlangte zu holen, der Alte ſah ihm nach und murmelte: „jetzt kommt's," und ſtarrte kopfſchüttelnd über das Buch weg.

Als Veitel die geforderte Mahlzeit vor dem Advocaten aufgeſtellt hatte, frug er kurz: „Wie viel?"

„Dreihundert," ſagte der Alte, „und dafür muß ich mir's noch überlegen. Es iſt nicht mein Genre, holder Itzig. In meinem Beruf ſtehe ich für weniger zu Dienſt, wie du zu deiner Zeit erfahren haſt; aber bei einer ehrenwerthen Arbeit im Styl des Herrn Cartouche und anderer Freunde von dir verlange ich eine beſſere Bezahlung. Ich bin nur Freiwilliger. Und ich kann nicht ſagen, daß ich Vorliebe für ſolche Geſchäfte habe."

„Hab' ich ſie denn?" rief Itzig. „Wenn es ein Mittel giebt, dies zu vermeiden, ſo ſagt's. Wenn Ihr wißt, wie

man den Baron und Ehrenthal auseinander halten kann und Jeden ruiniren durch den Andern, ſo ſagt's. Der eigene Sohn Ehrenthals wird Friede machen zwiſchen den Beiden, er wird zwiſchen ihnen ſtehen, wie ein nackter Bocher mit Flügeln auf dem Bilderbogen ſteht zwiſchen zwei Verliebten; und wir werden ſein die Geprellten."

„Wir?" ſagte der Alte vergnügt. „Du wirſt der Geprellte ſein, du Dohle. Was gehn mich deine Geſchäfte an?"

„Zweihundert," rief Veitel ſich ihm nähernd.

„Drei," erwiederte der Alte und trank ſein Glas aus, „aber ich thue es nicht allein, du mußt dabei ſein."

„Wenn ich dabei ſein will," ſagte Veitel, „ſo kann ich's allein thun und brauche nichts von Eurer Hülfe. Hört mich an. Ich will machen, daß das Haus leer iſt, daß der Ehrenthal und der Baron zu gleicher Zeit aus dem Comtoir hinaufgehn; ich will Euch ein Zeichen geben, ob die Papiere auf dem Tiſch liegen, oder im Schrank. Es wird finſter ſein, Ihr werdet haben die Zeit von einer halben Stunde. Ja, ich will zuſchließen die Hausthür; den Ausgang zur Hintergaſſe, der gewöhnlich verriegelt iſt, werde ich aufmachen. Es iſt ſo ſicher, daß ein Kind von zehn Jahren könnte machen das Geſchäft."

„Sicher genug für dich," ſprach der Alte mürriſch, „aber für mich nicht."

„Wir haben doch verſucht, was man machen kann mit dem Geſetz, und es iſt nicht gegangen," rief Veitel, „ſo muß es gehen wider das Geſetz." Er ſchlug mit der Fauſt auf das Geländer und preßte die Zähne zuſammen, daß ſie knirſchten. „Und wollt Ihr's nicht thun, ſo ſoll es doch geſchehn;

obgleich ich weiß, daß aller Verdacht auf mich fällt, wenn ich während der Zeit nicht in der Stube des Bernhard bin."

„So ist's recht, du lustiger Itzig," sagte der Alte und rückte an seiner Brille, um die zornige Entschlossenheit des Andern genauer zu betrachten. „Da du so tapfer bist, so will ich dich nicht im Stich lassen; aber Dreihundert."

Der Handel begann. Die Beiden drückten sich in die Ecke der Galerie und sprachen leise mit einander bis zur Dunkelheit.

Einige Tage darauf saß Anton in der Dämmerstunde am Lager des kranken Bernhard: „Nur im Sprunge bin ich hergekommen, zu sehen, wie es Ihnen geht."

„Schwach," erwiederte Bernhard, „immer noch schwach; das Athmen wird mir schwer. Wenn ich nur in's Freie käme, nur einmal hinaus aus dem dunkeln Zimmer."

„Erlaubt der Arzt Ihnen nicht, auszufahren? Wenn die Sonne warm scheint, komme ich morgen mit einem Wagen, Sie abzuholen."

„Ja," rief Bernhard, „Sie sollen kommen. Dann werde ich Ihnen auch etwas erzählen." Er sah sich vorsichtig um. „Ich habe heut durch die Stadtpost einen Zettel ohne Unterschrift erhalten." Er zog unter seinem Kopfkissen einen kleinen Brief hervor und übergab ihn mit geheimnißvoller Miene dem Freund: „Nehmen Sie, vielleicht kennen Sie die Hand."

Anton ging zum Fenster und las: „Der Baron Rothsattel will Sie heut gegen Abend sprechen. Sorgen Sie dafür, daß Sie mit Ihrem Vater allein sind."

Als Anton den Brief zurückgab, betrachtete Bernhard

das Papier andächtig und steckte es wieder unter die Kissen. „Kennen Sie die Hand?“ frug er.

„Nein,“ erwiederte Anton, „die Schrift scheint verstellt, die Hand des Fräuleins ist es nicht.“

„Wer auch der Schreiber ist,“ fuhr Bernhard kleinlaut fort, „ich hoffe Gutes von dem heutigen Abend. Wohlfart, dieser Streit liegt mir mit Centnerschwere auf der Brust, er nimmt mir den Athem, wie ein Gewicht fühle ich den Druck. Heut soll das besser werden, heut werde ich frei.“

Das Sprechen machte ihm Mühe. Nur in kurzen Sätzen fiel die Rede von seinen Lippen. „Also Wiedersehen auf morgen,“ rief Anton. Als er sich erhob, knisterten weiche Damensohlen, die Mutter und Rosalie traten an das Bett des Kranken und begrüßten den Gast. „Wie geht's, Bernhard?“ frug die Mutter, „du wirst heut mit deinem Vater allein sein, es ist heut große musikalische Akademie, die Rosalie wird auf dem Flügel spielen. Wir haben den Flügel in die Hinterstube gerückt, Herr Wohlfart, damit sie den Bernhard nicht durch ihre Uebungen stört.“

„Setze dich noch einen Augenblick zu mir, Mutter,“ sagte Bernhard, „ich habe dich lange nicht in deinen schönen Kleidern gesehen. Du siehst heut hübsch aus, ein solches Kleid trugst du, als ich als Knabe das Scharlachfieber bekam. Wenn ich von dir träume, sehe ich dich immer in dem gelben Gewand vor mir. Gieb mir deine Hand, Mutter, und wenn du heut Abend Musik hörst, denke auch an deinen Bernhard, ich werde hier eine stille Musik machen.“

Die Mutter setzte sich zu ihm. „Er hat wieder das Fieber,“ sprach sie zu Anton. Anton stimmte schweigend bei.

„Morgen fahre ich in die Sonne," rief Bernhard aufgeregt, „das wird mein Vergnügen ſein."

„Der Wagen wartet," erinnerte Roſalie, „wir müſſen mit unſern Kleidern durch's Hinterhaus, wo es ſo unreinlich iſt. Der Itzig hat dem Vater eingeredet, daß der Wagen vorn nicht vorfahren darf, weil er den Bernhard ſtört."

„Schlaf wohl, Bernhard," ſagte die Mutter und reichte ihm noch einmal die runde Hand. Die Frauen eilten aus dem Zimmer, Anton folgte ihnen.

„Was ſagen Sie zu dem Befinden des Bernhard?" frug die Mutter auf der Treppe.

„Ich halte ihn für ſehr krank," erwiederte Anton.

„Ich habe meinem Mann ſchon geſagt, wenn es weiter in den Sommer kommt, gehe ich mit Roſalie in's Bad, da wollen wir den Bernhard mitnehmen."

Anton ging mit ſchwerem Herzen aus dem Hauſe.

Es wurde ſtill im Hauſe, in den Zimmern Ehrenthals hörte man nichts, als die ſchweren Athemzüge des Kranken. Nur unter ihm im Boden raſſelte es. Eine Maus nagte am Holz. Unruhig hörte Bernhard ihr zu. „Wie lange wird ſie noch nagen, bis ſie ſich eine Oeffnung ausgehöhlt hat, dann kommt ſie zu mir in die Stube." Ein Fröſteln überlief ihn, er warf ſich auf ſeinem Lager herum, die Dunkelheit war ihm heut beengend, die Luft dick. Er klingelte ſo lange, bis die Aufwärterin kam und die Lampe hereinſetzte. Jetzt ſah er ſich ermüdet um. Die Stube ſah ihm heut alt und verſchloſſen aus, ſie kam ihm fremd vor wie ein Gaſtzimmer, und er ſich als ein Fremder, der hier nur zum Beſuch war. Theilnahmlos blickte er auf ſeinen Bücherſchrank und

auf die Schublade, in welcher die theuren Manuſcripte lagen. Den Brandfleck auf der Diele, den Ritz in der Thür, durch den das Licht in der Nebenſtube alle Abende durchſchimmerte, das Alles wollte er morgen verlaſſen, um mit Anton aus der engen Stube auszuziehen. Er dachte daran, ob ſie nicht auf dem Wege fahren könnten, auf dem das Fräulein nach dem Gute fuhr und wieder zurück. Vielleicht würde er ſie treffen. Sein Auge ſtrahlte, er hoffte ſicher, daß er das Fräulein auf dem Wege treffen müßte. Sie ſaß ſtolz aufgerichtet in ihrem Wagen, der Schleier flog um das blühende Geſicht, ihr weißer Arm hob ſich und winkte grüßend zu ſeinem Wagen herüber. Ja, ſie erkennt ihn, ſie weiß, daß er ihrem Vater einen Dienſt geleiſtet hat, vielleicht läßt ſie ſtillhalten und frägt herüber in ſeinen Wagen, wie es ihm ergehe. So wird er mit ihr ſprechen und den edlen Klang ihrer Stimme hören. Noch einmal wird ſie ihm zunicken, dann werden die beiden Wagen auseinander fahren, einer hierhin und der andere dorthin. — Und wohin würde er fahren? „Hinein in die Sonne," flüſterte er. — Und wieder lauſchte er ängſtlich auf das Nagen der Maus.

Ein eiliger Fuß durchſchritt den Vorſaal, Bernhard richtete ſich auf, und das Blut ſtieg ihm in's Geſicht. Es war der Vater Lenorens, der zu ihm kam. Leiſe öffnete ſich die Thür, eine häßliche Geſtalt ſchlüpfte herein und ſah ſich ſcheu im Zimmer um. Erſchrocken rief Bernhard: „Was wollen Sie hier?"

Haſtig trat Itzig an ſein Bett und ſprach mit kurzem Athem und einer Stimme, die eben ſo gepreßt klang, wie die des Kranken: „Der Baron iſt jetzt in das Comtoir gegangen.

Er hat mir gesagt, ich soll zu Ihnen gehen und Ihnen zureden, damit Sie die Forderung unterstützen, die er stellt an Ihren Vater."

„Ihnen hat er das gesagt?" rief Bernhard. „Wie kann der Freiherr einem Mann, wie Sie sind, einen Auftrag geben?"

„Schweigen Sie still," entgegnete Veitel rauh, „es ist jetzt keine Zeit für Ihr Gerede. Hören Sie meine Worte. Der Baron hat Ihrem Vater mit seinem Ehrenwort die Sicherheit für zwanzigtausend Thaler versprochen und er kann ihm diese Sicherheit nicht geben, weil er dasselbe Document einem Andern verkauft hat. Er hat sein Wort gebrochen und verlangt jetzt von Ihrem Vater, daß er auf seine gute Sicherheit verzichtet. Können Sie zureden, daß Ihr Vater zwanzigtausend Thaler verliert, so thun Sie es."

Bernhard zitterte, daß ihm die Hände flogen. „Sie sind ein Lügner," rief er. „Jedes Wort, das aus Ihrem Munde kommt, ist Betrug und Heuchelei und Hinterlist."

„Schweigen Sie," wiederholte Veitel in seiner Fieberangst. „Sie sollen Ihrem Vater nicht reden zu Schaden. Dem Baron ist nicht zu helfen, er ist eine Fliege, welche sich die Flügel am Licht verbrannt hat, er kann nur noch kriechen. Und wenn der Ehrenthal als Narr einem schlechten Rath folgt, den Sie ihm geben, weil Sie nichts verstehen, so kann er doch den Freiherrn nicht erhalten auf seinem Gut. Wenn er ihn nicht wirft, so thut's ein Anderer. Ich habe keinen Vortheil dabei, wenn ich Ihnen das sage," fuhr er unruhig fort und horchte nach einem Geräusch vor dem Hause, „ich thu' es nur aus Anhänglichkeit an Ihre Familie."

Bernhard rang nach Luft. „Gehen Sie hinaus," rief er endlich, „es iſt Alles Betrug und Lüge auf dieſer Welt."

„Ich hole den Baron und Ehrenthal herauf," ſprach Veitel und ſtürzte hinaus.

Laut ſcholl in dem Hausflur die zornige Stimme Ehrenthals: „Ich werde gehen zu den Gerichten, ich werde Sie anzeigen und Ihre Intriguen." Veitel riß die Thür auf. Auf dem Lederſtuhl ſaß der Freiherr und verbarg das Geſicht mit der Hand, vor ihm drohte Ehrenthal im Zorn zitternd, auf dem Pult ſtand die Caſſette des Freiherrn mit den verhängnißvollen Schuldſcheinen und der Hypothek. Veitel rief in das Zimmer. „Hören Sie auf, Ehrenthal, Ihr Bernhard iſt ſehr krank, er liegt oben allein und ruft nach Ihnen, und ruft nach dem Herrn Baron, er will Sie Beide haben an ſein Bett."

„Was iſt das?" ſchrie Ehrenthal, „ſpielen Sie Intrigue hinter meinem Rücken auch mit meinem Sohn?"

„Haben Sie ihm die neue Hypothek gezeigt, die Sie für ihn beſtellt haben?" frug Veitel den Freiherrn in fliegender Eile.

„Er hat ſie gar nicht ſehen wollen," ſagte der Freiherr finſter.

„Geben Sie her," ſagte Veitel haſtig und legte ein neues Document vor Ehrenthal auf den Tiſch.

„Sie wollen mir geben ein Stück Papier für mein gutes Geld, einen Wiſch, welcher nicht werth iſt, daß ich ihn verbrenne."

„Halten Sie ſich nicht auf," rief Veitel wieder mit ängſtlicher Stimme. „Es iſt Niemand oben beim Bernhard, er

ſchreit nach Ihnen und dem Baron, er wird ſich einen Schaden thun. Machen Sie, daß Sie hinaufgehen, er hat geſtöhnt, ich ſoll Sie im Augenblick zu ihm ſchaffen.“

„Gerechter Gott!“ rief Ehrenthal und ergriff ſeinen Hut, „was iſt das wieder? Ich kann nicht kommen zu meinem Sohn, ich habe jetzt Sorge um mein Geld.“

„Er wird ſich ſchreien zu Tode,“ rief Veitel, „wegen dem Geld können Sie nachher noch genug reden. Machen Sie ſchnell.“

Der Freiherr und Ehrenthal traten aus dem Comtoir. Itzig folgte. Ehrenthal verſchloß die Thür, er legte die eiſerne Stange vor und befeſtigte das Vorlegeſchloß. Sie eilten die Treppe hinauf, Veitel als Letzter. Auf den Stufen klang ein Geldſtück, Ehrenthal ſah ſich um. „Es iſt mir aus der Taſche gefallen,“ ſagte Veitel.

Der Freiherr und Ehrenthal traten in das Zimmer des Kranken, hinter ihnen ſchob ſich Itzig herein und fuhr längs der Wand bis an das Fenſter, hinter das Haupt Bernhards, damit dieſer ihn nicht erblickte. Der Freiherr ſetzte ſich zu Häupten des Lagers, der Vater an das Fußende; aus der Lampe fiel ein mattes Licht auf die Parteien, welche zu dem Todtkranken kamen, um über Capital und Sicherheit zu hadern. Der Edelmann begann mit höflicher Rede, er erinnerte ſich der frühern Beſuche Bernhards und ſprach von der Hoffnung, ihn bald wieder auf ſeinem Gut zu begrüßen, aber ſeine Augen ſahen furchtſam auf das entſtellte Geſicht, und in ihm rief eine Stimme: es war die höchſte Zeit. Bernhard ſaß aufgerichtet in ſeinem Bett, den Kopf zur Bruſt hinabgeneigt, er erhob die Hand und unterbrach die Rede des Frei-

herrn: „Bitte, Herr Baron, ſagen Sie mir, was Sie von meinem Vater wollen, und nehmen Sie Rückſicht darauf, daß ich kein Geſchäftsmann bin.“

Der Freiherr ſetzte ihm das auseinander, Ehrenthal verſuchte oft, ihn zu unterbrechen, aber Bernhard winkte mit der Hand, worauf der Alte wieder abbrach und ſich begnügte, heftig den Kopf zu ſchütteln und vor ſich hin zu brummen.

Als der Freiherr geendet hatte, winkte Bernhard ſeinem Vater: „Komm näher heran, höre ruhig auf meine Worte.“ Der Vater fuhr mit ſeinem Ohre bis nah an den Mund des Sohnes. „Was ich ſage,“ ſprach Bernhard leiſe, „iſt mein feſter Wille, und nicht erſt heut bin ich zu dem Entſchluß gekommen. Wenn du Geld erworben haſt, ſo war dein Gedanke, daß ich dich überleben ſollte und nach deinem Tode dein Erbe werden. War's nicht ſo?“ Ehrenthal nickte ſtark mit dem Kopf. „Wenn du in mir deinen Erben ſiehſt,“ fuhr Bernhard fort, „ſo höre auf meine Worte. Wenn du mich liebſt, ſo handle nach dem, was ich dir ſage. Ich verzichte auf mein Erbtheil, während wir beide leben. Was du für mich geſammelt haſt, das wirſt du umſonſt geſammelt haben. Ich verlange nichts für meine Zukunft. Wenn es mir beſchieden iſt, wieder geſund zu werden, ſo will ich mir durch meine eigene Arbeit forthelfen, ich will lernen auf mich ſelbſt vertraun; außer deiner Liebe und deinem Segen begehre ich nichts mehr für mich. Daran denke.“

Ehrenthal erhob die Arme und rief: „Was iſt das für eine Sprache, mein Bernhard, mein armer Sohn? Du biſt krank, du biſt ſehr krank.“

„Höre mich weiter,“ bat Bernhard. „Was du für Recht

auf das Gut dieſes Herrn haſt, das ſoll hier gleich ſein. Du haſt lange Jahre mit ihm in Verkehr geſtanden, du darfſt nicht die Urſache ſein, daß ſeine Familie unglücklich wird. Ich verlange nicht, daß du die große Summe wegſchenken ſollſt, das würde dir zu wehe thun und würde den Herrn demüthigen; aber ich fordere von dir, daß du die Sicherheit nimmſt, die er dir anbietet. Hat er dir früher Anderes verſprochen, vergiß das; haſt du Papiere in Händen, die ihn ängſtigen, gieb ſie ihm zurück."

„Er iſt krank," ſtöhnte der Vater, „ſehr krank iſt er."

„Ich weiß, daß dich das ſchmerzen wird, mein Vater. Seit du aus dem Haus des Großvaters weggingſt, als ein armer Judenknabe, barfuß, mit einem Thaler in der Taſche, ſeitdem haſt du an nichts Anderes gedacht, als an Erwerb. Niemand hat dich etwas Anderes gelehrt, dein Glaube hat dich ausgeſchloſſen von dem Verkehr mit Solchen, welche beſſer verſtehen, was dem Leben Werth giebt. Ich weiß, daß es dir an's Herz geht, eine große Summe in Gefahr zu ſetzen. Aber du wirſt es doch thun, du wirſt es thun, weil du mich liebſt."

Ehrenthal rang die Hände und ſagte unter ſtrömenden Thränen: „Du weißt nicht, was du forderſt, mein Sohn! Was du verlangſt, das iſt ein Diebſtahl an deinem Vater."

Der Sohn ergriff die Hand des Vaters. „Du haſt mich immer geliebt. Du haſt gewollt, ich ſollte anders werden, als du. Du haſt immer auf meine Worte gehört, und ehe ich einen Wunſch ausſprach, haſt du ihn erfüllt! Was ich jetzt von dir will, das iſt die erſte große Bitte, die ich an dich thue. Und dieſe Bitte werde ich dir in's Ohr ſprechen, ſo

lange ich lebe, es iſt die erſte, mein Vater, und es wird meine letzte ſein."

„Du biſt ein thörichtes Kind," rief der Vater außer ſich, „du verlangſt mein Leben, du verlangſt mein ganzes Geſchäft."

„Hole die Papiere," erwiederte Bernhard. „Ich will mit meinen Augen ſehn, wie du dem Herrn zurückgiebſt, was er geſchrieben hat, und wie du aus ſeiner Hand empfängſt, was er dir noch geben kann."

Ehrenthal holte ſein Taſchentuch hervor und weinte laut: „Er iſt krank. Ich ſoll ihn verlieren und ich ſoll verlieren auch mein Geld." Der Freiherr ſaß unterdeß ſchweigend auf ſeinem Stuhl und ſah vor ſich nieder. An dem Fenſter aber ballte Itzig krampfhaft die Hand, und ohne daß er es merkte, zerrte er die Gardine von der Stange.

Der Sohn ſah unverwandt auf die Windungen des Vaters und rief endlich mit Anſtrengung: „Ich will es, Vater, hole die Papiere." Dann ſank er in die Kiſſen zurück. Der Vater wollte ſich auf ihn ſtürzen, aber mit einer kurzen Geberde des Widerwillens wies Bernhard ihn zurück, und mit Mühe aufathmend, ſagte er: „Es iſt genug, du thuſt mir weh."

Da fuhr Ehrenthal auf, ergriff ſeinen Comtoirleuchter und wankte aus dem Zimmer. Still war es in dem Raum, nur die ängſtlichen Athemzüge der Zurückbleibenden wurden gehört. Immer noch ſaß der Freiherr gebeugt, aber in der Abſpannung fühlte er etwas durch ſeine Seele zucken, was ausſah wie Freude. Er ſah eine Stelle an ſeinem Himmel, wo die Sonne aus den dunkeln Wolken brach. Er war gerettet. Sein Ehrenwort war ihm zurückgegeben, und neue

achttausend Thaler von dem Manne am Fenster in Aussicht. Jetzt konnte er wieder aufblicken, er durfte wieder sein Haupt hoch tragen. Er faßte die Hand des Kranken, drückte sie und sagte ihm leise: „Ich danke Ihnen, mein Herr, o wie danke ich Ihnen, Sie sind mein Retter, Sie schützen meine Familie vor Verzweiflung und mich vor der Schande.“

Bernhard hielt die Hand des Freiherrn fest, und ein seliges Lächeln flog über sein Gesicht. Unterdeß schlug am Fenster Einer mit den Zähnen zusammen in verzweifelter Spannung und preßte seinen Leib fest an die Mauer, um das Fieber zu bändigen, das ihn schüttelte.

So blieb es lange still in der Stube, Niemand sprach, Ehrenthal kam nicht zurück. Plötzlich wurde die Entréethür aufgerissen, in voller Furie stürzte ein Mann in das Zimmer, das Gesicht verstört, die Haare zerrauft. Es war Ehrenthal. — Er hielt das flackernde Licht in der Hand, aber nichts Anderes.

„Verschwunden!“ schrie er und schlug die Hände zusammen, daß das Licht auf den Boden fiel. „Alles ist fort, gestohlen ist Alles.“ Er stürzte auf dem Bett seines Sohnes nieder und streckte die Arme nach dem Kranken aus, als wollte er von ihm Hülfe erflehen. Der Freiherr sprang auf, nicht weniger entsetzt, als Ehrenthal. „Was ist gestohlen?“ rief er den Andern an.

„Fort ist Alles,“ stöhnte Ehrenthal, nur auf seinen Sohn blickend, „die Verschreibungen sind fort, die Hypotheken sind fort. Ich bin beraubt,“ schrie er aufspringend, „Diebstahl, Einbruch! Schickt nach der Polizei!“ und wieder stürzte er hinaus, der Freiherr hinter ihm.

Betäubt, halb ohnmächtig sah Bernhard ihnen nach. Da trat vom Fenster er, der zurückgeblieben war, an das Bett. Der Kranke warf sein Haupt zur Seite und starrte auf den Mann, wie der ermattete Vogel auf die Schlange. Es war das Gesicht eines Teufels, in das er blickte, rothes Haar stand borstig in die Höhe, Höllenangst und Bosheit saß in den häßlichen Zügen. Bernhard schloß die Augen und hielt die Hand vor. Aber das Gesicht kam näher an ihn heran und eine heisere Stimme flüsterte in sein Ohr.

Unterdeß standen unten im Comtoir zwei Männer einander gegenüber und sahen einander mit nichtssagenden Blicken an. Die Cassette mit ihrem Inhalt war verschwunden, was der Freiherr auf das Pult gelegt hatte, war verschwunden. Ehrenthal hatte mit seinen Schlüsseln geöffnet wie immer, nichts an den Schlössern war versehrt, Alles im Comtoir lag an seiner Stelle. Wenn in dem offenen Geldschrank Geld fehlte, so konnte es nur wenig sein. An den wohlverwahrten Fensterladen war keine Spur von Verletzung, es blieb unbegreiflich, wie die Documente genommen waren.

Die beiden Männer liefen in den Hausflur, dort leuchteten sie umher, hinter der Treppe, hinter einer alten Kiste, in dem Eingang zum Keller, in dem schwarzen Hofraum, nirgend war etwas zu sehen. Sogar die Hausthür war verschlossen; sie erinnerten sich, daß der vorsichtige Buchhalter beim Heraufgehen das gethan hatte. Und wieder rannten sie zurück in das Comtoir und durchsuchten jeden Winkel immer hastiger, immer angstvoller. Dann saßen sie einander gegenüber mit blutlosen Wangen in einer Angst,

welche mit jeder Minute ſtieg, Jeder dem Andern mißtrauend, Jeder mit feindlichem Blick auf den Andern ſchielend, ob nicht ein Zeichen das böſe Gewiſſen verrathe. Und wieder ſprangen Beide auf und überſchütteten einander mit Vorwürfen, wie ſie die Verzweiflung eingiebt, und während ſie wie Wilde gegen einander die Hand erhoben, empfanden Beide, daß der Andere ebenſoviel verliere, als der Eine, und daß ſie Grund hatten, ihre Stimme zu mäßigen, damit kein Fremder ein Zeuge des Auftritts werde.

Aus Ehrenthals Comtoir waren die Papiere verſchwunden in dem Augenblick, wo er widerwillig dem Drängen ſeines Sohnes nachgab, ſich mit dem Freiherrn zu verſöhnen. Er hatte noch kaum in die Verſöhnung gewilligt, er allein war gegangen, die Papiere zu holen. Würde man ihm glauben, daß ſie geſtohlen waren? Würde ſein eigener Sohn ihm glauben?

Und wieder dem Freiherrn hing an den Papieren Alles, o ſein Verluſt war der größte. Eben erſt hatte er ſich einer Hoffnung auf Rettung hingegeben, jetzt ſank er in einen Abgrund, deſſen Tiefe das Auge des Fallenden noch gar nicht ermeſſen konnte. In fremden Händen waren die Scheine. Wenn der Dieb ſie zu benutzen verſtand, ja, wenn der Diebſtahl nur vor Gericht angezeigt wurde, ſo war er verloren. Und wenn ſie ſich nicht wieder fanden, auch dann war er rettungslos verloren. Jahre konnte es dauern, bis ihm die verlorenen Hypotheken vom Gericht neu ausgefertigt wurden, und ſein Schickſal mußte ſich in Wochen entſcheiden. Er war nicht im Stande, ſich mit dem feindſeligen Ehrenthal auseinanderzuſetzen, er war nicht im Stande, andern Gläubigern Deckung zu geben. Jetzt war er unrettbar

verloren. Vor ihm lag Armuth, Verfall, Schande. Wieder fiel ihm jenes Ehrengericht ein, seine Kameraden und der unglückliche junge Mann, der sich selbst gerichtet hatte. Er hatte damals den Todten ansehen müssen, er wußte, wie Einer aussah, der so gestorben war. Er wußte jetzt auch, wie man dazu kam, so zu sterben. Sonst hatte ihm gegraut, wenn er an das Bild des Todten dachte, jetzt fühlte er kein Grauen mehr. Seine Lippen bewegten sich, und wie im Traume sprach er zu sich selbst die tröstenden Worte: „Das ist die letzte Hülfe."

So saßen die beiden Männer einander gegenüber und brüteten vor sich hin, und die Minuten, welche über ihr Haupt zogen, entstellten ihr Antlitz und ihr Urtheil.

Hastiger flackerte das Licht, die Thür wurde aufgerissen, langsam wendeten die Beiden ihr Gesicht dem Eintretenden zu. Ein häßlicher Kopf erschien an der Thür, und ein wilder Ruf wurde gehört: „Hinauf, Hirsch Ehrenthal, Euer Sohn stirbt." Die Erscheinung verschwand, mit einem lauten Schrei stürzte Ehrenthal nach der Thür, der Freiherr wankte als ein müder Mann zum Hause hinaus.

Als der Vater am Bett seines Sohnes niederfiel, hob sich noch einmal eine weiße Hand drohend in die Höh, dann sank ein todter Leib zurück. Bernhard fuhr nach der Sonne.

Draußen war ein warmer Abend. Ein leichter Wolkendunst bedeckte die Sterne des Nachthimmels, aber ein heimliches Dämmerlicht erhellte die Erde. Von dem blühenden Gebüsch der öffentlichen Anlagen trieb der Luftzug bal-

ſamiſche Düfte in die Straßen der Stadt. Langſam zogen die heimkehrenden Spaziergänger an den Häuſern entlang, es wurde ihnen ſchwer, die ſüdliche Luft zu verlaſſen und ſich in ihre Mauern einzuſchließen. Behaglich dehnte ſich der Bettler auf der Schwelle des ſteinernen Palaſtes; jeder Geſell, der ein Liebchen hatte, eilte heut zu ihr und führte ſie durch die Straßen; wer müde war, heut vergaß er die Arbeit des Tages, wer Kummer hatte, heut fühlte er ihn wenig, wer ſonſt das ganze Jahr allein ſtand, heut ſuchte er den Nachbar auf. Vor den Thüren ſtanden die Leute, plauderten und lachten, die Kinder ſpielten auf der Straße, ſie haſchten einander in der Dämmerung und tanzten auf den Granitplatten des Pflaſters. Heut ſchmetterte die Nachtigall im Bauer ihr beſtes Lied, ſie ſang, daß der ſchöne Frühſommer da ſei, die glückliche Zeit, wo das Leben leicht wird und die Hoffnungen ſich zur Blüthe entfalten.

Durch die Schwärme der Spaziergänger ſchritt ſchwerfällig die hohe Geſtalt eines Mannes, den Kopf auf der Bruſt. Seine Pferde ſtampften ungeduldig auf das Pflaſter und erwarteten die Rückkehr des Herrn, um ihn aus dem Gewühl der Arbeiter in das vornehme Quartier zu führen. Sie warteten umſonſt bis in die Nacht hinein; der, dem ſie dienten, hatte ſie vergeſſen. Er hörte nichts von dem Ruf der Nachtigall und trat durch den Kreis der tanzenden Mädchen, ohne einen Laut von den fröhlichen Kinderſtimmen zu vernehmen. Sein Haupt war ihm ſchwer, und träge der Zug ſeiner Gedanken. So kam er aus der Stadt in die Anlagen, er ſtieg langſam einen blumengeſchmückten Hügel hinan und ſetzte ſich dort ermüdet auf eine Bank. Unten vor ſeinen Füßen

zog der dunkle Strom dem Meere zu, ihm gegenüber erhoben sich die gewaltigen Massen des alten Doms. Der Fluß vor ihm war bedeckt mit Holzflößen, welche vom Oberlauf des Stroms herkamen, um weit hinab zu fahren bis in die Nähe der See. Auf den Flößen standen die Hütten der Ruderknechte, daneben loderten kleine Feuer, an denen die Leute ihre Abendkost bereiteten. Durch die stille Luft klang zuweilen das laute Gelächter oder ein roher Schrei der Fährleute zu ihm herauf. Das fluthende Wasser, die kühnen Umrisse der Thürme, den duftigen Wolkenschleier hoch oben sah er wie im Nebel, nur ein Gedanke blitzte in seinem finstern Gemüth auf, wie der feurige Punkt dort unten auf dem Fluß. Auch er hatte mit geflößtem Holz Geschäfte gemacht, und das Geld, das er dabei gewonnen, wurde von Andern ein Sündengeld genannt. Es war fremdes Eigenthum, wie die Summe, die der Mann mit der Pistole genommen hatte. Er stand hastig auf und eilte den Hügel hinab.

In einer Allee hoher Platanen lief er hin und her, und wieder blieb er ermüdet stehen und stützte seinen Rücken an einen Baumstamm. Vor ihm stiegen die Schornsteine des Quartiers auf, in dem sich die Fabrikthätigkeit der Stadt angesiedelt hatte, eine Reihe riesiger Obelisken ragte hoch über die Dächer der Menschenwohnungen. Er wußte, was das bedeutete, eine solche Säule in die Wolken bauen. Auch er hatte in den Grund des Baues Alles hineingeworfen, was ihn bis dahin schützend umgeben hatte, seine Kraft, sein Geld, seine Ehre. Mit schlaflosen Nächten, mit grauem Haar hatte sein Wahnwitz ein solches Monument bezahlt, es war die Leichensäule seines Geschlechts, die er auf seinem Gut aufge-

baut hatte. Und was er hier vor sich sah in dem undeutlichen Lichte der Nacht, das war ein ungeheurer Kirchhof, viele schattenhafte Denkmäler, unter welchen der Seelenfrieden glücklicher Menschen eingesargt lag. Und er nickte mit seinem Haupt und sagte, so daß er selbst die Worte vernahm: „Das war das Letzte.“ Er richtete sich auf und schritt seinem Hause zu.

Auf dem Wege empfand er, wie behaglich ihm war, an das zu denken, was ihn von solchen häßlichen Bildern befreien konnte. So trat er in sein Haus. Er machte ein freundliches Gesicht, als ihm die Lampe des Flurs auf die Augen schien. Als er in dem Entrée stand, hörte er in dem Zimmer der Baronin sprechen. Lenore las vor. Er hörte zu und merkte, was sie vorlas, war aus einem Roman. Er durfte die Frauen nicht erschrecken. Aber es war ein Hinterzimmer im Hause, abgelegen, die Stube daneben unbewohnt, dorthin mußte er gehen. Als er noch so stand, öffnete sich die Thür, und die Baronin sah heraus. Unwillkürlich fuhr sie zurück, als sie ihn an der Thür erblickte. Er lächelte und trat mit munterm Schritt in das Zimmer. Seiner Frau gab er die Hand, er strich über Lenorens Haupt und beugte sich nieder, um zu sehen, was sie las. Die Baronin klagte, daß sie den Thee ohne ihn getrunken, und er scherzte über ihre Ungeduld, die den Lieblingstrank nicht erwarten konnte. Dabei dachte er, daß es ihm selbst auf eine Stunde durchaus nicht ankomme. Er trat zu dem Bauer, in welchem zwei kleine Vögel aus fremdem Lande schlafend auf der Stange saßen, dicht an einander gedrängt, ein Köpfchen an das andere gelehnt; er steckte den Finger

zwiſchen die metallenen Stäbe, als wollte er ſie ſtreicheln, und ſagte gedankenlos: „ſie ſind zur Ruh gegangen.“ Dann nahm er die Kerze aus der Hand des Bedienten und ſchritt nach der Thür ſeines Zimmers. Als er den Griff anfaßte, bemerkte er, daß das Auge ſeiner Frau ängſtlich auf ihn gerichtet war, er wandte ſich noch einmal zu ihr und nickte ihr freundlich zu. Dann ſchloß er die Thür. Er holte einen polirten Kaſten aus ſeinem Schreibtiſch und trug ihn mit dem Licht nach der Eckſtube des Hauſes. Hier war er ſicher, Niemanden zu ſtören.

Langſam lud er. Während des Ladens ſah er auf die eingelegte Arbeit des Kolbens. Es war die mühſame Arbeit eines armen Teufels von Büchſenmacher, ſeine Bekannten hatten ſie oft bewundert; die Piſtolen ſelbſt waren ein Geſchenk des Generals, der bei ſeiner Hochzeit den Brautvater ſeiner elternloſen Gemahlin gemacht hatte. Schnell drückte er den Ladeſtock in den Lauf; dann ſah er hinter ſich, wenn er fiel, wollte er nicht auf dem Boden liegen. Er durfte die, welche eintraten, nicht durch den häßlichen Eindruck erſchrecken, den ihm der Kamerad auf der Diele gemacht hatte.

Er ſetzte das Eiſen an ſeine Schläfe. Da wurde der gellende Schrei einer Frau gehört, ſein Weib ſtürzte in das Zimmer; ſein Arm wurde mit der Kraft der Verzweiflung gefaßt, er zuckte zuſammen, der Finger berührte den Drücker. Ein Feuerſtrahl und ein Knall, und er ſank in das Sopha zurück und fuhr ächzend mit beiden Händen nach ſeinen Augen.

Im Hauſe des Händlers aus dem Zimmer des Todten ſtieg ein Vater das Licht in der Hand die Treppe hinab

in das Comtoir. Aengſtlich leuchtete er auf das Pult, in den Schrank, in alle Ecken des Raumes, er ſetzte ſich nieder, ſchüttelte den Kopf und wunderte ſich. Dann verſchloß er ſein Comtoir, ſtieg wieder hinauf und fiel mit Stöhnen und Geſchrei an dem Bett nieder. So trieb er es die ganze Nacht hindurch, klagend und ſuchend, ein verſtörter, abgelebter, zu Grunde gerichteter Mann.

8.

Im Hause des Kaufmanns floß das Leben der Hausgenossen wieder in ebener Strömung dahin. Die kleinen Wirbel, welche der heimkehrende Anton aufgeregt hatte, waren allmählich zerronnen. Die unerhörten Prachtstücke aus dem Nußbaumschrank hatten andern Nummern das Feld geräumt, welche zwar ebenfalls ausgezeichnet, aber für die Tante noch begreiflich waren. Auch darin hatte die Tante recht prophezeit, daß Anton von diesem heimlichen Sieg des ruhigen Verstandes über leidenschaftliche Dankbarkeit gar nichts bemerkte. Nur eine Veränderung war geblieben, die größte, glorreichste: der Bewohner des Hinterhauses behielt einen bevorzugten Platz in dem Herzen der jungen Herrin, und seine stattliche Gestalt erschien jetzt oft unter den Bildern, welche Sabine am Arbeitskorb und in der Schatzkammer um sich versammelte.

Heut schritt Sabine vor dem Mittagstisch unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Die Tante, welche Alles erfuhr, hatte ihr soeben erzählt, daß ein Mädchen aus Ehrenthals Hause in das Comtoir gelaufen war, um Bernhards Tod dem Freunde zu melden. „Wie wird er die Nachricht ertragen?" dachte Sabine. Und bei dem Namen Ehrenthal mußte sie an die Vergangenheit denken, an einen Andern, der jetzt in weiter Ferne lebte, und an die Stunde, wo das Schwanken ihrer

Seele durch einen Brief aus dem Hause des Todten zu schnellem Ende gebracht worden war. Und Anton wußte um dies bekämpfte Gefühl, o wie oft hatte sie dies Wissen aus seinem besorgten Blick, aus seiner schonenden Rede erkannt! Wie rücksichtsvoll war seine Haltung ihr gegenüber gewesen, wie ritterlich die stille Hülfe, die er ihr in der Unterhaltung gebracht. Ob er auch eine Ahnung hatte von dem tapfern Sieg, den sie nach und nach über eine Jugendthorheit erkämpft hatte? Sie schüttelte ihr Haupt. „Nein, er weiß nichts davon, noch immer sieht er in mir das Mädchen, das der Schwäche ihrer kindischen Neigung erlag.“ Sie blieb vor ihrem Blumentisch stehen. „An dieser Stelle verrieth ihm der Zufall, wie ich damals empfand. Noch heut steht die Vergangenheit als eine dunkle Wolke zwischen ihm und mir. Ueberall fühle ich den Schatten des Geschiedenen an meiner Seite, wenn ich am Abend neben Wohlfart sitze, wenn er mich grüßt und zu mir spricht. Immer sagt sein Ton und seine Haltung: Sie ist nicht allein, er ist bei ihr.“ Sie zuckte zusammen und fuhr mit der Hand leise über das lustige Laub, um den Gedanken wegzuwischen, der sie quälte. Sie konnte ihm nicht sagen, daß sie jetzt frei war von dem lange verhohlenen Leid. Aber heut, wo er einen Freund verloren hatte, der ihm so lieb war, mußte sie ihm zeigen, daß er noch andere Herzen besaß, die an ihm hingen. Und wieder ging sie sinnend auf und ab und suchte einen Weg, ihn allein zu sprechen.

Der Diener rief zur Tafel. Anton kam mit den andern Herren und setzte sich sogleich an seinen Platz. Es war keine Gelegenheit, vor Tische mit ihm zu reden. Aber er sah sie

mit einem Blick voll Trauer an, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihm herzlich zuzunicken. „Er ißt heut nichts," flüsterte ihr die Tante zu, „auch keinen Braten," wiederholte sie vorwurfsvoll. Sabine wurde sehr unruhig und besorgt. Jetzt mußten die Herren die Stühle rücken, dann ging er mit ihnen aus dem Saal, und sie sah ihn den ganzen Tag nicht wieder. Schon erhob sich Herr Jordan, da rief sie zu Anton herüber: „Die große Calla ist aufgeblüht, Sie haben sich neulich über die Knospe gefreut, verweilen Sie noch einen Augenblick, ich möchte sie Ihnen zeigen." Anton verneigte sich und blieb. Noch einige peinliche Minuten, da stand auch der Bruder auf, sie eilte zu Anton und führte ihn in ihr Zimmer vor den Blumentisch.

„Sie haben heut eine schmerzliche Nachricht erhalten," begann sie leise.

„Die Botschaft selbst hat mich nicht überrascht," erwiederte Anton bewegt, „der Arzt gab keine Hoffnung. Aber ich verliere viel mit ihm."

„Ich habe ihn nie gesehen," sagte Sabine, „nur aus Ihrem Munde weiß ich, daß sein Leben einsam war, arm an Freuden und Liebe."

Sie rückte Anton einen Sessel hin und ließ ihn von dem Freunde erzählen. Mit warmem Antheil lauschte sie auf jedes Wort, liebevoll wußte sie zu fragen und zu trösten. Für Anton war es ein Bedürfniß, von dem Freunde zu sprechen, und beredt schilderte er ihr sein stilles Treiben, seine Gelehrsamkeit und sein enthusiastisches Gefühl. Da nach einer Pause sah ihm Sabine herzlich in die Augen und frug: „Haben Sie Nachricht von Herrn von Fink?"

Es war das erſte Mal, daß ſie gegen Anton den Namen über die Lippen brachte. Er fühlte das Rührende des Vertrauens, daß ſie gerade in dieſer Stunde nach dem Geliebten ihrer Seele frug. In ſeiner Bewegung faßte er ihre Hand, die vor ihm auf dem Tiſche lag. Langſam zog ſie die Hand zurück und ſchlug die Augen nieder. Nur einen Augenblick, dann ſah ſie ihm wieder freundlich in's Geſicht.

„Er fühlt ſich in dem neuen Leben nicht glücklich," ſagte Anton ernſt. „In ſeinem letzten Brief war eine grimmige Laune, und ich ſchließe daraus noch mehr, als aus ſeinen Worten, daß dort Vieles nicht ſo iſt, wie er es erwartet hat. Die Geſchäfte, in welche er durch den Tod ſeines Onkels hineingeworfen wurde, gefallen ihm nicht."

„Sie ſind unwürdig," rief Sabine ſchnell.

„Wenigſtens nicht, was in dieſem Hauſe ehrenhaft heißt," erwiederte Anton. „Fink denkt zu groß und hat zu lange in der Nähe Ihres Bruders gelebt, als daß ihn die wüſten Speculationen erfreuen könnten, welche dort drüben nur zu gewöhnlich ſind. Seine Geſchäftsfreunde ſind zum großen Theil gewiſſenloſe Menſchen, und ſeine Seele empört ſich gegen ihre Genoſſenſchaft."

„Und kann Herr von Fink ein ſolches Verhältniß auch nur einen Tag ertragen?" frug Sabine.

„Es iſt ein merkwürdiges Schickſal," antwortete Anton, „daß er, der ſeinen eigenen Willen gegen Andere ſo ſouverain geltend macht, gerade er, der ſo wenig geneigt iſt, äußerm Zwang zu gehorchen, doch in ſeiner gegenwärtigen Thätigkeit überall mit gebundenen Händen arbeitet. Der ganze Mechanismus dieſer Speculationen iſt in Amerika ſo feſt organiſirt,

daß ein einzelner Theilhaber wenig daran ändern kann. Und so ist die Lage Finks jetzt, wo er seine Wünsche erreicht hat, große Capitalien, Disposition über viele Quadratmeilen Landes, zweifelhafter als je in seinem Leben. Er war immer in Gefahr, gering von andern Menschen zu denken, jetzt ängstigt mich die herbe Verachtung, mit welcher er von seinem eigenen Leben spricht. Sein letzter Brief schilderte eine unerträgliche Lage und ließ irgend einen gewaltsamen Entschluß ahnen."

„Es giebt für ihn nur einen Entschluß," rief Sabine. „Darf ich fragen, was Sie ihm geantwortet haben?"

„Ich habe von ihm gefordert, sich auf der Stelle unter jeder Bedingung von diesen Geschäften zu lösen. Seinem ernsten Willen wird ein Weg dazu sich bieten, auch wenn der Ausweg, den ich ihm vorschlug, unmöglich sein sollte. Und ich habe ihn gebeten, entweder seinen alten Plan auszuführen und ein wirklicher Gutsbesitzer in Amerika zu werden, oder zu uns zurückzukehren."

„Ich wußte, daß Sie so schreiben würden," sagte Sabine tief aufathmend. „Ja, er soll zurückkehren, Wohlfart," wiederholte sie leiser, „aber nicht zu uns soll er kommen." — Anton schwieg.

„Und glauben Sie, daß Herr von Fink Ihrem Rath folgen wird?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte Anton langsam, „mein Rath war wenig amerikanisch."

„Aber er war, wie Sie ihn geben mußten," sagte Sabine mit freudigem Stolz.

„Ein Offizier wünscht Herrn Wohlfart zu sprechen,"

unterbrach sie der eintretende Diener. — Anton sprang auf. Sabine trat zu ihren Blumen und beugte sich traurig über die grünen Blätter. Noch schwebte der Schatten des Andern zwischen ihr und ihm.

Die hastigen Worte des Meldenden erfüllten Anton mit einer unbestimmten Angst, er eilte in das Vorzimmer. Dort stand Eugen von Rothsattel. Anton wollte ihm mit warmem Gruß entgegeneilen, da sah er das verstörte Gesicht und trat erschrocken zurück. Eugen aber flüsterte ängstlich wie mit bösem Gewissen: „Meine Mutter wünscht Sie zu sprechen, es ist etwas Schreckliches bei uns vorgefallen.“ Anton griff nach seinem Hut und sprang nach dem Comtoir, wo er schnell Baumann bat, ihn beim Prinzipal zu entschuldigen; dann begleitete er den Lieutnant nach der Wohnung des Freiherrn. Vernichtet ging Eugen an Antons Seite, er hatte alle Fassung verloren. Unzusammenhängend und für Anton nicht ganz verständlich war, was er sagte: „Mein Vater hat sich gestern Abend aus Versehen durch einen Schuß verwundet, — ein reitender Bote hat mich aus der Garnison nach der Hauptstadt gerufen — als ich ankam, fand ich die Mutter in Ohnmacht. Wohl eine Stunde hat sie darin gelegen. Ich und die Schwester wissen uns keinen Rath. Lenore hat die Mutter auf den Knieen gebeten, zu Ihnen zu schicken. Sie sind der einzige Mensch, zu dem wir in unserer Noth Vertrauen haben. Ich verstehe nichts von Geschäften, aber es muß mit dem Vater sehr schlecht stehen. Die Mutter ist ganz außer sich. Alles im Hause ist in der größten Unordnung.“

Aus dem, was er sagte und was er zu verschweigen

ſuchte, aus ſeinen abgeriſſenen Reden und ſeinem angſtvollen Blick ahnte Anton Einiges von den Schrecken des letzten Abends. In dem Wohnzimmer der Baronin traf er Lenore; verweint, erſchöpft wankte ſie ihm entgegen. „Lieber Wohlfart," rief ſie, ſeine Hand faſſend; von Neuem begann ſie zu ſchluchzen, und kraftlos ſank ihr Haupt an ſeine Schulter. Unterdeß ging Eugen mit gerungenen Händen in der Stube auf und ab, ſetzte ſich endlich in eine Sophaecke und weinte ſtill vor ſich hin.

„Es iſt gräßlich, Herr Wohlfart," klagte Lenore ſich aufrichtend. „Niemand darf zum Vater, nicht Eugen, nicht ich, die Mutter allein und der alte Johann ſind um ihn. Und heut früh war der Kaufmann Ehrenthal hier, er wollte durchaus mit dem Vater ſprechen, er ſchrie laut gegen die Mama, er ſchalt den Vater einen Betrüger, ſo daß die Mutter zu Boden ſank. Als ich in das Zimmer ſtürzte, ging der ſchreckliche Menſch fort und drohte noch mit der Fauſt nach uns."

Anton führte Lenore in einen Seſſel und wartete, bis ſie ſich erholt hatte. Hier zu tröſten war unmöglich, ihn ſelbſt erſchütterte der Jammer im tiefſten Herzen. „Ruf' die Mutter, Eugen," ſagte Lenore endlich. Der Bruder eilte hinaus. „Verlaſſen Sie uns nicht," bat Lenore mit gerungenen Händen. „Es iſt zum Aeußerſten mit uns gekommen, auch Ihre Hülfe vermochte nicht, das Unglück abzuwenden."

„Er iſt todt, der es vielleicht gekonnt hätte," erwiederte Anton traurig. „Ob ich Ihnen nützen kann, weiß ich nicht; daß ich den guten Willen habe, daran werden Sie nicht zweifeln."

„Nein," rief Lenore, „auch Eugen dachte sogleich an Sie."

Die Baronin trat herein. Sie ging mühsam auf Anton zu und stützte sich mit der Hand an einen Stuhl, aber sie begrüßte ihn mit Haltung. „Wir sind in eine Lage gekommen, in der uns ein Freund nöthig ist, welcher mit Geschäften mehr Bescheid weiß, als wir Drei. Ein unglücklicher Zufall verhindert den Freiherrn, wahrscheinlich für längere Zeit, sich um seine Angelegenheiten zu kümmern, und so wenig ich davon verstehe, so sehe ich doch, daß schnelle Thätigkeit in unserm Interesse nothwendig wird. Meine Kinder haben mir Ihren Namen genannt, ich muthe Ihnen viel zu, wenn ich Sie bitte, unsern Wünschen Ihre Zeit zu opfern." Sie setzte sich, winkte Anton, Platz zu nehmen, und sagte zu den Kindern: „Verlaßt uns, ich werde Herrn Wohlfart das Wenige, das ich weiß, leichter sagen, wenn ich Euren Schmerz nicht sehe."

Als sie allein waren, winkte sie Anton näher an sich heran und versuchte zu sprechen, aber ihre Lippe zuckte, und sie verbarg ihr Gesicht hinter dem Taschentuch.

Anton sah gerührt auf den Kampf, den ihr die Mittheilung kostete: „Bevor ich zugeben kann, daß Sie, gnädige Frau, mir ein so ehrenvolles Vertrauen schenken, muß ich Sie in Ihrem Interesse fragen: hat nicht Ihr Herr Gemahl einen Verwandten oder nahen Freund, dem Sie eine discrete Mittheilung leichter machen würden? Ich bitte Sie, daran zu denken, daß meine eigene Geschäftserfahrung nicht groß, und meine Stellung nicht von der Art ist, daß ich für einen geeigneten Rathgeber des Herrn Barons gelten könnte."

„Ich weiß Niemanden," sagte die Baronin trostlos und starrte vor sich hin. „Es wird mir leichter, Ihnen zu sagen, was ich nicht verschweigen darf, als einem von den Bekannten unsers Hauses. Betrachten Sie sich als einen Arzt, der zu Kranken gerufen wird. — Der Freiherr hat mir heute früh einige Mittheilungen über seine Vermögensverhältnisse gemacht."

Und jetzt erzählte sie ihm, was sie von den Verwickelungen ihres Gemahls verstanden hatte, von der Gefahr, in welcher das Familiengut schwebte, von dem Capital, dessen er bedurfte, um die polnische Herrschaft zu übernehmen. Es war unvollständig, was sie zu sagen wußte, aber es reichte hin, Anton mit banger Sorge um die Zukunft der Familie zu erfüllen.

„Mein Mann hat mir den Schlüssel zu seinem Secretair übergeben; er wünscht, daß Eugen mit einem Sachverständigen unsere Angelegenheiten ruhiger, als der Freiherr selbst, berathe. An Sie habe ich die Bitte, daß Sie mit meinem Sohn diese Prüfung vornehmen. Wo Sie Auskunft brauchen, werde ich Ihnen diese von dem Freiherrn zu verschaffen suchen. Es frägt sich nun, ob Sie geneigt sind, für uns, die wir Ihnen doch Fremde sind, diese Mühe zu übernehmen."

„Gern bin ich dazu bereit," erwiederte Anton ernst, „und ich hoffe durch die Güte meines Chefs die dazu nöthige Zeit zu erhalten; wenn Sie es nicht für zweckmäßiger finden, dem erfahrenen Anwalt Ihres Gemahls diese Thätigkeit zu überweisen."

„Es wird ja wohl später Gelegenheit sein, diesen

Herrn um ſeinen Rath zu fragen," ſagte die Baronin abwehrend.

Anton erhob ſich. „Wann befehlen Sie, daß wir anfangen?"

„Sogleich," erwiederte die Dame, „ich fürchte, es iſt kein Tag zu verlieren. Ich werde mir Mühe geben, Ihnen bei Durchſicht der Papiere zu helfen." Sie führte Anton in das Nebenzimmer, rief Eugen herzu und ſteckte den Schlüſſel in das Bureau des Freiherrn. Als ſich der Schrank öffnete, verlor auch ſie auf einen Augenblick die Selbſtbeherrſchung, und ihrem Mund entglitten die Worte: „Die Hinterlaſſenſchaft eines Todten!" Sie wankte an das Fenſter, und die zitternde Bewegung der Gardine verrieth den Kampf, in dem ihr Körper erbebte.

Die traurige Arbeit begann, Stunde auf Stunde verlief, Eugen war nicht im Stande, die Durchſicht zu ertragen, aber die Mutter reichte Anton die Briefe und Documente zu, welche ſie für nützlich hielt, und ſo oft ſie auch ihre Thätigkeit unterbrechen mußte, ſie hielt aus. Anton ordnete das Vorhandene und ſuchte bei flüchtiger Durchſicht einzelner Schreiben wenigſtens zu einem oberflächlichen Verſtändniß zu kommen.

Es war Abend geworden, da öffnete der alte Diener erſchrocken die Thür und rief in das Zimmer: „Er iſt wieder da." Die Baronin ſtieß einen leiſen Schrei aus und machte mit der Hand eine abweiſende Bewegung.

„Ich habe ihm geſagt, daß Niemand zu Hauſe iſt, er aber läßt ſich nicht fortſchicken, er lärmt auf der Treppe, ich kann nicht mit ihm fertig werden."

„Es iſt mein Tod, wenn ich ihn wieder höre," murmelte die Baronin.

„Wenn der Mann Ehrenthal iſt," ſagte Anton aufſtehend, „ſo will ich verſuchen, ihn fortzuſchaffen. Das Nöthigſte iſt hier geſchehen; haben Sie die Güte, die Papiere zu bewahren und mir zu erlauben, daß ich morgen wieder komme." Die Baronin winkte ſtumm eine Bejahung und ſank in den Stuhl zurück. Anton ergriff ſeinen Hut und eilte in das Vorzimmer, wo er ſchon von weitem die lärmende Stimme Ehrenthals vernahm.

Er erſchrak über das Ausſehen des Händlers. Den Hut weit nach dem Nacken zurückgeſetzt, das bleiche Geſicht wie vom Trunk aufgedunſen, die gläſernen Augen geröthet, ſtand Ehrenthal vor ihm und rief in abgebrochenen Sätzen nach dem Freiherrn, klagte und fluchte. „Er ſoll kommen," ſchrie er, „auf der Stelle ſoll er kommen, der ſchlechte Mann. Ein Edelmann will er ſein, ein Lump iſt er, gegen den ich werde holen die Polizei. Wo iſt mein Geld, wo iſt meine Hypothek? Ich will wieder haben meine Sicherheit von dieſem Mann, welcher nicht iſt zu Hauſe."

Anton trat dicht an ihn heran und ſagte mit feſter Stimme: „Kennen Sie mich, Herr Ehrenthal?" Ehrenthal richtete ſeine verglaſten Augen auf ihn, allmählig erkannte er den Freund des verſtorbenen Sohnes.

„Er hat Sie lieb gehabt," rief er kläglich, „er hat mit Ihnen geſprochen mehr als mit ſeinem Vater. Sie ſind geweſen ſein einziger Freund, den er gehabt hat auf Erden. — Haben Sie gehört, was geſchehen iſt im Hauſe bei

Ehrenthal?" fuhr er flüsternd fort. — „Als sie gestohlen haben die Papiere, ist er gestorben. Er ist gestorben mit einer solchen Hand." Er ballte die Faust und schlug sich vor die Stirn. „O mein Sohn, mein Sohn, was hast du nicht verziehen deinem Vater!"

„Wir gehen zu Ihrem Sohn," sprach Anton und ergriff den Arm des Händlers. Ehrenthal leistete keinen Widerstand und ließ sich von ihm die Treppe hinunter nach seinem Hause führen.

Von da eilte Anton zur Wohnung des Justizrath Horn und hatte mit diesem eine lange Unterredung.

Leidenschaftlich bewegt kam er am späten Abend nach Hause. In der Sorge um die Menschen, deren sicheres Glück ihm seit Jahren die Phantasie erfüllt hatte, erbebte sein Herz, das Vertrauen, mit dem sie ihn in ihr Unglück eingeweiht hatten, erfüllte ihn mit Stolz. Er brannte vor Begierde, ihnen zu helfen; er hoffte, daß dem treuen Diensteifer gelingen werde, die Wege zur Rettung zu finden. Noch sah er sie nicht. Als er im Mondenschein das große Haus der Handlung vor sich erblickte, die Fenster des untern Stocks vergittert, Gewölbe und Keller mit eisernen Thüren verschlossen, so sicher und fest im Schlummer der Nacht, da wurde ihm klar: wenn ein Mann helfen konnte, so war es sein Prinzipal. Sein Scharfblick wußte in alle dunklen Geheimnisse, denen der Freiherr verfallen war, einzudringen, seiner eisernen Kraft mußten die Schurken erliegen, welche den Gutsbesitzer festhielten. Ja und er hatte ein großes Herz, er fand das Rechte mühelos, ohne Kampf. Anton sah zu dem ersten Stock auf. Die ganze Hausfront war finster, nur in der

Eckstube brannte noch ein Licht. Dort war das Arbeitszimmer seines Chefs.

Mit schnellem Enschluß suchte Anton den Bedienten auf und ließ sich zu Herrn Schröter führen. Verwundert sah dieser auf den eintretenden Anton. „Was bringen Sie, Wohlfart? Ist etwas vorgefallen?"

„Ich bitte um Ihren Rath, ich bitte um Ihre Hülfe," rief Anton.

„Für sich oder für Andere?" frug der Kaufmann.

„Für eine Familie, mit welcher ich durch Zufall in Verbindung gekommen bin. Sie geht unter, wenn nicht eine starke Freundeshand das Unheil abwehrt." Darauf berichtete Anton in fliegender Eile, was er an diesem Nachmittag erlebt hatte, faßte in seiner Bewegung die Hand des Kaufmanns und rief: „Was ich gesehen habe, war schrecklich für mich. Haben Sie Erbarmen mit den unglücklichen Frauen und helfen Sie."

„Helfen?" frug der Kaufmann ernst — „Wie kann ich das? Haben Sie einen Auftrag, mich dazu in Anspruch zu nehmen; oder ist es nur Ihre warme Empfindung, welche diese Forderung an mich richtet?"

„Ich habe keinen Auftrag," sagte Anton, „nur der Antheil, den ich an dem Schicksal des Freiherrn nehme, treibt mich zu Ihnen."

„Und welches Recht haben Sie, mir diese Mittheilung zu machen, die Ihnen selbst doch nur im engen Vertrauen von der Frau des Gutsbesitzers gemacht sein kann?" frug der Kaufmann zurückhaltend.

„Ich begehe keine Indiscretion, wenn ich Ihnen sage,

was in wenig Tagen auch für Fremde kein Geheimniß sein wird."

„Sie sind jetzt in einer ungewöhnlichen Aufregung, sonst würden Sie nicht vergessen, daß unter allen Umständen der Kaufmann, der erste Correspondent meines Comtoirs, solche Mittheilungen nur mit besonderer Erlaubniß der Betheiligten wagt. Es versteht sich von selbst, daß ich keinen Mißbrauch von dem machen werde, was Sie mir gesagt haben, aber es war doch wenig geschäftsmäßig, Wohlfart, daß Sie so offen gegen mich waren."

Anton schwieg betroffen. Er erkannte, daß sein Prinzipal Recht hatte, aber es schien ihm hart, daß dieser in solcher Stunde den Vertrauenden tadelte. Auch der Kaufmann ging schweigend im Zimmer auf und ab; endlich blieb er vor Anton stehen. „Ich frage Sie jetzt nicht, wie Sie dazu kommen, so warmen Antheil an dem Schicksal dieser Familie zu nehmen; ich fürchte, es ist eine Bekanntschaft, die Sie Fink verdanken."

„Sie sollen Alles erfahren," warf Anton ein.

„Noch nicht," erwiederte der Prinzipal abwehrend. „Jetzt will ich Ihnen nur wiederholen, daß für mich keine Möglichkeit vorhanden ist, ohne directe Aufforderung der Betheiligten in fremde Angelegenheiten einzugreifen. Ich füge hinzu, daß ich diese Aufforderung nicht wünsche. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich wahrscheinlich auch dann ablehnen würde, etwas für den Freiherrn von Rothsattel zu thun."

Antons Gefühl wallte auf. „Es gilt, einen ehrlichen Mann, liebenswürdige Frauen aus den Händen von Gaunern

zu retten, welche sie umgarnt haben. Dies scheint mir Pflicht eines jeden Mannes, und vollends ich halte es für eine theure Verpflichtung, der ich mich nicht entziehen darf. Ohne Ihre Unterstützung aber vermag ich nichts."

„Wie also denken Sie, daß dem verschuldeten Gutsbesitzer geholfen werden kann?" frug der Kaufmann, sich niedersetzend.

Mit etwas mehr Ruhe erwiederte Anton: „Zunächst nur dadurch, daß ein erfahrener Geschäftsmann wie Sie die Verwickelungen zu durchschauen sucht. Es muß einen Punkt geben, wo die Schurken zu fassen sind. Ihr Rath, Ihre Einsicht würden ihn finden."

„Beides besitzt jeder Rechtsanwalt in höherem Grade als ich," entgegnete der Kaufmann; „ohne Schwierigkeit wird der Baron gescheidte und ehrliche Juristen gewinnen. Wenn die Gegner des Freiherrn dem Gesetz irgend eine Blöße gegeben haben, so wird das Spürauge eines Sachwalters diese am ersten entdecken."

„Leider giebt der Anwalt des Freiherrn wenig Hoffnung," erwiederte Anton.

„Dann, lieber Wohlfart, wird auch für Andere schwerlich etwas zu machen sein. Zeigen Sie mir einen Mann, der in Verlegenheit ist und Kraft hat, sich an einer dargebotenen Hand aufzuhelfen, und sagen Sie mir: Hilf ihm! so werde ich, weil ich Ihr Freund und Ihnen zu großem Dank verpflichtet bin, meine Hand dem Gefährdeten nicht verweigern. Ich denke, Sie sind davon überzeugt."

„Ich bin es," versetzte Anton kleinlaut.

„So aber steht es nach Allem, was ich höre, mit dem

Freiherrn nicht. Soweit ich aus Ihren Worten und dem, was man in der Stadt über ihn erzählt, seine Verhältnisse verstehe, konnte er nur deshalb in die Hände der Wucherer fallen, weil ihm das fehlte, was dem Leben jedes Menschen erst Werth giebt, ein besonnenes Urtheil und eine stetige Arbeitskraft."

Anton mußte dies mit einem Seufzer zugeben.

„Einem solchen Mann zu helfen," fuhr der Kaufmann unerbittlich fort, „ist eine mißliche Aufgabe, bei welcher der Verstand wohl das Recht hat, zu widersprechen. Man soll vor keinem Menschen die Hoffnung aufgeben, daß er sich ändern kann, aber gerade der Mangel an Kraft wird am allerschwersten gebessert. Unsere Fähigkeit, für Andere zu arbeiten, ist beschränkt, und bevor man einem Schwächling seine Zeit opfert, soll man fragen, ob man sich dadurch nicht selbst der Fähigkeit beraubt, einem bessern Mann zu helfen."

Anton rief unruhig: „Verdient er nicht einige Rücksicht? Er ist in Ansprüchen an das Leben erzogen, er hat nicht wie wir gelernt, durch eigene Anstrengung sich heraufzuarbeiten."

Der Kaufmann legte die Hand auf die Schulter des jungen Mannes. „Grade darum. Glauben Sie mir, einem großen Theil dieser Herren, welche an ihren alten Familienerinnerungen leiden, ist nicht zu helfen. Ich bin der Letzte, zu verkennen, wie groß die Anzahl tüchtiger Männer auch in dieser Menschenklasse ist. Und wo ein bedeutendes Talent oder eine edle Persönlichkeit unter ihnen aufschießt, mag sie sich grade in ihrer geschützten Stellung vortrefflich entfalten; aber für den großen Mittelschlag der Menschen ist diese Lage nicht günstig. Wer von Haus aus den Anspruch an das

Leben macht, zu genießen und ſeiner Vorfahren wegen eine bevorzugte Stellung einzunehmen, der wird ſehr häufig nicht die volle Kraft behalten, ſich eine ſolche Stellung zu verdienen. Sehr viele unſerer alten angeſeſſenen Familien ſind dem Untergange verfallen, und es wird kein Unglück für den Staat ſein, wenn ſie untergehen. Ihre Familienerinnerungen machen ſie hochmüthig ohne Berechtigung, beſchränken ihren Geſichtskreis, verwirren ihr Urtheil."

„Und wenn das Alles wahr iſt," rief Anton, „ſo darf es uns doch nicht abhalten, dem Einzelnen als unſerm Mitbruder zu helfen, wo unſer Mitgefühl angeregt wird."

„Nein," ſagte der Prinzipal, „wo es angeregt wird. Aber es glüht im Alter nicht mehr ſo ſchnell auf, als in der Jugend. — Der Freiherr ſoll dahin gearbeitet haben, ſein Eigenthum aus der großen Fluth der Capitalien und Menſchenkraft dadurch zu iſoliren, daß er es auf ewige Zeit ſeiner Familie verſchrieb. Auf ewige Zeit! Sie als Kaufmann wiſſen, was von ſolchem Streben zu halten iſt. Wohl muß jeder vernünftige Mann wünſchen, daß der adelige Schacher mit Grundbeſitz in unſerm Lande aufhört, Jedermann wird es für vortheilhaft halten, wenn die Cultur deſſelben Bodens vom Vater auf den Sohn übergeht, weil ſo die Kräfte des Ackers am erſten liebevoll und planmäßig geſteigert werden. Wir ſchätzen ein Möbel, was unſere Vorfahren benutzt haben, und Sabine wird Ihnen mit Stolz jeden Raum dieſes Hauſes aufſchließen, zu dem ſchon ihre Urgroßmutter die Schlüſſel getragen hat. So iſt es auch natürlich, wenn im Gemüth des Landwirths der Wunſch entſteht, das Stück Natur, welches ihn umgiebt, die Quelle ſeiner Kraft und ſeines Wohl-

ſtandes, den Menſchen zu erhalten, welche ihm die liebſten ſind. Aber dafür giebt es nur ein Mittel, und dies Mittel heißt, ſein Leben tüchtig machen zur Behauptung und zur Vermehrung des Erbes. Wo die Kraft aufhört in der Familie oder im Einzelnen, da ſoll auch das Vermögen aufhören, das Geld ſoll frei dahin rollen in andere Hände, und die Pflugſchar ſoll übergehen in eine andere Hand, welche ſie beſſer zu führen weiß. Und die Familie, welche im Genuſſe erſchlafft, ſoll wieder herunterſinken auf den Grund des Volkslebens, um friſch aufſteigender Kraft Raum zu machen. Jeden, der auf Koſten der freien Bewegung Anderer für ſich und ſeine Nachkommen ein ewiges Privilegium ſucht, betrachte ich als einen Gegner der geſunden Entwickelung unſeres Staats. Und wenn ein ſolcher Mann in dieſem Beſtreben ſich zu Grunde richtet, ſo werde ich ihm ohne Schadenfreude zuſehen, aber ich werde ſagen, daß ihm ſein Recht geſchehen, weil er gegen einen großen Grundſatz unſers Lebens geſündigt hat. Und für ein doppeltes Unrecht werde ich eine Unterſtützung dieſes Mannes halten, ſo lange ich befürchten muß, daß meine Hülfe dazu verwandt wird, eine ungeſunde Familienpolitik zu unterſtützen.“

Anton ſah traurig vor ſich nieder; er hatte Theilnahme, ein warmes Eingehen in ſeine Wünſche erwartet, und fand bei dem Mann, der ihm ſo viel galt, eine Kälte, die er zu überwinden verzweifelte. „Ich kann Ihnen nicht widerſprechen,“ ſagte er endlich, „aber ich kann in dieſem Falle nicht ſo denken wie Sie. Ich habe den ungeheuern Schmerz in der Familie des Freiherrn mit angeſehen, und meine ganze Seele iſt voll von Wehmuth und Theilnahme und von dem

Wunsch, irgend etwas für die Menschen zu thun, welche mir ihr Herz geöffnet haben. Nach dem, was Sie mir gesagt haben, wage ich nicht mehr, Sie selbst zu bitten, daß Sie sich um diese Angelegenheit kümmern. Aber ich habe der Baronin versprochen, ihr, soweit ich mit meiner geringen Kraft vermag und soweit Ihre Güte mir dies erlaubt, beim Ordnen ihrer Verhältnisse behülflich zu sein. Ich ersuche Sie um die Erlaubniß dazu. Ich werde mich bemühen, meine Comtoirstunden regelmäßig einzuhalten, aber wenn ich in den nächsten Wochen zuweilen eine Stunde versäume, so bitte ich Sie, mir dies nachzusehen."

Wieder ging der Kaufmann schweigend im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor Anton stehen, sah ihm mit tiefem Ernst in das aufgeregte Gesicht, und es war etwas wie Trauer in seinen Zügen, als er mit Ueberwindung erwiederte: „Denken Sie auch daran, Wohlfart, daß jede Thätigkeit, bei welcher das Gemüth aufgeregt wird, leicht eine Macht über den Menschen gewinnt, die sein Leben ebensowohl stören als fördern kann. Dieser Grund ist es, welcher mir die Gewährung Ihres Wunsches nicht leicht macht."

„Auch ich habe vor Wochen dasselbe wie eine Ahnung gefühlt," sagte Anton leise. „Jetzt kann ich nicht anders."

„Wohl, so thun Sie, was Sie müssen," schloß der Kaufmann finster, „ich werde Ihnen keine Hindernisse in den Weg legen. Und ich wünsche, daß Sie nach einigen Wochen die ganze Angelegenheit ruhiger betrachten mögen!" Anton verließ mit mehr Haltung das Zimmer. Der Kaufmann sah lange mit gefurchter Stirn auf die Stelle, an welcher sein Commis gestanden hatte.

In seinem Innern aber war Anton nicht ruhiger geworden. Die kühle, ja mißfällige Aufnahme seiner Bitte verletzte ihn tief. „So herb, so unerbittlich," rief er aus, als er sich ermüdet in seinem Zimmer niedersetzte. Aus einem Winkel seiner Seele stieg ihm der Verdacht auf, daß sein Chef doch mehr Egoismus und weniger Gemüth habe, als er ihm zugetraut. Manche Aeußerung Finks fiel ihm wieder ein, jener Abend fiel ihm ein, wo der junge Rothsattel in knabenhaftem Uebermuth gegen den Kaufmann seinen Kamm gesträubt hatte. „Ist es möglich, daß diese Unart von ihm unvergessen ist?" frug er sich zweifelnd. Und hinter den hellen Gestalten der Edelfrauen verblich das scharf gefurchte Gesicht seines Chefs. „Ich thue nicht unrecht," rief er sich selbst zu; „was er sagen mag, ich habe Recht auch gegen ihn. Und mein Loos wird sein, von heute ab für mich allein den Weg zu suchen, auf dem ich gehen muß." So saß er lange im Finstern, und düster wie der Raum waren seine Gedanken. Er trat an das Fenster und blickte in den dunkeln Hof hinunter. Da schimmerte in dem matten Schein, der aus den Wolken in sein Zimmer fiel, ein riesiger weißer Kelch neben ihm geisterhaft in der Luft. Erstaunt faßte er darnach. Er machte Licht und sah die prächtige Blüthe der Calla von Sabinens Blumentisch. Sabine hatte ihm die Blume heimlich hereingestellt, jetzt hing sie traurig an dem geknickten Stengel herab. Wie ein trauriges Vorzeichen erschien ihm der kleine Unfall. Er löste die Blüthe, legte sie vor sich auf den Tisch, und lange saß er schweigend und starrte auf das zusammengerollte Blüthenblatt.

Sabine trat, die Kerze in der Hand, in das Zimmer des Bruders. „Gute Nacht, Traugott," nickte ſie ihm zu — „Wohlfart war den Abend bei dir, ſo ſpät hat er dich verlaſſen."

„Er wird uns verlaſſen," erwiederte der Kaufmann finſter. Sabine erſchrak, der Leuchter klirrte auf den Tiſch. „Um Gottes willen, was iſt geſchehen? Hat Wohlfart geſagt, daß er von uns will?"

„Noch weiß ich es ſelbſt nicht; ich aber ſehe es kommen Schritt vor Schritt. Und nicht ich und noch weniger du können etwas thun, um ihn zurückzuhalten. Als er hier vor mir ſtand und mit glühenden Wangen und bebender Stimme Hülfe für einen ruinirten Mann erbat, erkannte ich, was ihn forttreibt."

„Ich verſtehe dich nicht," ſagte Sabine und ſah den Bruder groß an.

„Er hat Luſt, der Vertraute eines heruntergekommenen Gutsbeſitzers zu werden. Ein Paar Mädchenaugen ziehen ihn von uns ab, es erſcheint ihm ein würdiges Ziel ſeines Ehrgeizes, Geſchäftsführer der Rothſattel zu werden. Er heißt im Comtoir Finks Erbe. Dieſe Verbindung mit dem adeligen Gutsbeſitzer iſt die Erbſchaft, die ihm Fink hinterlaſſen hat."

„Und du haſt ihm deine Hülfe verweigert?" frug Sabine leiſe.

„Die Todten ſollen ihre Todten begraben," ſagte der Kaufmann rauh und wandte ſich ab zu ſeinem Schreibtiſch. Schweigend entfernte ſich Sabine. Der Leuchter zitterte in ihrer Hand, als ſie durch die lange Zimmerreihe ſchritt.

Aengſtlich horchte ſie auf ihren eigenen Fußtritt, und ein Schauer überlief ſie, ihr war, als glitte eine fremde Geſtalt unſichtbar an ihrer Seite hin. Das war die Rache des Andern. Der Schatten, welcher aus der Vergangenheit auf ihr ſchuldloſes Leben fiel, er ſcheuchte jetzt auch den Freund aus ihrem Kreiſe. An einer Andern hing Antons ſehnendes Herz, ſie ſelbſt war ihm eine Fremde geblieben, die einen Entfernten geliebt und verſchmäht hatte und jetzt im Wittwenſchleier auf das verglühende Gefühl ihrer Jugend zurückſah.

Die nächſten Wochen vergingen Anton in einer aufreibenden Thätigkeit. Er war peinlich bemüht, in den Comtoirſtunden ſeine Pflicht zu thun. Die Abende, jede Freiſtunde brachte er an dem Actentiſch oder in Conferenzen mit dem Rechtsanwalt und mit der Baronin zu. Unterdeß nahm das Unglück des Freiherrn ſeinen Verlauf. Er hatte die Zinſen der Capitalien, welche auf ſeinem Familiengut laſteten, am letzten Termin nicht gezahlt, eine ganze Reihe von Hypotheken wurden ihm an einem Tage gekündigt, das Familiengut kam unter die Verwaltung der Landſchaft. Verwickelte Proceſſe erhoben ſich. Ehrenthal klagte und forderte die erſte Hypothek von zwanzigtauſend Thalern, und forderte die neue Ausfertigung; er war aber auch geneigt, Anſprüche an die letzte Hypothek zu machen, welche ihm der Freiherr in der unheilvollen Stunde angeboten hatte. Löbel Pinkus forderte ebenfalls die erſte Hypothek für ſich und behauptete die volle Summe von zwanzigtauſend Thalern gezahlt zu haben. Ehrenthal hatte keine Beweiſe und führte ſeinen Proceß

unordentlich, er war jetzt wochenlang außer Stande, ſich um ſeine Geſchäfte zu kümmern, Pinkus dagegen focht mit allen Ränken, die ein hartgeſottener Sünder ausfindig machen konnte, und der Vertrag, welchen der Freiherr mit ihm abgeſchloſſen hatte, war ein ſo vortreffliches Meiſterſtück des ſchlauen Advocaten, daß der Anwalt des Freiherrn gleich am Anfange des Proceſſes wenig Hoffnung gab. Nebenbei bemerkt, Pinkus gewann den Proceß, die Hypothek wurde ihm zugeſprochen und neu für ihn ausgefertigt.

Anton hatte nach und nach Einſicht in die Verhältniſſe des Freiherrn gewonnen. Nur den doppelten Verkauf der erſten Hypothek verbarg der Freiherr ſorgfältig vor ſeiner Gemahlin. Er nannte die Anſprüche Ehrenthals unbegründet und äußerte den Verdacht, daß Ehrenthal ſelbſt den Diebſtahl in ſeinem Comtoir begangen habe. Das Letztere war in der That ſeine Meinung geworden. So wurde der Name Itzigs Anton gegenüber gar nicht genannt, und der Verdacht gegen Ehrenthal, den auch der Anwalt theilte, verhinderte Anton, bei dieſem Aufklärung zu ſuchen.

Zwiſchen Anton und dem Kaufmann war eine Spannung eingetreten, welche das ganze Comtoir mit Erſtaunen wahrnahm. Finſter ſah der Kaufmann auf Antons leeren Sitz, wenn dieſer einmal in den Arbeitsſtunden abweſend war, und gleichgültig auf das Geſicht ſeines Comtoiriſten, welches in Gemüthsbewegungen und Nachtarbeit erblich. Wie einſt für die Unregelmäßigkeit Finks, ſo hatte er auch jetzt für Antons neue Thätigkeit kein Wort, er ſchien ſie nicht zu bemerken. Selbſt der Schweſter gegenüber beobachtete er ein hartnäckiges Stillſchweigen, Sabinens Verſuche, das Ge-

ſpräch auf Wohlfart zu bringen, wies er mit kurzem Ernſt ab. Antons Herz empörte ſich gegen dieſe Kälte. Nach ſeiner Rückkehr behandelt wie ein Kind vom Hauſe, gerühmt, gepflegt, gehätſchelt, und jetzt wieder gemißhandelt wie ein Lohnarbeiter, der das Brod nicht verdient, welches man ihm hinwirft. Ein Spielzeug unbegreiflicher Launen! Das wenigſtens hatte er nicht verdient! So ſaß er verſchloſſen neben der Familie, wortkarg vor ſeinem Pult, aber des Abends, in der Einſamkeit ſeines Zimmers fuhr ihm oft der Gegenſatz zwiſchen einſt und jetzt ſo ſchneidend durch das Haupt, daß er heftig aufſprang und mit dem Fuß auf den Boden ſtampfte.

Nur ein Troſt blieb ihm: Sabine zürnte ihm nicht. Er ſah ſie jetzt wenig. Auch ſie war bei Tiſche ſchweigſam und vermied Anton anzureden, aber er wußte doch, daß ſie ihm Recht gab. Wenige Tage nach jener Unterredung mit dem Kaufmann ſtand Anton allein an der großen Waage, während die Hausknechte vor der Thür um einen Frachtwagen beſchäftigt waren. Da kam Sabine die Treppe herab, ſie ging ſo nahe bei ihm vorüber, daß ihr Kleid ihn berührte. Anton trat zurück und machte eine förmliche Verbeugung. „Mir dürfen Sie nicht fremd werden, Wohlfart," ſagte ſie leiſe und ſah ihn bittend an. Es war nur ein Augenblick, ein kurzer Gruß, aber in dem Geſicht Beider glänzte eine frohe Rührung.

So kam die Zeit heran, in welcher Herr Jordan die Handlung verlaſſen ſollte. Der Prinzipal rief Anton wieder in das kleine Comtoir. Ohne Härte, aber auch ohne eine Spur der Herzlichkeit, die er ihm ſonſt gezeigt hatte,

begann er: „Ich habe Ihnen meine Absicht ausgesprochen, Sie an Jordans Stelle zu setzen, um Ihnen die Procura zu übergeben. Ihre Zeit war in den letzten Wochen durch andere Geschäfte mehr in Anspruch genommen, als für meinen Stellvertreter wünschenswerth ist deßhalb frage ich Sie selbst, sind Sie im Stande, von jetzt ab die Thätigkeit Jordans zu übernehmen?"

„Nein," erwiederte Anton.

„Können Sie mir eine — nicht zu entfernte — Zeit angeben, in welcher Sie frei von Ihren gegenwärtigen Arbeiten sein werden?" frug der Kaufmann. „Ich würde in diesem Fall für die nächste Zeit eine Auskunft zu treffen suchen."

Anton erwiederte traurig: „Noch kann ich nicht bestimmen, wann ich wieder Herr meiner ganzen Zeit sein werde; ich fühle, daß ich durch manche Unregelmäßigkeit Ihre Nachsicht ohnedies sehr in Anspruch nehme. Deßhalb bitte ich Sie, Herr Schröter, bei Besetzung der Stelle auf mich keine Rücksicht zu nehmen." Die Stirn des Kaufmanns zog sich in Falten, und stumm neigte er sein Haupt gegen Anton. Als Anton die Thür des Zimmers hinter sich schloß, fühlte er, daß dieser Augenblick den Bruch zwischen ihm und dem Prinzipal vollendet hatte. Er setzte sich auf seinen Platz und stützte den heißen Kopf mit der Hand. Gleich darauf wurde Baumann zum Prinzipal beschieden, er erhielt die Stelle Jordans. Als er in das vordere Comtoir zurückkehrte, trat er zu Anton und sagte leise: „Ich habe mich geweigert, die Stelle zu übernehmen, aber Herr Schröter bestand darauf. Ich begehe ein Unrecht gegen Sie." — Und am Abend las Herr Baumann in seiner Stube aus dem ersten

Buch Samuelis die Kapitel vom grimmigen König Saul, ſeinem Prinzipal, und von der Freundſchaft zwiſchen Jonathan und dem verfolgten David, und ſtärkte dadurch ſein Herz.

Den Tag darauf trat Anton in das Zimmer der Baronin. Lenore und die Mutter ſaßen an einem großen Tiſch unter Toiletten und Käſtchen von jeder Form; ein Koffer, ſtark mit Eiſen beſchlagen, ſtand zu den Füßen der Edelfrau. Die Vorhänge waren geſchloſſen, das gedämpfte Sonnenlicht füllte den reichgeſchmückten Raum mit mattem Glanz; auf dem Teppich des Fußbodens lagen nimmer welkende Kränze, und luſtig tickte die Uhr im Gehäuſe von Alabaſter. Unter blühender Myrthe ſaßen zwei Sympathievögel in einem verſilberten Käfig, ſie ſchrieen unaufhörlich einander zu, und wenn der eine zur nächſten Stange hinabflatterte, lockte der Genoſſe ihn ängſtlich, bis er zurückflog. Dann ſaßen beide behaglich dicht an einander gedrückt. Von grünem und rothem Gold ſchimmerten die zärtlichen Kinder eines wärmeren Himmels, wo nie das weiche Leben im kalten Sturmwind erſtarrt. So glänzte und duftete das Zimmer. — „Wie lange noch?“ dachte Anton.

Die Baronin erhob ſich: „Schon wieder bemühen wir Sie. Wir ſind bei einer Arbeit, die uns Frauen viel zu thun macht.“

Auf dem Tiſche war Frauenſchmuck, goldene Ketten, Brillanten, Ringe, Halsbänder in einem Haufen zuſammengeſchichtet. „Wir haben ausgeſucht, was wir entbehren können,“ ſagte die Baronin, „und bitten Sie, den Ver-

kauf dieſer Sachen zu übernehmen. Man hat mir geſagt, daß Einzelnes davon nicht ohne Geldwerth iſt, und da jetzt vor Allem Geld nöthig wird, ſo ſuchen wir hier eine Hülfe, welche die Sorge unſerer Freunde verringert.“

Anton ſah betroffen auf den blitzenden Knäuel. „Sprechen Sie, Wohlfart,“ rief Lenore ängſtlich, „iſt das nöthig und kann es etwas nützen? Mama hat darauf beſtanden, unſern ganzen Schmuck und alles Silber, das wir nicht täglich gebrauchen, zum Verkauf zurückzulegen. Was ich ſelbſt geben kann, iſt nicht der Rede werth, aber der Schmuck der Mutter iſt koſtbar, es ſind viele Geſchenke aus ihrer Jugend dabei, Erinnerungen, von denen ſie ſich nicht trennen ſoll, wenn Sie nicht ſagen, daß es nöthig iſt.“

„Ich fürchte, es wird nöthig ſein,“ erwiederte Anton ernſt.

Lenore ſprang auf. „Arme Mutter!“ rief ſie und ſchlang ihre Arme um den Hals der Baronin.

„Nehmen Sie,“ erwiederte die Mutter leiſe zu Anton, „ich werde ruhiger ſein, wenn ich weiß, daß wir das Mögliche gethan haben.“

„Iſt es aber gut, Alles hinzugeben?“ frug Anton bittend. „Vieles, was Ihnen vielleicht lieb iſt, wird dem Juwelier weniger Werth haben.“

„Ich werde keinen Schmuck mehr tragen,“ erwiederte die Baronin kalt, „nehmen Sie Alles, Alles.“ Sie hielt die Hand vor die Augen und wandte ſich ab.

„Wir foltern die Mutter,“ rief Lenore heftig, „verſchließen Sie, was auf dem Tiſch liegt, ſchaffen Sie es fort aus dem Hauſe ſo bald als möglich.“

„Ich kann dieſe Koſtbarkeiten nicht übernehmen,“ ſagte

Anton, „ohne einige Maßregeln, welche meine Verantwortung geringer machen. Vor Allem will ich in Ihrer Gegenwart wenigſtens flüchtig aufzeichnen, was Sie mir übergeben wollen.“

„Welch unnütze Grauſamkeit?“ rief Lenore.

„Es ſoll nicht lange aufhalten.“ Anton riß einige Blätter aus ſeiner Brieftaſche und ſchrieb Stück für Stück auf.

„Du darfſt nicht zuſehen, Mutter, ich leide es nicht,“ drängte Lenore, ſie zog die Mutter aus dem Zimmer, dann ſetzte ſie ſich zu Anton und ſah ihm zu, wie er die einzelnen Stücke einpackte, mit Nummern verſah und zuſammen in den Koffer legte.

„Die Vorbereitungen für den Markt ſind ſchrecklich,“ klagte Lenore, „das ganze Leben der Mutter wird verkauft, an jedem Stück hängen für ſie Erinnerungen. Sehen Sie, Wohlfart, dieſen Diamantenſchmuck hat ſie von der Prinzeſſin bekommen, als ſie den Vater heirathete.“

„Es ſind prachtvolle Brillanten,“ rief Anton bewundernd.

„Dieſer Ring ſtammt von meinem Großvater, und das hier ſind Geſchenke meines armen Papa's. — Ach, kein Mann verſteht, wie lieb uns dieſe Schmuckſachen ſind. Es war jedesmal ein Feſttag auch für mich, wenn Mama die Brillanten trug. — Jetzt kommen wir zu meinen Habſeligkeiten, ſie ſind nicht viel werth. Ob dieſes Armband gutes Gold ſein mag?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wir wollen es doch zu dem Uebrigen thun,“ ſagte Lenore, ſtreifte den Goldreif vom Arm und legte ihn auf

den Tiſch. „Ja, Sie ſind ein guter Menſch, Wohlfart,“ fuhr ſie fort und ſah ihm treuherzig in die feuchten Augen; „verlaſſen nur Sie uns nicht. Der Bruder hat keine Erfahrung und iſt hülfloſer als wir. Es iſt eine furchtbare Lage auch für mich. Vor Mama mühe ich mich, gefaßt zu ſein, aber ich möchte laut ſchreien und weinen den ganzen Tag.“ Sie ſank in einen Stuhl und hielt ſeine Hand feſt. „Lieber Wohlfart, verlaſſen Sie uns nicht.“

Anton beugte ſich über ſie und ſah in leidenſchaftlicher Bewegung auf die ſchöne Geſtalt, die ſo vertrauend aus ihren Thränen zu ihm aufſah. „Ich will Ihnen nützlich ſein, wo ich kann,“ ſprach er in mächtiger Aufwallung ſeines Gefühls, „ich will Ihnen nahe ſein, ſo oft Sie mich bedürfen. Sie haben eine zu gute Meinung von meinen Kenntniſſen und meiner Kraft, ich kann Ihnen weniger helfen, als Sie glauben. Was ich aber vermag, das werde ich thun, in jeder Thätigkeit und auf allen Wegen.“

Mit einem warmen Druck löſten ſich ihre Hände, ein Vertrag war geſchloſſen.

Die Baronin kam in das Zimmer zurück. „Unſer Anwalt war heut Morgen bei mir. Jetzt bitte ich auch Sie um Ihren Rath. Wie der Anwalt mir mittheilt, iſt keine Ausſicht, das Familiengut dem Freiherrn zu erhalten.“

„In dieſer Zeit, wo das Geld theuer und ſchwer zu haben iſt, keine,“ erwiederte Anton.

„Und auch Sie ſind der Meinung, daß wir Alles anwenden müſſen, um die polniſche Herrſchaft uns zu retten?“

„Ja,“ erwiederte Anton.

„Auch dazu wird Geld nöthig ſein. Vielleicht vermag

ich durch meine Verwandten Ihnen eine, wenn auch geringe Summe zugänglich zu machen; ſie ſoll mit dieſem da" — ſie wies auf den Koffer — ausreichen, die Koſten der erſten Einrichtung zu decken. Ich wünſche den Schmuck nicht hier zu verkaufen, auch für die Uebernahme der Geldſumme, welche ich hoffen darf, wird eine Reiſe nach der Reſidenz nöthig ſein. Der Anwalt des Freiherrn hat mit großer Achtung von Ihrer Umſicht geſprochen. Es iſt auch ſein Wunſch, der mich beſtimmt, Ihnen ein Anerbieten zu machen. Wollen Sie uns für die nächſten Jahre, wenigſtens ſo lange, bis die größten Schwierigkeiten überwunden ſind, Ihre ganze Zeit widmen? Ich habe mit meinen Kindern berathen, beide ſehen, wie ich, in Ihrer Thätigkeit die einzige Rettung. Auch der Freiherr iſt damit einverſtanden. Es frägt ſich, ob Ihre Verhältniſſe Ihnen erlauben, uns Unglücklichen Ihren dauernden Beiſtand zu gönnen. Unter welchen Bedingungen Sie dies auch thun, wir werden Ihnen dankbar ſein. Wenn Sie irgend eine Form finden, in der wir die großen Verpflichtungen, die wir gegen Sie haben, auch in Ihrer äußern Stellung ausdrücken können, ſo ſagen Sie mir das."

Anton ſtand erſtarrt. Was die Baronin von ihm forderte, war Trennung von dem Geſchäft und Trennung von ſeinem Chef und Sabine. War ihm derſelbe Gedanke ſchon früher gekommen, wenn er vor Lenore ſtand oder wenn er ſich über die Briefe des Freiherrn beugte? — Jetzt, wo das Wort ausgeſprochen wurde, erſchütterte es ihn. Er ſah auf Lenore, welche hinter der Mutter ihre Hände bittend zuſammenlegte. „Ich ſtehe in einem Verhältniß," erwiederte er endlich, „welches ich nicht ohne Einwilligung Anderer löſen

darf, ich bin auf dieſen Antrag nicht vorbereitet und bitte Sie, gnädige Frau, mir Zeit zur Ueberlegung zu laſſen. Es iſt ein Schritt, der über meine Zukunft entſcheidet.“

„Ich dränge nicht,“ ſagte die Baronin, „ich bitte nur. Wie Ihre Entſcheidung auch ausfalle, unſer warmer Dank wird Ihnen bleiben; wenn Sie außer Stande ſind, unſere ſchwache Kraft zu ſtützen, ſo fürchte ich, finden wir Niemanden. Denken Sie auch daran,“ bat ſie flehend.

Mit glühenden Wangen eilte Anton über die Straße. Der bittende Blick der Edelfrau, die gerungenen Hände Lenorens winkten ihm hinaus aus dem dunkeln Comtoir in größere Freiheit, in eine ungewöhnliche Zukunft, aus deren Dunkel einzelne Bilder leuchtend vor ihm aufblitzten. Mit großem Sinn war eine Forderung an ihn geſtellt, und es zog ihn mächtig, ihr gerecht zu werden. Ein unermüdlicher, aufopfernder Helfer war den Frauen nöthig, um ſie vor dem letzten Unheil zu bewahren. Und er that ein gutes Werk, wenn er dem Drange folgte, er erfüllte eine Pflicht.

So trat er in das Haus der Handlung. Ach! was hier ſein Auge anſah, ſtreckte eine Hand aus, ihn feſtzuhalten. Er ſah in das dämmrige Waarengewölbe, in die treuen Geſichter der Hausknechte, auf die Ketten der großen Waage und über den Farbentopf des ehrlichen Pix, und empfand wieder, daß er hierher gehörte. Der Hund Sabinens küßte ſeine Hand mit feuchter Schnauze und lief hinter ihm her bis an ſein Zimmer. Sein und Finks Zimmer! Hier hatte das kindiſche Herz des verwaiſten Knaben einen Freund gefunden, gute Kameraden, eine Heimath, ein feſtes ehrenhaftes Ziel für ſein Leben. Und er ſah durch das Fen-

ſter hinab in den Hof, auf die Winkel und Vorſprünge des mächtigen Hauſes, auf das Gitterfenſter, hinter welchem Herr Liebold am Hauptbuch ſaß, in das Comtoir, wo ſein Pult ſtand, und auf die kleine Stube, wo er arbeitete, der ihm jetzt zürnte und der jahrelang ſein väterlicher Freund geweſen war. Da fiel ſein Blick auch auf das Fenſter von Sabinens Vorrathsſtube; oft hatte ſein Auge dort einen wandernden Lichtſchimmer geſucht, der das ganze große Haus erhellte und auch Behagen in ſein Zimmer ſandte. Und ſchnell aufgerichtet ſprach er zu ſich ſelbſt: „Sie ſoll entſcheiden.“

Sabine erhob ſich überraſcht, als Anton mit ſchnellem Schritt vor ſie trat. „Es treibt mich unwiderſtehlich zu Ihnen,“ rief er. „Ich ſoll über meine Zukunft einen Entſchluß faſſen, und ich fühle mich unſicher und traue meinem Urtheil nicht mehr. Sie ſind mir immer eine gütige Freundin geweſen, vom erſten Tage meines Eintritts. Ich bin gewöhnt, auf Sie zu ſehen und an Sie zu denken bei Allem, was in dieſem Hauſe mein Herz erregt. Laſſen Sie mich auch heut aus Ihrem Munde hören, was Sie für gut halten. Mir iſt von Frau von Rothſattel der Antrag gemacht worden, als Bevollmächtigter des Freiherrn in ein feſtes Verhältniß zu ihm zu treten. Soll ich annehmen oder ſoll ich hier bleiben? Ich weiß es nicht; ſagen Sie mir, was recht iſt für mich und für Andere.“

„Nicht ich,“ ſagte Sabine zurücktretend, und ihre Wange erblich. „Ich darf nicht wagen, darüber zu entſcheiden. — Und Sie ſelbſt wollen das nicht, Wohlfart, denn Sie haben bereits entſchieden.“

Anton ſah vor ſich hin.

„Sie haben daran gedacht, dies Haus zu verlaſſen, und aus dem Gedanken iſt ein Wunſch geworden. Und ich ſoll Ihnen Recht geben und Ihren Entſchluß loben. Das wollen Sie von mir," fuhr ſie bitter fort. — „Das aber kann ich nicht, Wohlfart, denn ich traure, daß Sie von uns gehen."

Sie wandte ihm den Rücken zu und ſtützte ſich auf einen Stuhl.

„O zürnen Sie mir nicht, Fräulein Sabine," flehte Anton, „das kann ich nicht ertragen. Ich habe in den letzten Wochen viel gelitten. Herr Schröter hat mir plötzlich ſein Wohlwollen entzogen, das ich lange für den größten Schatz meines Lebens hielt. Ich habe ſeine Kälte nicht verſchuldet. Nicht unrecht war, was ich in der letzten Zeit gethan habe, und mit ſeinem Vorwiſſen habe ich es gethan. Ich war wohl verwöhnt durch ſeine Güte, ich habe deßhalb auch ſeinen Unwillen um ſo tiefer empfunden. Und wenn ich eine Beruhigung hatte, ſo war es der Gedanke, daß Sie mich nicht verurtheilen. Seien Sie jetzt nicht kalt gegen mich, es würde mich elend machen für immer. Ich habe keine Seele auf Erden, die ich um Liebe bitten darf und um Verſtändniß für meine Zweifel. Hätte ich eine Schweſter, heut würde ich ihr Herz ſuchen. Sie wiſſen nicht, was mir, dem Einſamen, Ihr Gruß, Ihr fröhlicher Handſchlag bis heut geweſen iſt. Wenden Sie ſich nicht kalt von mir, Fräulein Sabine."

Sabine ſchwieg lange, und von ihm abgewandt frug ſie endlich zurück: „Was zieht Sie zu den Fremden — iſt's eine frohe Hoffnung — iſt's das Mitgefühl allein? — Seien Sie ſtrenger gegen ſich ſelbſt, als ich gegen Sie bin, wenn Sie ſich darauf antworten."

„Was mir jetzt möglich macht, von hier zu ſcheiden, weiß ich nicht. Wenn ich für die Bewegung in mir einen Namen ſuche, ſo iſt es heiße Dankbarkeit gegen Eine. — Sie war die Erſte, die freundlich zu dem wandernden Knaben ſprach, als er allein in die Welt zog. Ich habe ſie bewundert in dem ruhigen Glanz ihres vergangenen Lebens. Ich habe oft kindiſch von ihr geträumt. Es war eine Zeit, wo eine zärtliche Empfindung für ſie mein ganzes Herz erfüllte, damals glaubte ich für immer an ihr Bild gefeſſelt zu ſein. Aber die Jahre zogen ein neues Grün darüber, ich ſah die Menſchen und das Leben mit andern Augen an. Da fand ich ſie wieder, angſtvoll, unglücklich, verzweifelt, und die Rührung in mir wurde übermächtig. Wenn ich von ihr entfernt bin, weiß ich, daß ſie mir eine Fremde iſt, und wenn ich vor ihr ſtehe, fühle ich nichts, als ihren hinreißenden Schmerz. Damals, als ich aus ihrem Kreiſe wie ein Uebelthäter ausſcheiden mußte, damals eilte ſie mir nach, und vor den Augen der ſpöttiſchen Geſellſchaft reichte ſie mir die Hand und bekannte ſich zu mir. Und jetzt kommt ſie und fordert meine Hand zur Hülfe für ihren Vater. Darf ich ſie ihr verweigern? Iſt es ein Unrecht, daß ich ſo fühle? Ich weiß es nicht, und Niemand kann es mir ſagen, Niemand, als nur Sie.“

Sabinens Haupt hatte ſich herunter geneigt bis auf die Lehne des Seſſels. Jetzt erhob ſie ſich ſchnell, und mit thränenvollen Augen, mit einer Stimme voll Liebe und Schmerz rief ſie: „Folgen Sie der Stimme, die Sie ruft! Gehen Sie, Wohlfart, gehen Sie!“

Viertes Buch.

1.

An einem kalten Octobertage fuhren zwei Männer bei dem Thorgitter der Stadt Rosmin vorüber in die Ebene, welche ſich einförmig und endlos vor ihnen ausbreitete. Anton ſaß in ſeinen Pelz gehüllt, den Hut tief auf der Stirn, neben ihm der junge Sturm im alten Reitermantel, die Soldatenmütze luſtig auf einem Ohr. Vorn hockte auf einem Strohbund der Knecht eines Ackerbürgers und peitſchte die kleinen Pferde. Der Wind fegte mit ſeinem rieſigen Beſen Sand und Strohhalme über die Stoppelfelder, die Straße war ein breiter Feldweg, ohne Gräben und Baumreihen, die Pferde wateten bald durch ausgefahrene Waſſerpfützen, bald durch tiefen Sand. Gelber Sand glänzte zwiſchen dem dürftigen Grün der Aecker überall, wo eine Feldmaus den Eingang zu ihrer Grube angelegt, oder wo der emſige Maulwurf nach Kräften gearbeitet hatte, die Ebene durch kleine Hügelketten zu unterbrechen. In den Senkungen des Bodens ſtand ſchlammiges Waſſer; an ſolchen Stellen ſtreckten die ausgehöhlten Stämme alter Weiden ihre verkrüppelten Arme

in die Luft, ihre Ruthen peitſchten einander im Wind, und die welken Blätter flatterten herunter in das trübe Waſſer. Hier und da ſtand ein kleiner Buſch zwerghafter Kiefern, ein Ruheplatz für Krähen, die, durch den Wagen aufgeſcheucht, mit lautem Schrei über die Häupter der Reiſenden flogen. Kein Haus war zu ſehen an der Straße, kein Wanderer und kein Fuhrwerk.

Karl blickte zuweilen auf ſeinen ſchweigſamen Gefährten und ſagte endlich auf die Pferde zeigend: „Wie ſtruppig ihr Haar iſt und wie ſchön ihr graues Mäuſefell! Ich möchte wiſſen, wie viel Stück von dieſen Thieren auf das Pferd meines Wachtmeiſters gehen? — Als ich von meinem Vater Abſchied nahm, ſprach der Alte: „Vielleicht beſuche ich dich, Kleiner, zu Weihnachten, wenn ſie die Chriſtbäume anzünden.“ Du wirſt's nicht im Stande ſein,“ ſagte ich. „Warum nicht?“ frug er. „Du trauſt dich in keinen Poſtwagen,“ ſagte ich. Da rief der Alte: „Oho! die Poſtwagen haben eine gute Bauart, ich traue mich ſchon.“ — „Jetzt, Herr Anton, weiß ich, daß mein Vater uns niemals beſucht.“

„Warum nicht?“ frug Anton.

„Es iſt möglich, daß er bis Rosmin kommt. Zwar nicht im Wagen, aber daneben. Denn ſo lange er weiß, daß er einen oder zwei Plätze belegt hat, wird er allenfalls neben der Poſt herlaufen. Sobald er aber dieſe Pferde und dieſen Weg ſieht, kehrt er auf der Stelle um. „Soll ich in eine Gegend, wo der Sand unter den Beinen wegläuft wie Waſſer, und wo die Mäuſe im Geſchirr gehen?“ wird er ſagen, „dieſes Land iſt mir nicht feſt genug.“

„Die Pferde ſind nicht das Schlechteſte in dieſer Gegend,“

erwiederte Anton zerſtreut, „ſieh zu, auch dieſe laufen ſchnell genug.“

„Ja,“ erwiederte Karl, „aber nicht als ordentliche Pferde, ſie werfen ihre Beine durcheinander, wie zwei Kater, die ſich in der Peterſilie balgen. Und was ſie für Schuhe haben, deutliche Gänſefüße, für dieſe Hufe iſt noch kein Eiſen erfunden.“

„Wenn wir nur vorwärts kommen,“ entgegnete Anton, „der Wind weht kalt und mich fröſtelt durch den Pelz.“

„Der Herr Bevollmächtigte haben die letzten Nächte wenig geſchlafen,“ ſagte Karl ſalutirend; „die Luft bläſt hier wie über eine Tenne. Die Erde iſt in dieſer Gegend nicht rund, wie anderswo, ſondern platt, wie ein Kuchen. Gerade hier haben ſich die Leute eine Wüſtenei angelegt, wir fahren ſchon über eine Stunde, und noch iſt kein Dorf zu ſehen.“

„Ja wohl, eine Wüſte,“ ſeufzte Anton; „hoffen wir, daß es beſſer wird.“

So ging es in tiefem Schweigen weiter. Endlich hielt der Kutſcher neben einer Waſſerlache, ſpannte die Pferde los, ohne ſich um die Reiſenden zu bekümmern, und führte ſie an das Waſſer.

„Was Teufel, ſoll das heißen?“ rief Karl vom Wagen ſpringend.

„Ich füttere,“ antwortete der Knecht mürriſch mit fremdem Accent.

„Ich bin neugierig, wie er das anfangen wird,“ ſprach Karl in den Wagen. „Es iſt auch nicht der Schatten eines Futterſacks zu ſehen.“

Die Pferde aber bewieſen, daß ſie auch ohne Hafer zu leben wußten, ſie ſtreckten die zottigen Hälſe zum Boden und

fraßen das Gras und die Blätter des Strauchwerks am Waſſerrand ab, zuweilen ſenkten ſie den Kopf bis auf die Waſſerfläche und prüften den trüben Trank. Der Knecht aber holte einen Beutel unter ſeinem Sitz hervor, ſetzte ſich in den Schutz eines Erlenſtrauches und ſchnitt mit ſeinem Meſſer Brod und Käſe zurecht, ohne einen Blick auf ſeine Paſſagiere zu werfen.

„Höre, Ignaz oder Jacob," rief Karl, ihn unſanft anſtoßend, „wie lange ſoll das Frühſtück dauern?"

„Eine Stunde," erwiederte der Knecht kauend.

„Und wie weit iſt noch von hier nach dem Gut?"

„Zwei Stunden, vielleicht auch mehr."

„Du wirſt nichts mit ihm ausrichten," ſagte Anton, „wir müſſen uns den Brauch der Landſtraße gefallen laſſen." Er ſtieg vom Wagen und trat zu den Pferden.

Anton iſt auf dem Wege der polniſchen Herrſchaft. Er iſt jetzt Geſchäftsführer des Freiherrn. Sorgenvolle Monate hat er verlebt. — Die Trennung von ſeinem Prinzipal und dem Hauſe war reich an bitteren Empfindungen. Anton ſtand die letzte Zeit allein, auch unter ſeinen Collegen; nur der ſtille Baumann war auf ſeiner Seite, das übrige Comtoir betrachtete ihn als einen Verlorenen. Mit eiſerner Kälte hörte der Kaufmann ſeine Kündigung an, noch in der Stunde des Abſchieds lag die Hand des Chefs wie hartes Metall in der ſeinen — Seitdem hat Anton im Auftrag der Familie einige Reiſen gemacht, nach der Reſidenz, zu Gläubigern. Jetzt ſoll er mit Karl, den er für die Wirthſchaft des Freiherrn geworben, auf dem neuen Gut eine beſſere Ordnung einrichten. Ehrenthal hatte nach dem Termin der Verſtei-

gerung auf Grund ſeiner Vollmacht die Herrſchaft übernommen, er hatte den polniſchen Verwalter auch für den Freiherrn verpflichtet. Es war unordentlich zugegangen bei der Uebernahme, und in Rosmin wußte man, daß der Verwalter des Gutes ſeitdem reiche Verkäufe und Betrügereien vorgenommen hatte. So hat Anton auch jetzt keine Ausſicht auf friedliche Tage.

„Jetzt iſt die Stunde gekommen, wo ich meinen Auftrag ausrichten ſoll," rief Karl und fuhr mit den Händen in das Stroh des Wagens. Er holte eine große Kapſel von lackirtem Blech hervor und trug ſie zu Anton hinunter. „Dies hat mir Fräulein Sabine für Sie mitgegeben." Vergnügt öffnete er den Deckel und präſentirte die Beſtandtheile eines reichlichen Frühſtücks, eine Flaſche Wein und einen ſilbernen Becher. Anton griff nach der Kapſel. „Sie hat eine ſehr ſchlaue Einrichtung," erklärte Karl, „Fräulein Sabine hat ſie ſo beſtellt." Anton betrachtete das Gefäß von allen Seiten und ſtellte es ſorgfältig auf ein weiches Grasbüſchel, dann ergriff er den Becher und ſah darauf ſeinen Namenszug gravirt und darunter die Worte: „Dein Wohl!" Darüber vergaß er das Frühſtück und ſeine Umgebung und ſtarrte nachdenkend auf das kleine Gefäß.

„Vergeſſen Sie das Frühſtück nicht, Herr Generalbevollmächtigter," erinnerte Karl.

„Setze dich zu mir, mein treuer Freund," ſagte Anton, „iß und trink mit mir. Deine höflichen Poſſen gewöhne dir ab; wir werden wenig haben, was wir aber erwerben, das wollen wir brüderlich mit einander theilen. Nimm die Flaſche, wenn du kein Glas haſt."

„Nichts über Leder," sagte Karl, ein kleines Trinkgefäß von braunem Leder aus der Tasche ziehend. „Und was Sie soeben zu mir gesagt haben, das war freundlich gemeint, und ich danke Ihnen dafür. Aber Subordination muß sein, schon wegen der andern Leute, und so wird der Herr Bevollmächtigte mir schon gütigst erlauben, daß ich Ihnen zuerst die Hand schüttele, und im Uebrigen Alles beim Alten bleibt. Sehen Sie nur die Pferde, Herr Anton, meiner Treu, die Racker fressen auch Disteln."

Wieder wurden die Pferde eingespannt, wieder warfen sie ihre kurzen Beine im Sande vorwärts, und wieder ging es fort in der kahlen Gegend. Zuerst durch eine leere Ebene, durch einen schlechten Kiefernwald, dann über eine Reihe von niedrigen Sandhügeln, die wie Dünen der öden Wasserfluth über den pflanzenarmen Boden hervorragten, dann auf schadhafter Brücke über einen kleinen Bach. „Hier ist das Gut," sagte der Kutscher sich umdrehend, und wies mit der Peitsche auf einen Haufen dunkeler Strohdächer, welcher gerade vor ihnen sichtbar wurde. Anton erhob sich von seinem Sitz und suchte die Baumgruppe, in welcher das Herrenhaus liegen konnte. Er sah nichts davon. Um das Dorf war Manches nicht zu finden, was auch die ärmlichsten Bauernhäuser seiner Heimath schmückte, kein Haufe von Obstbäumen hinter den Scheuern, kein umzäunter Garten, keine Linde auf dem Dorfplatz, einförmig und kahl standen die schmutzigen Hütten neben einander.

„Das ist traurig," seufzte er sich niedersetzend, „viel ärger, als man uns in Rosmin gesagt."

„Das Dorf sieht aus, wie verwünscht," rief Karl;

„die Geſpanne arbeiten nicht auf dem Felde, und weder Kühe noch Schafe ſind auf dem Stoppelland zu ſehen. Wahrſcheinlich haben die Leute hier Stallfütterung.“

Der Knecht ſchlug auf die Pferde, und in unregelmäßigem Galopp fuhren ſie zwiſchen zwei Reihen von Lehmhütten durch das Dorf und hielten vor der Schenke an. Karl ſprang vom Wagen, öffnete die Schenkſtube und rief den Wirth. Ein Jude erhob ſich langſam von ſeinem Sitz am Ofen und kam an die Hausthür. „Iſt der Gensdarm von Rosmin angekommen?“ frug Anton. — Er war in das Dorf gegangen. — „Wo iſt der Weg nach dem Hofe?“

Der Wirth, ein ältlicher Mann mit verſtändigem Geſicht, beſchrieb den Weg deutſch und polniſch und blieb an der Thür ſtehen, wie Karl behauptete, ganz außer ſich über den Anblick von zwei Menſchen. Der Wagen bog in einen Seitenweg ein, der auf beiden Seiten mit dicken Baumſtümpfen beſetzt war, den Ueberreſten einer gefällten Allee. Durch die Löcher des Weges, durch Schlammpfützen und über Steine raſſelte der Wagen vor einen Haufen von Lehmhütten, an denen noch die Reſte eines weißen Kalkmantels hingen. „Die Scheunen und Ställe ſind leer,“ rief Karl, „denn in den Dächern ſind Oeffnungen, groß genug, um mit unſerm Wagen hineinzufahren.“

Anton ſprach nichts mehr, er war gefaßt auf Alles. Durch eine Lücke zwiſchen den Ställen fuhren die Reiſenden in den Wirthſchaftshof, einen großen unregelmäßigen Platz, auf drei Seiten von ſchadhaften Gebäuden umgeben, die vierte offen gegen das Feld. Dort lag ein Haufe von Trümmern, Lehm und verfaulten Balken, die Ueberreſte einer

eingefallenen Scheuer. Der Hofraum war leer, von Ackergeräthen und menſchlicher Thätigkeit war nichts zu erblicken. „Wo iſt die Wohnung des Inſpectors?“ frug Anton betroffen. Der Kutſcher ſah ſich ſuchend um, endlich entſchied er ſich für ein kleines Parterregebäude mit einem Strohdache und unſaubern Fenſtern.

Bei dem Geräuſch des Wagens trat ein Mann auf die Thürſchwelle und wartete phlegmatiſch ab, bis die Reiſenden abgeſtiegen waren und dicht vor ihm ſtanden. Es war ein breitſchultriger Geſell mit einem aufgedunſenen Branntweingeſicht, in einer Jacke von zottigem Zeuge, hinter ihm ſteckte ein eben ſo zottiger Hund die Schnauze aus der Thür und knurrte die Fremden an. „Sind Sie der Inſpector dieſer Güter?“ frug Anton.

„Der bin ich,“ erwiederte der kurze Mann in gebrochenem Deutſch, ohne ſich von der Stelle zu rühren.

„Und ich bin der Bevollmächtigte des neuen Eigenthümers,“ ſagte Anton.

„Das geht mich Alles nichts an,“ grollte der zottige Mann in grobem Ton, drehte kurz um, ging in die Stube zurück und verriegelte die Thür von innen.

Anton war empört. „Schlag das Fenſter ein und hilf mir den Schurken feſtnehmen,“ rief er ſeinem Begleiter zu. Dieſer griff kaltblütig nach einem Stück Holz, ſchlug auf die Scheiben, daß der morſche Fenſterflügel klirrend in die Stube fiel, und ſprang mit einem Satz durch die Oeffnung hinein. Anton folgte. Das Zimmer war leer, die Kammer daneben auch, von dort führte ein offenes Fenſter in's Freie, der Mann war hinausgeſprungen. „Durch's Fenſter herein und wieder

hinaus, wie die Teufel," schrie Karl und sprang dem Flüchtling nach, Anton eilte zurück um das Haus herum. Er hörte Hundegebell und sah, wie Karl über den ungetreuen Haushalter herfiel und ihn unter dem wüthenden Gekläff des Hundes am Kragen faßte. Anton sprang zu Hülfe und hielt den Ausreißer fest, während Karl dem Hunde einen Fußtritt gab, daß dieser weit weg auf den Boden flog. Darauf brachten Beide den Inspector, welcher heftig um sich schlug, um die Ecke herum in das Haus zurück.

„Fahr' zur Schenke und hole den Gensdarm und den Wirth," rief Anton dem Kutscher zu, der unbekümmert um die Händel der Herren unterdeß das Gepäck der Reisenden vom Wagen abgeladen hatte. Der Knecht fuhr gemächlich ab, der Flüchtling wurde in die Stube geführt, Karl ergriff ein altes Tuch und band ihm die Hände auf den Rücken. „Entschuldigen Sie, Inspector," sagte er, „es ist nur auf einige Stunden, bis der Gensdarm aus Rosmin kommt, den wir bestellt haben." Unterdeß sah sich Anton in der Wohnung um; außer dem nothdürftigsten Hausrath und dem Bett des Mannes war nichts zu finden, weder Bücher noch Rechnungen. Es war kein Zweifel, auch die Wohnung war bereits ausgeräumt. Aus der Rocktasche des Gefangenen ragte ein Bündel Papiere, Anton zog sie dem Widerstrebenden heraus, es wnren Verhandlungen und Actenstücke in polnischer Sprache. Unterdeß kam der Knecht mit dem Schenkwirth und dem bewaffneten Polizeibeamten zurück. Der Wirth blieb verlegen an der Thür stehen, dem Gensdarm erklärte Anton kurz den Zusammenhang. „Machen Sie eine Eingabe an das Amt," sagte der Gensdarm, „und geben

Sie mir den Mann auf der Stelle mit. Er soll in Ihrem Wagen nach Rosmin fahren. Es wird am besten sein, wenn Sie sich den Menschen vom Halse schaffen, denn es ist eine schlechte Gegend hier, und er wird Ihnen zu Rosmin sicherer sein, als hier, wo er Freunde und Spießgesellen hat." Aus der Schenke wurde nach langem Suchen ein Bogen Papier herzugebracht. Anton schrieb die Anzeige nieder und legte auf das Ansuchen des Polizeibeamten, der die polnischen Schriftstücke kopfschüttelnd durchgesehen hatte, diese bei; der Gefangene wurde auf den Wagen gehoben, der Gensdarm setzte sich neben ihn und sagte vor der Abfahrt noch zu Anton: „Ich habe mir lange gedacht, daß so etwas kommen würde. Sie werden mich vielleicht noch öfter in diesen Tagen brauchen." So fuhr der Wagen aus dem Hofe, und so verlief die Uebernahme des Gutes durch Anton. Er war ausgesetzt, wie auf einer wüsten Insel. Seine Lederkoffer und Reisebedürfnisse standen im Freien an einer Lehmwand, der Schenkwirth des polnischen Dorfes war der einzige Mensch, der ihnen Auskunft geben konnte und Rath schaffen in der unbehaglichen Lage.

Jetzt, da der Inspector entfernt war, wurde der Wirth gesprächig, er zeigte guten Willen und erbot sich demüthig zu allen Diensten. Eine lange Unterredung begann. Das Resultat war ungefähr so, wie Anton nach den Warnungen des Justizcommissars Walther und der Beamten zu Rosmin gefürchtet hatte. Der abgeführte Verwalter hatte in den letzten Wochen noch nach Kräften gearbeitet, das Inventarium zu verwüsten; er war sicher geworden durch ein Gerücht, das aus der Stadt in die Dörfer gedrungen war, auch der

neue Besitzer werde die Güter nicht übernehmen. Endlich schloß Anton die Verhandlung mit den Worten: „Was jener schlechte Mann veruntreut hat, darüber wird er Rechenschaft ablegen; unsere nächste Sorge ist, festzuhalten, was auf den Gütern noch vorhanden ist. Ihr müßt heut unsern Führer machen."

So durchsuchten sie den menschenleeren Hofraum. — Vier Pferde mit zwei Knechten — sie waren in das Holz gefahren — wenige schadhafte Pflüge, ein Paar Eggen, zwei Leiterwagen, eine Britschka, ein Keller mit Kartoffeln, einige Wispel Hafer, wenig Stroh — die Aufzeichnung nahm keinen großen Raum in Anspruch; die Gebäude waren sämmtlich schadhaft, nicht durch hohes Alter, sondern durch die Gleichgültigkeit der Menschen, welche das Eindringen der Elemente seit Jahren nicht verhindert hatten.

„Wo steht das Wohnhaus?" frug Anton. Der Wirth führte aus dem Hofraum auf den Anger, eine weite Fläche, welche allmählig zu dem Ufer des Baches abfiel. Es war eine große Viehtrift. Die Rinder und Schafe hatten Löcher ausgetreten, die Rüssel begehrlicher Schweine hatten den Boden aufgewühlt, graue Maulwurfshügel und üppige Grasbüschel erhoben sich auf dem Grund. Der Wirth streckte die Hand aus: „Dort ist das Schloß. Dies Schloß ist berühmt in der ganzen Umgegend," fügte er mit Bewunderung hinzu, „ein solches steinernes Haus hat kein Edelmann im Kreise. Die Herren im Lande wohnen hier alle in Lehm und Holz. Auch der reichste, der von Tarow, hat nur ein niedriges Haus."

Etwa dreihundert Schritt von der letzten Scheuer erhob

ſich ein mächtiger Bau von rohen Backſteinen, mit ſchwarzem Schieferdach und einem dicken runden Thurm. Das finſtere Mauerwerk auf dem Weideland ohne Bäume, ohne eine Spur von Leben, ſtand unter dem grauen Wolkenhimmel wie eine geſpenſtige Feſtung, welche ein häßlicher Geiſt aus den Tiefen der Erde gehoben hat, um von ihr aus das grüne Leben der Landſchaft zu vernichten.

Die Männer traten näher heran. Das Schloß war zur Ruine geworden, bevor die erbauenden Handwerker ihre Arbeit vollendet hatten. Seit uralter Zeit hatte an dieſer Stelle der unförmliche Thurm geſtanden, er war aus großen Feldſteinen gemauert, mit kleinen Fenſtern und Zuglöchern. Die alten Herren der Landſchaft hatten von ſeiner Höhe auf die Wipfel der Bäume geſehen, welche damals wohl noch weiter in die Ebene hineinreichten; ſie hatten von dort aus als ſtrenge Herren mit den Leibeigenen geſchaltet, die vor ihren Füßen das Land bauten und für ſie arbeiteten und ſtarben. Mancher Sarmatenpfeil war durch die kleinen Fenſter auf den anſprengenden Feind herabgeflogen, und manches anſtürmende Tartarenpferd war zurückgeprallt vor der feindlichen Steinmauer. An dieſen grauen Thurm hatte vor vielen Jahren ein Despot der Landſchaft zur Buße für begangene Sünden die Mauern eines Kloſters aufgerichtet. Aber das Kloſter war niemals fertig geworden, und lange hatten die Mauern zwecklos dageſtanden, bis der verſtorbene Graf ſie zu einem Herrenhaus für ſein Geſchlecht ausbaute. Er wollte einen Prachtbau aufführen, wie die Umgegend keinen anderen kannte.

Die Front des Hauſes war ſo an den Thurm gemauert, daß er in ihrer Mitte ſtand, und aus der geraden Linie im

Halbkreis vorsprang, zwei Flügel des neuen Baues gingen auf den Bach hin. Es war die Absicht gewesen, eine hohe Rampe vor dem Schloß aufzuführen, der Haupteingang war in den Thurm eingeschlagen und ausgewölbt worden, aber die Rampe war nicht aufgeschüttet, und die steinerne Schwelle der Hausthür lag weit über Manneshöhe in der Thurmmauer, ohne Leiter nicht zu betreten. Keine Thür verschloß die große Oeffnung. Die Fensterlöcher des untern Stocks wiesen noch die rohe Mauer, sie waren mit Bretern nothdürftig verschlagen, im obern Stock waren einzelne Fenster mit künstlichen Rahmen von gedrehtem Holz verziert, und große Scheiben hatte man eingefugt, aber wieder zerschlagen. In andern Fensterlöchern hingen Rothrahmen aus rohem Kieferholz mit kleinen trüben Glasaugen. Auf der Zinne des Thurms saß eine Gesellschaft Dohlen und blickte verwundert herab auf die fremden Männer, zuweilen flog eine mit lautem Schrei auf und ließ sich an einer andern Stelle des Daches nieder, um wieder auf die Unwillkommenen herabzustarren.

„Ein Haus für Krähen und Fledermäuse, aber nicht für Menschen," rief Anton; „noch sehe ich keinen Zugang zu diesem Räuberschloß." Der Wirth führte um das Gebäude herum. Auf der hintern Seite, wo zwei Flügel die Form eines Hufeisens bildeten, waren niedrige Eingänge zum Erdgeschoß und den Kellern, dort unten waren Ställe, große gewölbte Kochräume und kleine Zellen für die unfreien Diener. Von dem Anger aber lief eine Holztreppe hinauf in das untere Stockwerk. Knarrend bewegte sich die Thür in ihren Angeln, ein schmaler Gang führte durch den Seitenflügel in die Räume des Vorderhauses. Dort war Alles in großen

Verhältniſſen angelegt und auf eine reiche Ausſtattung berechnet. Die runde Vorhalle, ein Gewölbe des alten Thurms, war mit bunten Marmorſtücken moſaikartig gepflaſtert, aus ihr ſah man durch die große Thüröffnung hinaus in das Freie. Eine breite Treppe, wie für ein Königsſchloß, führte in den obern Stock. Hier wölbte ſich eine zweite runde Halle mit kleinen Fenſterlöchern, das zweite Stockwerk des Thurms. Zu ihren beiden Seiten lag die Reihe der Zimmer. Ueberall hohe wüſte Räume, ſchwere eichene Flügelthüren und ſchmutzige Kalkwände; die Decken waren aus dicken Fichtenſtämmen gezimmert, die im Schachbret in einander gefügt waren, in einigen Stuben ſtanden ungeheure grüne Kachelöfen, in andern fehlten die Oefen ganz, in einigen war der Fußboden kunſtvolles Täfelwerk, in andern knorrige Kieferbreter; ein großer Saal mit zwei rieſigen Kaminen für Klafterſcheite hatte eine Rothdecke von alten Latten. Das Schloß war angelegt für einen wilden aſiatiſchen Hofhalt, für Tapeten von Leder und Seide aus Frankreich, für koſtbare Holzbekleidung aus England, für maſſives Silbergeräth aus deutſchen Bergwerken, für einen ſtolzen Herrn, für zahlreiche Gäſte und für eine Schaar leibeigener Knechte, welche die Hallen und Vorzimmer anfüllen ſollten. Der Erbauer des Schloſſes hatte an das reichliche Leben ſeiner wilden Ahnherren gedacht, als er den Bau aufführen ließ, er hatte dafür Hunderte von Stämmen aus ſeinem Walde niedergeſchlagen, und ſeine Leibeigenen hatten mit ihren Beinen und Händen viele Tauſend Ziegel geknetet, aber die Zeit, die unerbittliche, hatte ihren Finger aufgehoben gegen ſeine Pläne, und nichts war lebendig geworden, was er gehofft

hatte. Er ſelbſt war verdorben und geſtorben während des Baues, und ſein Sohn, ein Kind der Fremde, hatte den Untergang ſeines Erbes, ſo ſehr als einem Unſinnigen möglich, im fernen Lande beeilt. Jetzt ſtanden die Mauern des Slavenſchloſſes mit geöffneten Thüren und Fenſtern, aber kein Gaſtfreund ſprach im Eintreten dem Hauſe ſeinen Glückwunſch, nur wildes Geflügel flog aus und ein, und der Marder ſchlich neugierig über die Balkenlage. Nutzlos und häßlich ſtanden die Mauern, ſie drohten zu zerbröckeln und zu zerfallen wie das Geſchlecht, das hier gehauſt hatte.

Anton ging mit ſchnellen Schritten aus einem Zimmer in das andere, vergebens hoffte er einen Raum zu finden, in dem er ſich die beiden Frauen denken konnte, welche auf dieſe Wohnung wie auf ein letztes Aſyl hofften. Er öffnete alle Thüren, er ſtieg über die kniſternden Treppen in die Höhe und wieder herunter, er ſtörte die Vögel auf, welche durch die Oeffnungen eingedrungen waren und noch an den Neſtern des letzten Sommers hingen, aber er fand nichts, als unwohnliche Räume mit ſchmutzigen Kalkwänden oder rohen Mauern, überall Zugluft, klaffende Thüren, verblindete Fenſter. In dem großen Saale war etwas Hafer aufgeſchüttet; einige Zimmer des Oberſtocks mochten früher zum nothdürftigen Aufenthalt für Menſchen gedient haben, ſchlechte Stühle und ein roher Tiſch war Alles, was ſich von Möbeln vorfand.

Endlich betrat Anton die verfallene Treppe des Thurmes und ſtieg auf die Plattform. Dort ſah er über den Mauerrand in die Tiefe und hinaus in die Ebene. Zu ſeiner linken Seite ſank die Sonne hinter grauen Wolkenmaſſen hinab in

den dunkeln Schatten der Nadelwälder, zur rechten Seite lag das unregelmäßige Viereck des Wirthſchaftshofes, dahinter an der Landſtraße die unſchönen Hütten des Dorfes, in ſeinem Rücken der Bach, der von der untergehenden Sonne her nach dem Dorfe zu floß und an ſeinen Ufern einen Streifen Wieſenland zeigte. Um die Wieſen und den Anger lagen die Ackerſtücke wie in todter Ruhe, ein unreines Grün war auf den meiſten aufgeſchoſſen, nur wenige zeigten die braunen Schollen, die Zeichen neuer Cultur. Auf dem Ackerboden erhoben ſich hier und da wilde Birnbäume, die Freude des polniſchen Landmanns, ſtarke Stämme mit einer mächtigen Krone; unter jedem war eine Inſel von Gras- und Pflanzenbüſcheln, buntgefärbt durch das abgefallene Laub. Die wilden Bäume allein, die Wohnungen zahlloſer Vögel, unterbrachen die einförmige Fläche, ſie und am Rande des Geſichtskreiſes der dunkle Wald. Denn hinter Wieſe und Feld und hinter dem gelben Sande umſchloß einförmiges Nadelholz die Ausſicht. Der Himmel grau, der Boden mißfarbig, die Bäume und Sträucher am Bach ohne Grün, und der Wald mit ſeinen Vorſprüngen und Buchten einem Walle gleich, welcher dieſen Erdfleck abſchied von allen Menſchen, von aller Bildung, von jeder Freude und Schönheit des Lebens.

Antons Herz wurde ſchwer. „Arme Lenore, Ihr armen Leute!“ ſeufzte er laut und faltete traurig die Hände. „Es ſieht hier abſcheulich aus, aber das läßt ſich beſſern. Wer Geld und Geſchmack hat, der Menſch kann Alles. Man kann dies Haus ausbauen und ſchmücken, ohne ungewöhnliche Koſten, Vorhänge, Teppiche, einige hundert Fuß Goldeiſten, der Tapezierer und Maler würden es in ein ſtattliches

Schloß verwandeln. Leicht wäre der Anger geebnet, mit feinem Gras beſäet, einige Blumenbeete von leuchtenden Farben hineingeſetzt, dahinter eine Anzahl Büſche gepflanzt, die Hütten des Dorfes durch Baumlaub verſteckt. Und käme dann zu Haus und Park das Gefühl der Kraft und Thätigkeit, dann könnte auch dieſe Landſchaft, die troſtloſeſte und ödeſte, ein heiteres Bild werden. Es iſt nichts dazu nöthig, als Capital, Menſchenkraft und ein geordneter Sinn. Wie aber will der Freiherr dieſe Güter finden? Die behagliche Einrichtung dieſes Hauſes ſollte die Blüthe eines thätigen und erfolgreichen Lebens ſein, und das Leben des Hausherrn iſt zerbrochen, ſie kann mit Verſtand nur geſchehen aus den Ueberſchüſſen, welche dieſes Gut ſeinem Herrn bereitwillig gewährt, und Tauſende von Thalern werden nöthig ſein, um in dieſer Unordnung die Anfänge eines neuen Lebens zu ſchaffen, und Jahre werden vergehen, bevor der Boden mehr trägt, als die Wirthſchaftskoſten oder dürftige Intereſſen des angelegten Capitals."

Unterdeß betrachtete Karl zwei Zimmer des Oberſtocks mit Kennerblicken. „Dieſe beiden gefallen mir vor allen andern," ſagte er zu dem Wirth. „Sie haben gekalkte Wände, ſie haben Fußböden, ſie haben Oefen, ja ſie haben ſogar Fenſter. Zwar ſind die Scheiben ſchadhaft, aber bis der Glaſer kommt, iſt dickes Papier nicht zu verachten. Hier richten wir uns ein. Könnt Ihr mir etwas holen, was mit Beſen und Scheuerlappen umzugehen weiß? Gut, Ihr könnt's; und hört, ſucht einige Bogen Papier zurecht, einen Leimtiegel führe ich mit mir. Wir wollen auf der Stelle Holz holen, dann will ich einheizen, Leim kochen, Papierfenſter einſetzen

und Ritze verkleben. Vor Allem aber helft mir unser Gepäck vom Hofe herschaffen. Rasch vorwärts!"

Er riß durch seinen Eifer den Wirth fort, das Gepäck wurde in die Stube getragen, Karl packte eine Kiste mit allerlei Handwerkzeug aus, und der Wirth lief nach der Schenke, seine Magd zu rufen.

Unterdeß trabten auf der Landstraße einige Reiter dem Hofe zu, stattliche Männer in Herrentracht; sie hielten vor der Wohnung des Beamten. Einer von ihnen stieg ab und pochte heftig an die verschlossene Thür. Anton rief seinen Gefährten, Karl eilte über den Anger den Fremden entgegen. Die Reiter galoppirten heran. „Guten Tag," rief der eine in sorgfältigem Deutsch, „ist der Inspector zu Haus?"

„Wo ist der Oekonom? wo ist Bratzky?" riefen die Andern, ungeduldig wie ihre flüchtigen Pferde.

„Wenn Sie den frühern Inspector dieses Gutes meinen," erwiederte Karl trocken, „so wird er Ihnen nicht entlaufen, obgleich Sie ihn hier nicht vorfinden."

„Was soll das?" frug der erste Reiter und ritt näher an Karl heran. „Ich ersuche Sie um Auskunft."

„Wollen Sie Herrn Bratzky sprechen, so müssen Sie sich nach der Stadt bemühen, er sitzt im Stock."

Die Pferde bäumten, die Reiter drängten sich näher an Karl heran, lebhafte Ausrufe in polnischer Sprache flogen von allen Lippen. „Im Stock? Weshalb?"

„Fragen Sie meinen Herrn," erwiederte Karl und wies auf die Thür des Thurms, in welche Anton getreten war.

„Habe ich das Vergnügen, den neuen Eigenthümer des Gutes vor mir zu sehen?" frug der Reiter sich dem Thurm

nähernd hinauf und lüftete seinen Hut. Anton sah erstaunt auf den Fremden herunter, Stimme und Gesicht erinnerten ihn an einen Herrn mit weißen Glacéhandschuhen, der in kritischer Zeit einen unangenehmen Eifer gezeigt hatte, Standrecht über Anton zu halten. „Ich bin der Geschäftsführer des Freiherrn von Rothsattel," entgegnete er. Das Pferd des Reiters that zwei Sprünge zurück, der Reiter wandte sich schnell ab und sprach einige Worte zu seinen Begleitern. Darauf rief ein älterer Mann mit einem schlauen Fuchsgesicht: „Wir wollen in einer Privatangelegenheit den bisherigen Inspector des Gutes sprechen. Wir erfahren, daß derselbe in Haft ist, und bitten Sie, uns zu sagen, weßhalb."

„Er hat sich durch die Flucht der Uebergabe der Güter an mich entziehen wollen. Es ist Verdacht, daß er unredlich gehandelt hat."

„Sind seine Sachen mit Beschlag belegt?" frug der Reiter wieder hinauf.

„Weßhalb thun Sie diese Frage?" frug Anton zurück.

„Um Vergebung," entgegnete der Andere, „der Mann hatte durch Zufall Acten, welche mir gehören, in seiner Wohnung, es könnte mich in Verlegenheit setzen, wenn mir die Disposition darüber entzogen würde."

„Seine Effecten sind mit ihm nach der Stadt geschafft worden," erwiederte Anton. Wieder fuhren die Pferde der Reiter durcheinander, eine leise Unterredung entstand, dann stoben die Fremden mit kurzem Gruß in gestrecktem Galopp zurück nach dem Dorfe, dort hielten sie einen Augenblick vor der Schenke und verschwanden endlich auf dem Fahrweg hinter dem Walde.

„Was wollten die, Herr Wohlfart?“ frug Karl. „Das war ein Beſuch im Sturmwind.“

„Ja wohl,“ erwiederte Anton, „auch ich habe Grund, ihn für auffallend zu halten. Wenn ich nicht irre, habe ich einen der Herren bereits in ganz anderer Umgebung geſehen. Wahrſcheinlich hat dieſer Herr Bratzky ſich Freunde zu erwerben gewußt durch ungerechten Mammon.“

Der Abend hüllte Schloß und Wald in ſeine grauen Decken. Die Knechte kehrten mit den Pferden aus dem Walde zurück, Karl führte ſie vor Antons Augen, hielt ihnen in polniſcher Sprache eine kurze Rede und nahm ſie für den neuen Herrn in Pflicht. Dann kam noch der Wirth zum Rechten ſehen, er brachte Waſſer und eine Tracht Holz und ſagte zu Anton: „Ich bitte den gnädigen Herrn, vorſichtig zu ſein in der Nacht, die Bauern ſitzen in der Schenke und raiſonniren über Ihre Ankunft, es ſind ſchlechte Leute darunter; ich traue nicht, daß nicht einer zur Nacht einen Schwefelfaden in das Stroh ſteckt und Ihnen den Hof abbrennt.“

„Ich traue, es thut's keiner,“ entgegnete Karl, einen neuen Holzblock in den Ofen werfend. „Es bläſt ein hübſcher Wind gerade auf das Dorf zu. 'S wird Niemand ein Narr ſein und ſich ſelbſt die volle Scheuer in Brand ſtecken. Wir wollen dafür ſorgen, daß derſelbe Weſtwind von heut ab immer weht, ſo lange wir hier ſind. Sagt das Euren Leuten. — Habt Ihr mir die beiden Kartoffeln mitgebracht?“

Anton beſtellte den Wirth zum nächſten Morgen, und die beiden Gefährten waren allein in dem öden Hauſe.

„Auf das Anlegen dürfen Sie nichts geben, Herr Anton,“ fuhr Karl fort, „es iſt überall in der Welt die Unart

betrunkener Schlingel, mit Feuer zu drohen. — Und zuletzt — mit Respect zu sagen — wär's auch noch kein großer Schade. — Jetzt, Herr Anton, sind wir unter uns, jetzt sieht man so wenig als möglich von dieser polnischen Wirthschaft, jetzt fängt's an und wird gemüthlich."

„Du hast Recht," sagte Anton und schob sich einen Schemel zum Ofen.

In den grünen Kacheln knisterte das Holz, und der rothe Schein der Flamme versuchte auf dem Fußboden einen feurigen Teppich zu malen und streifige Lichter und Schatten durch die ganze Stube zu ziehen.

„Die Wärme thut wohl," sagte Anton, „aber riechst du keinen Rauch?"

„Natürlich," erwiederte Karl, welcher vor dem Ofenloch mit seinem Messer runde Löcher in die Kartoffeln bohrte. „Gerade die besten Oefen rauchen im Anfange des Winters am kräftigsten, bis sie sich wieder an ihre Arbeit gewöhnen. Und vollends dieser grüne Dickkopf hier hat vielleicht seit einem Menschenalter kein Feuer gesehen; es ist in der Ordnung, daß er nicht sogleich in Zug kommt. Bitte, schneiden Sie ein Stück Brod ab und streichen Sie hier den Ritz zu, ich verfertige unsere Leuchter." Er holte ein großes Packet Lichte hervor, schnitt die halbe untere Rundung der Kartoffeln ab, steckte in jede ein Licht und stellte sie als Leuchter auf den Tisch, dann setzte er die Blechbüchse auf. „Die ist unerschöpflich," sagte er, „sie hält noch morgen Mittag vor."

„Gewiß," stimmte Anton vergnügt bei. „Ich habe einen merkwürdigen Appetit. Und jetzt laß uns überlegen, wie wir unsere Wirthschaft einrichten. Was wir von Hausrath nicht

entbehren können, holen wir aus der Stadt, ich will sogleich ein Verzeichniß machen. Das eine Licht löschen wir wieder aus, wir müssen sparen."

So verging der Abend unter guten Plänen, Karl machte die Entdeckung, daß er aus Kisten und Bretern einen Theil der Möbel in wenig Stunden zusammenschlagen konnte. Und lustig klang zuweilen das Lachen der Genossen in den Wänden des Despotenhauses wieder. Endlich rieth Anton, zu Bett zu gehen. Sie schüttelten ihr Lager aus Stroh und Heu zurecht, schnallten die Mantelsäcke auf und holten ihre Matratzenstücke und Decken hervor. Karl befestigte ein Schraubenschloß aus seinem Kasten an der Stubenthür, untersuchte die Ladung des Karabiners, ergriff seine Kartoffel und sagte salutirend: „Wann befehlen der Herr Generalbevollmächtigte morgen geweckt zu werden?"

„Du guter Junge," rief Anton, die Hand von seinem Lager nach ihm ausstreckend.

So ging Karl in das Nebenzimmer, das er für sich ausgesucht hatte. Kurz darauf verlöschten die beiden Lichter, der erste Schimmer des Lebens, welcher in dem verlassenen Hause wieder aufgeglüht war. In dem Ofen knackten noch lange die kleinen Kobolde des Hauses über dem neuen Feuer, sie summten in dem Rauchfang, sie klopften an Thüren und Fenster, erstaunt über das Treiben der fremden Männer. Endlich fuhren sie zusammen in eine Ecke des alten Thurmes und fingen an, sich zu streiten, ob die Flamme, die heut Abend angezündet war, von jetzt ab fortbrennen würde, und ob aus den Fenstern von jetzt ab alle Tage ein fröhliches Licht hinausfallen würde auf den Anger, die Felder, den Wald.

Und während ſie zweifelten, ob das Neue ſtark genug ſei, ſich zu erhalten, trieb der Rauch die Fledermäuſe aus ihrer Wohnung im Schornſtein, daß ſie ſchlaftrunken um die Zinnen des Thurms flatterten; und die Käuze im Mauerritz ſchüttelten ihren dicken Kopf und ſtöhnten über die neue Zeit.

2.

Wer immer in den gebahnten Wegen des Lebens fortgegangen iſt, begrenzt durch das Geſetz, beſtimmt durch Ordnung, Sitte und Form, welche in ſeiner Heimath als tauſendjährige Gewohnheit von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt ſind, und wer plötzlich als Einzelner unter Fremde geworfen wird, wo das Geſetz ſeine Rechte nur unvollkommen zu ſchützen vermag, und wo er durch eigene Kraft die Berechtigung zu leben ſich alle Tage erkämpfen muß, der erſt erkennt den Segen der heiligen Kreiſe, welche um jeden einzelnen Menſchen Tauſende der Mitlebenden bilden, die Familie, ſeine Arbeitsgenoſſen, ſein Volksſtamm, ſein Staat. Ob er in der Fremde verliere oder gewinne, er wird ein Anderer. Iſt er ein Schwächling, ſo wird er die eigene Art den fremden Gewalten opfern, in deren Bannkreis er getreten iſt. Hat er Stoff zu einem Manne, jetzt wird er einer. Doppelt theuer werden ſeiner Seele die Güter, in deren Beſitz er aufgewachſen war, vielleicht auch die Vorurtheile, die an ſeinem Leben hingen; und Manches, was er ſonſt gleichgültig angeſehen hatte, wie Luft und Sonnenſchein, das wird jetzt ſein höchſtes Gut. Erſt im Auslande lernt man den Reiz des Heimathdialekts genießen, erſt in der Fremde erkennt man, was das Vaterland iſt.

Auch Anton ſollte erproben, was er beſaß und was ihm noch fehlte.

Am nächsten Morgen begann die Besichtigung der Bodenfläche. Die Besitzung bestand aus dem Hauptgut und drei Vorwerken, nur die Hälfte des Bodens stand unter der Pflugschar, ein kleiner Theil lag in Wiesen, fast die Hälfte war Wald und an dem Saume desselben nackter Sand. Schloß und Dorf lagen ungefähr in der Mitte der großen Lichtung, zwei Vorwerke an den entgegengesetzten Enden gegen Morgen und Abend, beide durch Vorsprünge des Waldes versteckt. Das dritte Vorwerk im Süden war durch den Wald ganz von dem Gute getrennt, es lehnte sich an ein anderes polnisches Dorf, hatte einen eigenen Wirthschaftshof und wurde seit alter Zeit als getrenntes Gut bearbeitet. Es umfaßte über den vierten Theil der Bodenfläche, hatte eine Brennerei und war seit einigen Jahren in Pacht des Branntweinbrenners, eines wohlhabenden Mannes. Der Contract des Pächters war durch Ehrenthal auf einige Jahre verlängert worden, der Pachtzins war niedrig und mehr zum Vortheil des Arrendators als der Gutsherrschaft festgesetzt. Doch war dies Pachtverhältniß gegenwärtig ein Glück für das Gut, weil es von einem Theil desselben Einkünfte gewährte. Der verwüstete Wald stand unter einem Förster.

Der erste Gang durch die Flur des Hauptgutes war so unerfreulich als möglich; die Felder waren für die Winterfrucht fast ohne Ausnahme nicht bestellt, und wo ein kleiner Theil die Spuren der Pflugschar zeigte, da war sie durch die Bewohner des Dorfes hingetragen worden, welche das herrenlose Gut als ihre Beute betrachteten und die fremden Ansiedler mürrisch und mit verhaltenem Grimme anstarrten. Seit Jahren hatten sie keine Hand- und Spanndienste geleistet,

und der Schulz, den Anton herbeirufen ließ, erklärte trotzig, die Gemeinde werde sich nicht gefallen lassen, daß die alte Zeit wiederkehre. Er gab vor, kein Wort Deutsch zu verstehen, auch Karls Beredtsamkeit vermochte nur unbehülfliche Reden aus ihm herauszubringen. Der Ackerboden selbst, vernachlässigt und durch Unkräuter entstellt, war in vielen Feldstücken besser, als Anton erwartet hatte, und der Schenkwirth rühmte seine Erträge; nur in der Nähe des Waldes erwies er sich als dürftig, auf manchen Stücken gar nicht für Fruchtbau geeignet.

„Das wird ein ernster Tag," sagte Anton, seine Brieftasche einsteckend. „Laß die Britschka anspannen, wir fahren zu den Kühen."

Das Vorwerk, auf welchem das Rindvieh einquartiert war, lag gegen Abend, eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt. Ein erbärmlicher Stall, daran die Wohnung eines Knechtes, das war Alles. Die Rinderheerde und zwei Paar Zugochsen waren dem Großknecht übergeben, er hauste dort mit seiner Frau und einem schwachsinnigen Hirten. Die Leute verstanden nur wenig Deutsch und flößten kein Zutrauen ein; die Frau war eine unsaubere Dame ohne Schuhe und Strümpfe, deren Milchschüsseln die reinigende Macht des Wassers wohl selten erfahren hatten. Der Knecht und zuweilen der Hirt pflügten mit den Ochsen, wo ihnen gerade gut schien, die Heerde weidete auf den ungebauten Aeckern um das Vorwerk. „Hier ist Arbeit für dich," sagte Anton, „untersuche die Heerde und was du etwa von Winterfutter findest. Ich notire die Gebäude und das Geräth." Karl berichtete: „Vier und zwanzig Milchkühe, halb soviel Jung-

vieh und ein alter Stier; höchſtens ein Dutzend Kühe ſind brauchbar, die andern unnütze Grasfreſſer. Das Ganze iſt ſchlechte Race; es ſind früher einmal fremde Kühe, wahrſcheinlich ſchweizer, hierhergeſchafft worden, und ein Zuchtſtier, der für den hieſigen Schlag viel zu groß war, ſo ſind häßliche Miſchlinge entſtanden. Die beſten Stücke ſind offenbar ausgetauſcht, denn einiges elende Landvieh läuft in der Heerde, das ſich apart zuſammenhält, es kann noch nicht lange bei den andern ſein. Von Futter iſt etwas Heu für den Winter, und einige Schock Haferſtroh da, Streu fehlt ganz."

„Die Gebäude ſind troſtlos," rief Anton. „Fahr', Kutſcher, nach der Brennerei. — Ich habe den Pachtvertrag genau durchgeſehen und bin dort noch am beſten orientirt."

Der Wagen rollte auf einer ſchlechten Brücke über den Bach, dann über Aecker und über eine kahle Sandfläche, ſpärlich mit Wolfsmilch und Sandgras bewachſen, in deren Wurzeln zuweilen das Samenkorn einer Kiefer gekeimt hatte und als krummer Strauch ſeine Aeſte über den Sand legte. Darauf kam der Wald, Büſche und Stangenholz mit weiten Zwiſchenräumen, zwiſchen denen der nackte Sand zu Tage lag, überall Wurzelſtöcke der geſchlagenen Bäume, mit Flechten und Büſcheln Haidekraut umwachſen. Schritt um Schritt wateten die Pferde durch den lockern Sand, keiner der beiden Gefährten ſprach, ungeduldig haftete ihr Blick auf jedem Baum, den ein günſtiger Zufall höher und breiter geformt hatte als die dürftigen Nachbarn.

Endlich erweiterte ſich die Ausſicht, noch ein Dutzend Kieferbäume am Wege, und wieder lag eine Ebene vor den Reiſenden, eben ſo einförmig, eben ſo mit Wald eingefaßt,

und Ritze verkleben. Vor Allem aber helft mir unser Gepäck vom Hofe herschaffen. Rasch vorwärts!"

Er riß durch seinen Eifer den Wirth fort, das Gepäck wurde in die Stube getragen, Karl packte eine Kiste mit allerlei Handwerkzeug aus, und der Wirth lief nach der Schenke, seine Magd zu rufen.

Unterdeß trabten auf der Landstraße einige Reiter dem Hofe zu, stattliche Männer in Herrentracht; sie hielten vor der Wohnung des Beamten. Einer von ihnen stieg ab und pochte heftig an die verschlossene Thür. Anton rief seinen Gefährten, Karl eilte über den Anger den Fremden entgegen. Die Reiter galoppirten heran. „Guten Tag," rief der eine in sorgfältigem Deutsch, „ist der Inspector zu Haus?"

„Wo ist der Oekonom? wo ist Bratzky?" riefen die Andern, ungeduldig wie ihre flüchtigen Pferde.

„Wenn Sie den frühern Inspector dieses Gutes meinen," erwiederte Karl trocken, „so wird er Ihnen nicht entlaufen, obgleich Sie ihn hier nicht vorfinden."

„Was soll das?" frug der erste Reiter und ritt näher an Karl heran. „Ich ersuche Sie um Auskunft."

„Wollen Sie Herrn Bratzky sprechen, so müssen Sie sich nach der Stadt bemühen, er sitzt im Stock."

Die Pferde bäumten, die Reiter drängten sich näher an Karl heran, lebhafte Ausrufe in polnischer Sprache flogen von allen Lippen. „Im Stock? Weshalb?"

„Fragen Sie meinen Herrn," erwiederte Karl und wies auf die Thür des Thurms, in welche Anton getreten war.

„Habe ich das Vergnügen, den neuen Eigenthümer des Gutes vor mir zu sehen?" frug der Reiter sich dem Thurm

nähernd hinauf und lüftete seinen Hut. Anton sah erstaunt auf den Fremden herunter, Stimme und Gesicht erinnerten ihn an einen Herrn mit weißen Glacéhandschuhen, der in kritischer Zeit einen unangenehmen Eifer gezeigt hatte, Standrecht über Anton zu halten. „Ich bin der Geschäftsführer des Freiherrn von Rothsattel," entgegnete er. Das Pferd des Reiters that zwei Sprünge zurück, der Reiter wandte sich schnell ab und sprach einige Worte zu seinen Begleitern. Darauf rief ein älterer Mann mit einem schlauen Fuchsgesicht: „Wir wollen in einer Privatangelegenheit den bisherigen Inspector des Gutes sprechen. Wir erfahren, daß derselbe in Haft ist, und bitten Sie, uns zu sagen, weßhalb."

„Er hat sich durch die Flucht der Uebergabe der Güter an mich entziehen wollen. Es ist Verdacht, daß er unredlich gehandelt hat."

„Sind seine Sachen mit Beschlag belegt?" frug der Reiter wieder hinauf.

„Weßhalb thun Sie diese Frage?" frug Anton zurück.

„Um Vergebung," entgegnete der Andere, „der Mann hatte durch Zufall Acten, welche mir gehören, in seiner Wohnung, es könnte mich in Verlegenheit setzen, wenn mir die Disposition darüber entzogen würde."

„Seine Effecten sind mit ihm nach der Stadt geschafft worden," erwiederte Anton. Wieder fuhren die Pferde der Reiter durcheinander, eine leise Unterredung entstand, dann stoben die Fremden mit kurzem Gruß in gestrecktem Galopp zurück nach dem Dorfe, dort hielten sie einen Augenblick vor der Schenke und verschwanden endlich auf dem Fahrweg hinter dem Walde.

Der Pächter sah einige Augenblicke verdutzt in das entschlossene Gesicht Antons und sagte endlich: „Wenn Sie durchaus darauf bestehen, — es war nicht so böse gemeint.“ Unwillkürlich rückte er an der Mütze und ging voran in den Hof. Anton folgte und zog wieder seine Schreibtafel heraus. Die Besichtigung begann. Nr. 1. Wohnhaus, das Dach defect. — Nr. 2. Kuhstall, ein Fach der Lehmwand ausgefallen, u. s. w. — So ging es lange fort in unerquicklichem Betrachten und Hadern. Das geschäftsmäßige Wesen Antons und die kriegerische Haltung seines Begleiters übten zuletzt ihre Wirkung auf den Pächter, er wurde kleinlauter und murmelte sogar einige Entschuldigungen.

Als Anton den Wagen heranwinkte, sagte er dem Mann: „Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit, die bemerkten Uebelstände zu beseitigen. Nach dieser Frist komme ich wieder.“ Und vom Wagen aus rief Karl dem plumpen Manne zu: „Wollten Sie vielleicht die Güte haben, jetzt Ihre Mütze abzunehmen, wie ich thue, dies ist der passende Augenblick. — So ist's recht, mit der Zeit werden Sie das Ding schon lernen. Vorwärts, Kutscher! — Wenn Sie wiederkommen,“ sagte er zu Anton, „wird der Mann sein, wie ein Ohrwurm, der aus einer Pflaume kriecht. Er ist dick geworden auf dem Vorwerk.“

„Und das Hauptgut ist schlechter geworden durch ihn,“ sagte Anton. — „Nach dem neuen Vorwerk!“

Ein dürftiges Wohnhaus, auf der einen Seite der lange Schafstall, auf der andern der Pferdestall und die Scheuer.

„Es ist merkwürdig," sagte Karl, aus der Ferne auf die Gebäude sehend, „dieses Dach hat keine Löcher; dort in der Ecke ist ein Viereck von neuem Stroh eingesetzt. Bei Gott, das Dach ist ausgebessert."

„Hier ist die letzte Hoffnung," erwiederte Anton.

Als der Wagen vorfuhr, zeigte sich der Kopf einer jungen Frau am Fenster, neben ihr ein blondhaariger Kinderkopf, beide fuhren schnell zurück.

„Dies Vorwerk ist das Juwel des Gutes," rief Karl und sprang über den Rand der Britschka herunter. „Hier sind deutliche Spuren einer Düngerstätte. Dort läuft ein Hahn und die Henne hinterdrein, alle Wetter, ein regulärer Hahn mit einem Sichelschwanz. Und hier steht ein Myrtenstock am Fenster. Hurrah! hier ist eine Hausfrau, hier ist Vaterland, hier sind Deutsche."

Die Frau trat aus dem Hause, eine saubere Gestalt, gefolgt von dem krausköpfigen Knaben, der beim Anblick der Fremden schleunigst seine Finger in den Mund steckte und sich hinter der Schürze seiner Mutter verbarg. Anton frug nach dem Mann. „Er kann Ihren Wagen vom Felde sehen, er wird sogleich hier sein," sagte die erröthende Frau. Sie bat die Herren in die Stube und stäubte mit ihrer Schürze eilig zwei Holzstühle ab. Es war ein kleines geweißtes Zimmer, die Möbeln mit rother Oelfarbe gestrichen, aber sauber gewaschen, im Kachelofen brodelte der Kaffetopf, in der Ecke tickte eine Schwarzwälder Uhr, und auf einem kleinen Holzgestelle an der Wand standen zwei gemalte Porzellanfiguren und einige Tassen, darunter wohl ein Dutzend Bücher; hinter dem kleinen Wandspiegel aber steckte die Fliegenklappe

und eine Birkenruthe, ſorgfältig mit rothem Band umwunden. Es war der erſte behagliche Raum, den ſie auf der weiten Gutsfläche gefunden hatten.

„Ein Geſangbuch und eine Ruthe," ſagte Anton freundlich; „ich hoffe, Sie ſind eine brave Frau. Komm her, Blondkopf." Er zog den verdutzten Knaben auf ſeinen Schooß und ließ ihn auf dem Knie reiten, im Schritt, im Trab und Galopp, bis der kleine Kerl ſich entſchloß, ſeine Hände anderswo unterzubringen, als im Munde. „Er kennt das," ſagte die Frau erfreut, „ſein Vater macht's ihm gerade ſo, wenn er artig iſt."

„Sie haben eine ſchwere Zeit durchgemacht," warf Anton hin.

„Ach, Herr," rief die Frau, „als wir hörten, daß eine deutſche Herrſchaft das Gut gekauft hatte, und daß wir jetzt Alles für Sie zuſammenhalten müßten, und daß Sie nächſtens kommen würden und vielleicht hierher ziehen, da haben wir uns gefreut wie Kinder. Mein Mann war den ganzen Tag wie Einer, der in der Schenke geweſen iſt, und ich habe vor Freuden geweint. Wir glaubten, daß jetzt Ordnung werden ſollte, und man will doch wiſſen, für wen man arbeitet. Mein Mann hat ernſthaft mit dem Schäfer geſprochen, — er iſt auch aus unſerer Gegend, — und die beiden Männer haben mit einander abgemacht, daß ſie es nicht leiden wollen, wenn der Inſpector noch etwas verkauft. Und daſſelbe hat mein Mann dem Inſpector geſagt. Aber Niemand iſt gekommen in vielen Wochen, wir haben alle Tage in der Schenke nachgefragt, und mein Mann iſt in Rosmin beim Gericht geweſen und hat ſich erkundigt, bis es zuletzt hieß, Sie würden

gar nicht kommen, und das Gut würde wieder verkauft werden. Da, es sind jetzt vierzehn Tage her, ist der Inspector mit einem fremden Fleischer angefahren und hat verlangt, mein Mann solle ihm die Hammel übergeben. Mein Mann hat sich geweigert. Da haben sie ihm gedroht und mit Gewalt in den Schafstall gewollt. Und der Schäfer und mein Mann haben sich davor gestellt und die Beiden zurückgeworfen. Darauf sind diese mit Flüchen weggefahren und haben gewettert, sie werden sich die Schafe doch holen. Seit der Zeit haben unsere Männer jede Nacht gewacht, dort hängt die geladene Flinte, die sich der Vogt dazu geborgt hat; und wenn des Schäfers Hund bellte und sich etwas im Hofe rührte, bin ich aufgefahren und habe um den Mann und das Kind eine fürchterliche Angst gehabt. Es sind gefährliche Menschen hier, Herr Oberamtmann, und Sie werden das auch finden."

„Ich hoffe, Vieles soll jetzt besser werden," sagte Anton. „Ihr habt ein einsames Leben hier."

„Es ist wohl einsam," sagte die Frau, „nach dem Dorfe kommen wir fast gar nicht, und nur manchmal des Sonntags in die deutschen Dörfer, wenn wir zur Kirche gehen. Aber es giebt immer im Hause zu schaffen, und," fuhr sie verlegen fort, „ich will's nur gerad heraussagen, wenn es Ihnen nicht recht ist, soll es auch aufhören. Ich habe einen kleinen Fleck hinter der Scheuer umgegraben, wir haben ihn eingezäunt und einen Garten daraus gemacht, da habe ich mir gezogen, was ich für die Küche brauchte, und dann," fuhr sie stockend fort, „dann sind auch noch die Hühner — und auch ein Dutzend Enten, und, wenn Sie nicht böse sein wollten, die Gänse auf der Stoppelweide, und," sie fuhr mit

der Schürze an die Augen, „noch die Kuh und das Kalb.“

„Unſer Kalb,“ rief der kleine Blondkopf laut und ſchlug mit den Händen auf Antons Knie.

„Wenn Ihnen nicht recht iſt, daß ich das Vieh für mich gehalten habe,“ fuhr die Frau weinend fort, „ſo ſoll ja Alles aufhören. Lohn hat mein Mann und der Schäfer ſeit der letzten Wollſchur nicht bekommen, und was wir zum Leben gebraucht, das haben wir uns durch Verkauf ſchaffen müſſen; aber mein Mann hat Rechnung geführt über Alles, und er wird ſie Ihnen vorlegen, damit Sie ſehen, daß wir keine unehrlichen Leute ſind.“

„Ich hoffe, es wird ſich ſo ausweiſen,“ tröſtete Anton die aufgeregte Frau. „Unterdeß zeigen Sie mir Ihren Garten; wenn es möglich iſt, ſollen Sie ihn behalten.“

„Es iſt nichts mehr darin,“ ſagte die Frau entſchuldigend und führte die Gäſte zu dem eingehegten Platz, deſſen Beete ſchon in großen Schollen umgegraben waren für die Winterruhe. Sie beugte ſich nieder und ſuchte von Blumen zuſammen, was ſie noch fand, einige Aſtern, und ihren Stolz, die Herbſtveilchen. Sie band einen Strauß und überreichte ihn Anton. „Weil Sie ein Deutſcher ſind,“ ſagte ſie dabei mit freudigem Lächeln.

Im Hofe hörte man eilige Schritte. Der Vogt kam in der Arbeitsjacke mit gerötheten Wangen heran und ſtellte ſich vor. Es war ein junger ſtattlicher Mann von verſtändigem Weſen mit einem Zutrauen erweckenden Geſicht. Anton ſagte ihm einiges Ermunternde, und im Dienſteifer eilte der Mann in's Haus und brachte ſeine Rechnungen herzu.

„Erſt betrachten wir die Wirthſchaft," ſagte Anton, „die Bücher nehme ich mit, Ihr kommt morgen auf das Schloß, dort beſprechen wir das Weitere."

„Die Pferde ſind auf dem Felde," erklärte der Vogt, „ich ſelbſt führe den einen Pflug, bei dem andern muß Schäfers Knecht helfen. Es ſind nur vier Pferde hier, ſonſt ſtanden zwölf in dem Stall. Wir haben in dieſem Jahre wenig mehr gebaut, als unſer Deputat und Futter für das Vieh. Es fehlte an Allem."

Der Gang durch die Wirthſchaftsräume war doch erfreulich, die Gebäude waren in erträglicher Ordnung, und die vorhandenen Vorräthe gaben Hoffnung, die Heerde über den Winter zu erhalten. Zuletzt öffnete der Vogt mit freudigem Geſicht eine Thür im Bodenraum des Wohnhauſes und wies auf einen Haufen Erbſen. „Das Stroh haben Sie über dem Schafſtall geſehen, hier ſind die Erbſen ſelber, ich habe ſie vor dem Inſpector verſteckt, weil ich dachte, ſie gehörten Ihnen. Es war Eigennutz dabei," fuhr er ehrlich fort, „denn wir waren ſo geſtellt, daß wir nichts erhielten, und ich mußte auf etwas denken, was dieſem Vorwerk das Leben rettete, wenn der Winter keine Hülfe brachte."

Die Frau des Vogts trat mit ihrem Knaben herzu, als die Männer aufbrachen, ihr Geſicht leuchtete vor Freude über die bevorſtehende Verbeſſerung ihrer Lage.

„Es iſt gut," ſagte Anton lächelnd, „ich hoffe, wir werden mit einander zurecht kommen. Und jetzt zu den Schafen. Wir gehen, kommt mit uns, Vogt." Der Wagen fuhr langſam über das Feld voraus, der Vogt erklärte eifrig den Zuſtand der Feldſtücke; nicht der vierte Theil des Ackers,

welcher zu dem Vorwerk gehörte, war beſtellt, lange Strecken lagen ſeit Jahren als Weideland in Ruhe.

Ungeduldig eilte Karl voraus, als ſie ſich dem wolligen Volk näherten, welches gegenwärtig faſt der einzige Schatz lebender Weſen war, der dem Gute gehörte. Langſam mit breitem Schritt kam der Schäfer den Fremden entgegen, begleitet von ſeinen zwei Hunden, dem erfahrenen alten, welcher gleichen Schritt mit ſeinem Herrn hielt und eben ſo bedächtig, wie ſein Brodherr, das neue Schickſal des Gutes herankommen ſah, und von einem jungen Köter, der als Lehrling in dem ſchweren Berufe eines Schäferhundes ſich vergeblich bemühte, den Schein ruhiger Würde zu behaupten; er lief immer wieder in jugendlicher Hitze ſeinem Herrn vor und bellte die Fremden an, bis ein mißbilligendes Knurren ſeines erfahrenen Kameraden ihn zum Stillſtehn brachte. Der Schäfer nahm mit Förmlichkeit ſeinen breiten Filzhut ab und erwartete die Anrede der Fremdlinge. Als denkender Mann und Naturkundiger wußte er allerdings, wen er vor ſich ſah, aber es hätte Einem, deſſen ganzes Leben darauf gerichtet war, vorſchnelles Weſen an Schafen und Hunden zu bändigen, ſehr ſchlecht geſtanden, wenn er ſelbſt die Neugierde eines Böckleins gezeigt hätte. Der Vogt ſtellte mit einer kreisförmigen Handbewegung dem Schäfer die beiden Herren vor, und der Schäfer neigte mehrmals ſeinen Kopf in einer Weiſe, welche anzeigte, daß er die Wahrheit der ausgeſprochenen Worte vollſtändig begreife. „Eine hübſche Heerde, Schäfer," redete ihn Anton an.

„Fünfhundert fünf und zwanzig Stück," erwiederte der Schäfer, „darunter ſechs und achtzig Lämmer, dort hinten

vierzig Masthammel.“ Er ſuchte mit forſchendem Blick in der Heerde nach einem Schaf, welches die wünſchenswerthen Eigenſchaften eines Probeſtücks hatte, beugte ſich nieder, faßte das Thier mit ſchnellem Ruck an den Hinterbeinen und präſentirte die Wolle. Karl begann die Unterſuchung. Es waren große ſtarkgebaute Thiere, wie ſie zu den Verhältniſſen des Gutes paßten, und gleichmäßiger in Bau und Wolle, als ſich nach Allem hoffen ließ. „Wenn ſie Futter kriegen, geben ſie ihre Wolle,“ ſagte der Schäfer ſtolz. „Es iſt Kernwolle.“

Ein Jährling war ſo unvorſichtig, zu huſten. Der Schäfer ſah mißbilligend auf das vorlaute Thier; „die Heerde iſt ganz geſund,“ ſagte er.

„Wie lange ſeid Ihr hier im Dienſt?“ frug Anton.

„Neun Jahre,“ erwiederte der Mann. „Als ich herkam, war das Vieh, wie die Pudel in der Stadt, mit nacktem Hintertheil. Es hat Mühe gemacht, Niemand hat ſich um die Heerde bekümmert; es iſt deßwegen nicht ſchlechter gegangen. Wenn ich nur immer Erbſenſtroh gehabt hätte, und in dieſem Winter die ordinären Erbſen für die Mütter.“

„Wollen ſehen, was ſich thun läßt,“ erwiederte Anton; „es iſt knapp in der Wirthſchaft für dieſen Winter.“

„Das iſt wahr,“ ſagte der Schäfer, „aber das hier iſt ſchöne Brachweide.“

„Ich glaube gern,“ ſagte Anton lächelnd, „daß Eure Schafe nicht unzufrieden ſind. Es giebt wenig Felder hier, auf denen Euer Hund nicht zu jeder Jahreszeit gebellt hat. Mit Freuden habe ich gehört, wie brav Ihr die Heerde für

Euren neuen Herrn vertheidigt habt. Sind die Leute hier Euch oft ärgerlich geweſen?"

„Ich könnt's nicht ſagen, Herr," erwiederte der Schäfer, „die Menſchen ſind ſich überall gleich, ſie wollen nicht pariren und ſie haben keine Ueberlegung. Ich richte eher einen Hund ab für die Heerde, als einen Menſchen." Er ſtützte ſich breitſpurig auf ſeinen langen Stab und ſah mit Wohlgefallen auf ſeinen Hund herunter, der unterdeß pflichtgetreu die Heerde umbellt hatte und jetzt zu ſeinem Herrn zurückkam, um ſeine Schnauze vertraulich an den Hoſen deſſelben abzuwiſchen. „Sehen Sie dieſen Hund an! Wenn ich einen Hund zwei Jahre in der Lehre gehabt habe, ſo iſt er entweder gut, oder er iſt nicht gut. Wenn er nicht gut iſt, ſo jage ich ihn fort und ich bin fertig mit ihm; wenn er einmal gut geworden iſt, ſo kann ich mich, ſo lange er lebt, auf ihn verlaſſen, wie auf mich ſelber. Den Jungen dort bei den Hammeln habe ich drei Jahre im Dienſt, und ich kann keine Stunde dafür ſtehen, daß er nicht einen verrückten Einfall bekommt, und anſtatt meine Schafe nach rechts zu treiben, ſelber nach links läuft. Deßwegen ſage ich, es iſt auf Menſchen kein Verlaß."

„Und auf wen verlaßt Ihr Euch in dieſer Welt?" frug Anton.

„Zuerſt auf mich ſelber," ſagte der Schäfer, „denn ich kenne mich, und dann auf meinen Hund Krambow, den kenne ich auch, und außerdem noch zuletzt, wie ſich's gehört," — er winkte mit dem Kopf ein wenig nach der Höhe, dann pfiff er leiſe ſeinem Hunde, Krambow fuhr wieder im Kreiſe um die Heerde. „Und Sie," fuhr der Schäfer fort, „werden Sie hier bleiben bei dem Baron?"

„Ich denke ja," erwiederte Anton.

„Und darf ich fragen, als was? Inſpector und Amtmann ſind Sie nicht, denn Sie haben ſich die Hammel noch nicht angeſehen. Die Hammel müſſen fort, es iſt hohe Zeit. Alſo, darf ich fragen, was ſind Sie bei dem neuen Herrn?"

„Wenn's ein Titel ſein ſoll," erwiederte Anton, „ſo nennt mich Rechnungsführer."

„Rechnungsführer," ſagte der Schäfer nachdenkend, „da darf ich wohl mit Ihnen über mein Deputat reden?"

„Das ſollt Ihr, Schäfer, das nächſte Mal, wenn ich Euch ſehe."

„Es hat keine Eile," ſagte der Schäfer, „man will nur wiſſen, wie? In meiner Stube iſt eine Glasſcheibe zerbrochen, der Glaſer wird jetzt wohl wieder auf's Schloß kommen, da bitte ich, Herr Rechnungsführer, daß Sie an mich denken."

Karl und der Vogt traten heran, Anton rief dem Kutſcher: „Nach der Förſterei!"

„Sie wollen zum Förſter?" frug der Vogt mit verlegener Miene.

„Er will zum Förſter!" wiederholte der Schäfer und trat einige Schritt näher.

„Weßhalb wundert Euch das?" frug Anton aus dem Wagen.

„Es iſt nur" — ſagte der Vogt ſtockend, „der Förſter iſt ein wunderlicher Mann. Und wenn nicht der Herr Baron ſelbſt kommt, ſo wird er ſich nicht ergeben."

„Wohnt er denn in einer Feſtung?" frug Anton lachend.

„Er hat ſich eingeſchanzt," ſagte der Vogt, „und läßt Niemanden in ſein Haus, er lebt auf ſeine eigenthümliche Weiſe."

„Er iſt ein Waldmenſch," ſagte der Schäfer mit dem Kopfe nickend.

„Die Polniſchen ſprechen, er iſt ein Schwarzkünſtler," fuhr der Vogt fort.

„Er kann verſchwinden," rief der Schäfer.

„Glaubt Ihr das auch?" frug Karl erfreut.

„Es giebt keine Hexriche," ſagte der Schäfer mit ſtarker Mißbilligung dieſes Vorurtheils, „die im Dorfe halten Manchen dafür. Der Förſter iſt ein natürlicher Mann."

„Er iſt im Grunde ein guter Mann, aber er hat ſeinen Eigenſinn," ſagte der Vogt.

„Ich hoffe, er wird meine Vollmacht reſpectiren," entgegnete Anton, „es wäre ſein Schade, wenn er es nicht thäte."

„Es wird doch beſſer ſein, wenn ich mit dem Förſter ſpreche," bat der Vogt. „Wenn Sie mir erlauben wollen, mit Ihnen zu fahren, — er hat zu mir ein gutes Zutrauen."

„Meinetwegen," ſchloß Anton, „nehmt die Zügel, der Knecht mag unterdeß den Pflug führen, auf dem Rückweg ſetzen wir Euch ab. Und jetzt vorwärts zu dem gefährlichen Mann."

Der Vogt lenkte in einen Feldweg, der in den Wald zwiſchen junges Kiefernholz führte. Der Boden war wieder Sand, der Baumwuchs kümmerlich. Ueber Wurzeln und Steine ging es auf einem Seitenwege tiefer in den Wald hinein, an einem Schlage von fünfzehnjährigem Holz hörte der Fahrweg auf, der Vogt ſchlang die Zügel um einen Baumſtamm und bat die Herren, auszuſteigen. Auf ſchmalem

Fußpfade ſchritten ſie durch dickes Kiefergebüſch vorwärts, die langen Nadeln ſtreiften an ihre Kleider, die eingeſchloſſene Luft war mit kräftigem Waldgeruch angefüllt. Hinter dem jungen Holz ſenkte ſich der Boden, der Grund wurde feucht, grünes Moos hatte ſeine weichen Polſter ausgebreitet, und eine Gruppe mächtiger Föhren ſtreckte ihre dunklen Kronen hoch in die Luft. Hier lag das Förſterhaus, von den braunen Aeſten der Waldbäume überdacht, ein niedriger Holzbau von einem ſtarken Bretterzaun umgeben, um deſſen Außenſeite eine dreifache Reihe junger Fichten als Hecke gepflanzt war. Ein kleiner Quell rieſelte unter dem Holz des Zauns hervor, von den Wedeln großer Farrenkräuter bedeckt fiel er murmelnd über einige Steine. Unten das ſaftige Moosgrün, darüber die Stämme hundertjähriger Bäume mit bärtigen Flechten bewachſen, und darin das Haus hinter grünendem Zaune verſteckt, das war ein Anblick, der zwiſchen Sand und Haide wohl erfreuen mußte. Nirgend war ein Weg zu ſehen, auf dem Mooſe nicht einmal die Spuren eines Fußtritts, nur das Hundegebell im Hofe verkündete, daß nicht Frau Holle oder die ſieben kleinen Zwerge in der Hütte wohnten, ſondern leibhaftige Menſchen.

Die Männer gingen um den Zaun herum, bis ſie an eine ſchmale Thür kamen, die aus ſtarken Bohlen zuſammengenagelt und feſt verſchloſſen war.

„Sein Dompfaff ſitzt oben am Fenſter," ſagte der Vogt, „er iſt zu Hauſe."

„So ruft ihn an," befahl Anton.

„Er weiß längſt, daß wir hier ſind," erwiederte der Vogt und wies auf eine Reihe kleiner Oeffnungen im Zaune; „ſehen

Sie die Gucklöcher? Er beobachtet uns ſchon, aber das iſt ſeine Art ſo. Ich muß mein Zeichen geben, ſonſt wird er nicht aufmachen.“ Der Vogt ſteckte zwei Finger in den Mund und pfiff drei Mal, aber Alles blieb ſtill. „Er iſt tückiſch,“ ſagte der Vogt bekümmert. Wieder tönte ſein gellender Pfiff, bis das Gebell der Hunde in Geheul überging, und der Dompfaff am Dachfenſter mit den Flügeln um ſich ſchlug.

Endlich erklang eine rauhe Stimme von der andern Seite der Wand: „Wen zum Henker bringt Ihr mit Euch?“

„Macht auf, Förſter,“ rief der Vogt, „die neue Herrſchaft iſt da.“

„Geht zum Teufel mit Eurer Herrſchaft,“ antwortete die Stimme unwillig, „ich habe die Zucht ſatt.“

Der Vogt ſah beſtürzt auf Anton. „Oeffnen Sie das Thor,“ befahl dieſer, „es wird Ihnen nützlich ſein, wenn Sie freiwillig thun, wozu ich Sie zwingen kann.“

„Zwingen?“ frug die Stimme; „ſeht zu, ob Ihr mit dem fertig werdet.“ Der Lauf einer Doppelflinte ſchob ſich durch das Loch in der Thür und bewegte ſich gemächlich hin und her.

„Das Gewehr wird Euch nichts helfen,“ erwiederte Anton, „wir haben etwas bei uns, was von heut ab in dieſem Walde ſtärker ſein ſoll, als die Gewalt, und das iſt unſer Recht und das Geſetz.“

„So?“ frug die Stimme, „und wer ſind Sie denn?“

„Ich bin der Bevollmächtigte des neuen Gutsherrn und befehle Euch, dieſe Thür zu öffnen.“

„Heißen Sie Moſes oder Levi?“ rief die Stimme wieder.

„Ich will mit keinem Bevollmächtigten der Welt zu thun haben. Wer als Bevollmächtigter zu mir kommt, den halte ich für einen Spitzbuben.“

„I ſo ſoll doch das Donnerwetter auf Euren harten Kopf fahren,“ rief Karl in tiefſter Entrüſtung. „Wie könnt Ihr Euch unterſtehen, von meinem Herrn ſo deſpectirlich zu reden, Ihr verrückter Kommisſtiefel!“

„Kommisſtiefel?“ frug die Stimme, „das laſſe ich mir gefallen, das iſt das verſtändigſte Wort, welches ich ſeit langer Zeit gehört habe.“ Der Riegel ſchob ſich zurück, und der Förſter trat vor die Thür, die er wieder hinter ſich zuzog. Er war ein kleiner breitſchultriger Mann mit grauem Haar und einem langen grauen Bart, der ihm bis auf die Bruſt herabhing; in dem runzligen Geſicht glänzten zwei ſchlaue Augen wie Kohlen; er trug einen dicken abgeſchabten Rock, dem Sonne und Regen jede Farbe ausgeſogen hatten, hielt ſeine Doppelflinte in der Hand und blickte trotzig auf die Fremden. So glich er einem Stück Baumſtamm aus dem Walde. Endlich ſagte er: „Wer hat hier geſchimpft?“

„Ich,“ antwortete Karl vortretend, „und Ihr ſollt mehr erhalten, als ſchwere Worte, wenn Ihr in Eurer Inſubordination fortfahrt.“

„Was tragt Ihr für eine Mütze?“ frug der Alte, Karl aufmerkſam betrachtend.

„Seid Ihr ein Pilz geworden in Eurem Walde, daß Ihr die nicht kennt?“ erwiederte Karl und ſchwenkte ſeine Soldatenmütze um den Kopf.

„Huſar?“ frug der Alte.

„Invalide,“ erwiederte Karl.

Der Alte wies auf ein kleines Band an ſeinem Rocke. „Landwehr,“ ſagte er, „1813 und 1814.“

Karl griff an die Mütze und ſalutirte: „Reſpect, Alter; aber ein Grobian ſeid Ihr doch.“

„Na, Euch hört man's auch nicht an, daß Ihr Invalide ſeid,“ ſagte der Förſter. „Ihr ſeht toll genug aus, und fluchen könnt Ihr auch. Alſo Sie ſind keine Händler und keine Agenten?“ frug er zu Anton gewandt.

„So nehmt doch Vernunft an,“ rief der Vogt. „Dieſer Herr hier hat den Auftrag, das ganze Gut zu übernehmen und von jetzt ab zu verwalten, bis die Herrſchaft ſelber kommt. Es wird beſſere Zeit werden, Förſter, der Herr iſt anders, als die in der letzten Zeit hier waren. Ihr ſtürzt Euch ja in's tiefſte Unglück mit Eurem widerhaarigen Weſen.“

„So?“ ſagte der Förſter. „Um mein Unglück kümmert Euch nicht, ich werde ſchon allein damit fertig. Alſo Sie ſind ein Bevollmächtigter? In den letzten Jahren iſt alle Augenblicke ein Anderer gekommen mit einer Vollmacht. Und das will ich Ihnen ſagen,“ fuhr er zornig fort und trat einige Schritte vor, „Bücher und Rechnungen finden Sie nicht bei mir. Meine Sache ſteht ſo: Seit fünf Jahren habe ich als Förſter, der über dieſen Wald geſetzt iſt, mich mit den Vollmachten herum gezankt, jede Vollmacht hat Klaftern geſchlagen in ihre Taſche, und zuletzt ſind die Bauern gekommen aus allen Dörfern und haben ſich Holz geholt, ſo viel ſie wollten, und wenn ich ihnen mein Eiſen unter die Naſe hielt, ſo hielten ſie mir einen Spitzbubenzettel von einem Bevollmächtigten unter die Naſe, der ihnen Alles erlaubte. Ich hab' nichts mehr zu ſagen gehabt und habe hier für mich

gelebt. Wild giebt's wenig; was ich geſchoſſen habe, habe ich aufgegeſſen, und Haut und Balg verkauft, denn der Menſch muß leben. Seit fünf Jahren habe ich keinen Pfennig Salar erhalten, ich habe mir's ſelbſt genommen. Alle Jahre fünfzehn Stämme von dieſen hier. So weit Sie dort die Lichtung ſehen, ſtand neunzigjähriges Holz, fünfmal fünfzehn Stämme habe ich für mich niedergeſchlagen, noch drei Winter reichen die Stämme, die hier ſtehen, auf ſo lange geht meine Rechnung. Wenn der letzte niedergeſchlagen war, dann wollte ich meine Hunde todtſchießen und mir einen ſtillen Platz im Walde ausſuchen." Er ſah finſter auf ſeine Flinte. „Dreißig Jahre habe ich hier gelebt, ich habe mein Weib und meine Kinder auf dem deutſchen Kirchhofe begraben; was jetzt mit mir geſchieht, bekümmert mich nicht. So weit um dieſes Haus herum der Blaff meiner Hunde reicht und meine Kugel trägt, iſt der Wald im Stande, das Andere hat den Bevollmächtigten gehört. Das iſt meine Rechnung, und jetzt machen Sie mit mir, was Sie wollen." Er ſtampfte in großer Aufregung den Kolben auf die Erde.

„Auf das, was Sie mir geſagt haben," erwiederte Anton, „werde ich Ihnen antworten in der Förſterei und in der Stube, welche von jetzt ab Ihrem Brodherrn, dem Freiherrn von Rothſattel gehört." Er ſchritt zu der Thür und legte die Hand an den hölzernen Riegel: „So ergreife ich Beſitz von dem Eigenthum des neuen Grundherrn." Er öffnete die Thür und winkte dem Förſter: „Halten Sie Ihre Hunde zurück und führen Sie uns in Ihr Zimmer, wie es ſich ſchickt."

Der Förſter widerſprach nicht, er ging langſam voran,

rief die Hunde ab und öffnete die Klinke seiner Hausthür.

Anton trat mit seinen Begleitern in die Stube. „Und jetzt, Förster," sagte er, „da Sie uns dies Haus geöffnet haben, will ich Ihnen zur Stelle Bescheid sagen. Was bis zu diesem Tage an dem Walde von Ihnen geschehen ist, das ist nicht zu ändern, und darüber soll fortan keine Rede sein. Von heut ab erhalten Sie wieder festen Gehalt und Ihr Deputat, und wir werden deßhalb unter einander einen neuen Vertrag machen. Und von heute stelle ich den Wald des Gutes und Alles, was zur Wald- und Jagdgerechtigkeit gehört, unter Ihre Aufsicht. Ihre Pflicht ist, von jetzt ab als braver Förster dem Gutsherrn zu stehen für sein Recht, und von dieser Stunde an mache ich Sie dafür verantwortlich. Ich werde Sie schützen bei jedem gesetzlichen Thun; wo ich selbst dies nicht vermag, werde ich die Hülfe des Gesetzes für uns fordern. Gegen jedes Unrecht, das an dem Walde verübt wird, werden wir strenge sein, damit die Unordnung aufhöre. Eine bessere Zucht soll auf diesen verwilderten Gütern eingeführt werden, und der neue Herr erwartet von Ihnen, daß Sie als gehorsamer und treuer Mann ihm dabei helfen. Auch das wilde Leben im Busch, das Sie in den letzten Jahren geführt, soll aufhören; wir sind Landsleute, Sie werden regelmäßig auf das Schloß kommen und über den Wald Rapport bringen, und wir werden dafür sorgen, daß Sie sich in Ihren alten Tagen nicht verlassen fühlen. Wollen Sie ehrlich Alles thun, was ich von Ihnen verlange, so reichen Sie mir jetzt Ihre Hand."

Der Förster hatte verdutzt mit abgezogener Mütze die

Rede Antons angehört, jetzt schlug er in die dargebotene Hand und sagte: „Ich will."

„Mit diesem Handschlag," fuhr Anton fort, „nehme ich Sie in Pflicht und Dienst im Namen des Gutsherrn."

Der Förster hielt lange mit beiden Händen die Hand Antons fest und rief endlich: „Wenn ich's noch erlebe, daß es auf diesem Gute besser wird, so soll mich's freuen. Ich will thun, was ich kann; aber ich sage Ihnen im Voraus, es wird harten Tanz setzen; durch die Verwalter und die lüderliche Wirthschaft sind die Gutsleute wie die Räuber geworden, und ich fürchte, meine alte Flinte wird mehr als einmal das letzte Wort sprechen müssen."

„Wir werden kein Unrecht ertragen und kein Unrecht thun, den Erfolg müssen wir abwarten," erwiederte Anton ernst. „Und jetzt, Förster, zeigen Sie uns Ihre Wohnung und machen Sie sich zurecht, uns in den Wald zu begleiten." Anton durchschritt das kleine Haus. Es war von Balken gezimmert, die Stube von innen mit Bretern verschlagen. Durch die kleinen Fensterscheiben fiel das Licht trübe herein, die braune Farbe der Breterwände und die schwarze Balkendecke vermehrten die Dunkelheit und gaben dem Zimmer ein geheimnißvolles Aussehen. Nur undeutlich war zu erkennen, was rundum an der Wand befestigt war, Geweihe, Hundehalsbänder, Jagdgeräth und ausgestopfte Vögel. Am Ofen stand ein kleiner Schrank mit Küchengeschirr. „Ich koche mir selbst," sagte der Förster; „was ich brauche, hole ich aus der Schenke." An den Fenstern hingen Vogelbauer zu zweien und dreien übereinander, und das Gezwitscher der kleinen Waldvögel, ein unaufhörliches Zanken, Locken und

Schwatzen klang wie eine heimliche Unterredung, die der Wald selbst mit seinem alten Wächter hielt. In der Nähe des Ofens saß ein Rabe mit struppigem Gefieder, weiße Federn schimmerten an seinem Kopf und den Flügeln und bewiesen das hohe Alter des Vogels. Er hatte seinen Hals zusammengezogen und schien ganz in sich versunken, aber seine glänzenden Augen beobachteten jede Bewegung der Fremden. Neben der Wohnstube war die Schlafkammer, dort hingen die Gewehre, an dem Bett war eine hölzerne Lade. Ein Gitter vor dem Fenster verrieth, daß hier die Citadelle des Hauses war.

„Wohin führt diese Thür?" frug Anton, auf eine Fallthür im Boden deutend.

„Es ist ein Kellerloch," erwiederte der Förster zögernd.

„Ist es gewölbt?" frug Anton.

„Ich führe Sie wohl hinunter," sagte der Förster, „wenn Sie allein kommen wollen."

„Erwartet uns im Hofe," rief Anton seinen Begleitern in die Stube hinein.

Der Förster zündete eine Lampe an, verriegelte sorgfältig die Kammerthür und ging mit dem Licht voran. „Ich hätte nicht gedacht," sagte er, „daß bei meinen Lebzeiten ein fremdes Auge mein Geheimniß sehen sollte." Wenige Stufen führten hinunter in ein enges Gewölbe, das durch einen Mauerritz nothdürftig Luft erhielt. An der einen Seite aber war die Grundmauer durchbrochen, ein niedriger Stollen führte in die Erde. Er war durch Baumstämme abgestützt, die in spitzem Winkel an einander ruhten.

„Dies ist mein Dachsbau," sagte der Förster und hielt

die Lampe in die dreieckige ſchwarze Oeffnung; „der Weg führt unter der Erde fort in das junge Holz. Er iſt über vierzig Schritt lang, und ich habe lange Zeit gebraucht, ihn auszugraben. Auf dem Wege krieche ich aus dem Hauſe und wieder herein, ohne daß es Jemand merkt; und ihm verdanke ich, daß ich hier ausgehalten habe, denn er iſt Urſache, daß die dummen Bauern mich als einen Hexenmeiſter fürchten. Wenn ſie mich belauert hatten, daß ich in den Hof hineinging, und ſich ſicher glaubten bei einer Dieberei, ſtand ich auf einmal wieder hinter ihnen. Es ſind jetzt zehn Jahre her, da überfiel eine Bande mein Haus, damals war es auf mein Leben abgeſehen, ich aber fuhr als Dachs durch die Röhre. Verrathen Sie Niemandem, was ich Ihnen gezeigt habe."

Das verſprach Anton, und ſie kehrten zurück in den Hofraum. Dort fanden ſie Karl beſchäftigt, den hölzernen Trog eines jungen Fuchſes zwiſchen vier Pflöcken feſt zu klammern, die er in den Boden ſchlug. Der Fuchs war unempfindlich gegen die Aufmerkſamkeit des Huſars, er fauchte ihn wüthend an, raſſelte mit ſeiner Kette und ſuchte fortwährend unter dem Bret, durch welches ihn Karl in der Hütte eingeſchloſſen hatte, die Hände und Waden des Arbeitenden anzufallen. „Willſt du mir die Hand küſſen, kleiner Rothkopf!" rief Karl hämmernd, „du biſt ein artiger Junge, was du für treuherzige ſanfte Augen haſt! So, fertig; jetzt ſpring' herüber und wieder zurück. Er folgt auf's Wort, Förſter. Ein gutmüthiges Thier, ganz Euer Naturell, Kamerad."

Der Förſter lachte. „Verſteht Ihr mit einem Fuchseiſen umzugehen?"

„Ich denke," ſagte Karl.

„Es ſind mehr ſolche Burſchen hier," fuhr der Förſter fort; „wenn's Euch recht iſt, ſtellen wir den nächſten Sonntag zuſammen."

So ſchritten Alle im beſten Einvernehmen durch das Holz. Anton rief den Förſter neben ſich und ließ ſich von ihm die nöthigſte Auskunft geben. Was der Alte berichtete, war freilich nicht gut, von ſchlagbarem Holze war kaum ſo viel vorhanden, als die Wirthſchaft ſelbſt nöthig hatte. Das alte Plünderungsſyſtem hatte in roheſter Weiſe den Forſt ruinirt. Als der Förſter am Rand des Waldes ſeine Mütze zog und reſpectvoll frug, zu welcher Stunde er morgen auf das Schloß kommen dürfe, da empfand Anton mit Freude, daß es ihm gelungen war, die innere Unſicherheit zu verbergen, die ihn in den neuen Verhältniſſen ſo ſehr ſtörte.

„Sieh," ſagte er zu ſeinem Getreuen, als Beide am Abend vor dem grünen Kachelofen ſaßen, „das iſt es, was mir hier die größte Sorge macht; ich fühle mich unwiſſend und hülflos jedem Knecht gegenüber, und ich habe doch die Aufgabe, auch die Wirthſchaft in Reſpect zu erhalten. Wie wenig der gute Wille allein nützt, habe ich in dieſen beiden Tagen deutlich erkannt. Jetzt gieb guten Rath. Was ſollen wir zunächſt in der Wirthſchaft thun?"

„Was von Vieh unbrauchbar iſt, verkaufen Sie auf der Stelle, die ſchlechten Leute bei den Kühen entlaſſen Sie auf der Stelle. Rindvieh und Pferde bringen Sie auf den großen Hof zuſammen, damit ſie unter Aufſicht ſind. Was von Feldbeſtellung mit den geringen Kräften noch geſchafft werden

kann, das wird regelmäßig gemacht, nichts übereilt. Gekauft muß jetzt werden Stroh und Hafer. Hier auf dem Hofe übergeben Sie bis zum nächſten Frühjahr, wo ein ordentlicher Beamter nothwendig wird, mir die Aufſicht, ich werde meine Sache nicht gut machen, aber beſſer als ein anderer von Ihren Leuten."

Es war ſpät am Abend, als ein eiliger Tritt auf der Treppe gehört wurde. Mit einer großen Stalllaterne und einem Geſicht voll von argen Neuigkeiten trat der Schenkwirth in Antons Stube. „Ich wollte dem Herrn doch melden, was ich gehört habe. Ein Deutſcher aus Kunau, der ſo eben hier durchkam, hat die Nachricht gebracht, daß der Bratzky geſtern nicht in Rosmin angekommen iſt."

„Nicht angekommen?" rief Anton aufſpringend.

„Eine halbe Meile von Rosmin im Walde iſt der Wagen von vier Reitern überfallen worden, es war finſter, der Bratzky ſaß gebunden im Wagen, neben ihm der Gensdarm. Die Reiter aber haben den Gensdarm überwältigt und ſelbſt gebunden, und den Bratzky mit allen ſeinen Sachen vom Wagen gehoben, und fort mit ihm auf ein Pferd und in die Büſche. Zwei Reiter ſind bei dem Wagen geblieben und haben den Kutſcher gezwungen, von der Straße abzufahren in ein Dickicht, und dort haben ſie ihre Piſtolen zwei Stunden lang dem Kutſcher und dem Gensdarm vorgehalten. Dann ſind ſie weggeritten. Der Kutſcher ſagt, die Pferde wären Herrenpferde geweſen, und die Männer hätten vornehm mit einander geſprochen. Der Gensdarm iſt zerſtoßen,

ſonſt iſt ihm nichts geſchehen; nur Ihren Bericht haben ſie ihm genommen.“

Die Stubengenoſſen ſahen einander betroffen an und dachten an die Reiter von geſtern.

„Wo iſt der Mann, der die Nachricht gebracht hat?“ frug Anton und griff nach ſeinem Hut.

„Er war eilig, weiter zu kommen, wegen der Finſterniß,“ ſagte der Wirth. „Morgen werden wir Vieles hören von der Geſchichte. Das iſt nicht vorgekommen ſeit Jahren, daß ſie zu Pferde überfallen haben einen Wagen, in welchem ſitzt der Gensdarm ſelber. Wenn ſie bei uns geraubt haben, ſo haben ſie es immer gethan zu Fuß.“

„Habt Ihr einen der Reiter gekannt, welche geſtern Nachmittag im Dorfe waren und nach dem Inſpector riefen?“ frug Anton.

Der Wirth warf einen ſchlauen Blick auf Anton, zögerte aber zu antworten.

„Nun,“ drängte Anton, „die Herren waren doch aus der Gegend, einen und den andern müßt Ihr kennen.“

„Warum ſoll ich ihn nicht kennen?“ erwiederte der Wirth unruhig. „Es iſt doch der reiche Herr von Tarow ſelber mit ſeinen Gäſten. Ein mächtiger Mann, Herr Wohlfart, welcher hat die oberſte Polizei auch über Ihre Güter. Und was er hat zu thun gehabt mit dem Bratzky? Der Bratzky hat als Inſpector hier auch verſehn die Polizei, und iſt manchmal geweſen ein Händler für die Edelleute beim Pferdekauf und bei andern Dingen. Wenn die Polizei mit dem Inſpector hat ſprechen wollen, warum ſoll ſie's nicht thun? Die von Tarow ſind ſchlaue Leute, ſie wiſſen, was ſie haben

zu thun und was ſie haben zu reden.“ So ſprach der Wirth mit großer Zungenfertigkeit, aber ſeine Augen und der Ausdruck ſeines Geſichts ſagten etwas ganz Anderes.

„Ihr habt einen Verdacht,“ rief Anton, den Wirth fixirend.

„Soll mich Gott bewahren vor allem Verdacht,“ fuhr der Wirth erſchrocken fort. „Und, Herr Wohlfart, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen zu ſagen meine Meinung, wozu wollen auch Sie haben einen Verdacht auf Jemanden? Sie werden genug zu thun haben hier im Gut und werden brauchen die Edelleute mehr als einmal. Wozu wollen Sie ſich Feinde machen ohne Nutzen? Es iſt hier das Land, wo die Herren auf einen Haufen reiten und wieder auseinander, und ihre Köpfe zuſammenſtecken und dann wieder auseinander. Wer ſich nicht darum kümmert, der handelt am klügſten.“

Als der Wirth mit einem Nachtgruß das Haus verlaſſen hatte, ſagte Anton finſter zu ſeinem treuen Gefährten: „Ich fürchte, daß nicht das Gut allein uns Sorge machen wird, ſondern daß noch etwas Anderes um uns vorgeht, wogegen wir beide mit allem Witz nichts ausrichten werden.“

Der dreiſte Ueberfall brachte die ganze Gegend in Aufregung. Anton wurde in den nächſten Wochen einige Mal nach Rosmin beſchieden, ſeine Ausſagen hatten keine Reſultate, es gelang den Behörden nicht, die Thäter zu ermitteln oder die Perſon des entführten Inſpectors in ihre Gewalt zu bekommen.

3.

Die ersten Wochen vergingen den beiden Colonisten in einer Thätigkeit, welche sie alle Abende bis zum Tod ermüdet auf das Lager warf, langsam setzten sie sich am Orte fest. Karl wurde gleich am nächsten Tage als Amtmann eingeführt und ergriff mit fester Hand, was von Zügeln auf dem Gut noch vorhanden war. Den Haushalt und die Küche übergab Anton einer rüstigen Frau, die er in einem deutschen Dorf der Nachbarschaft warb, sie besorgte die einfache Kost der Schloßbewohner und der Knechte. Die schwerste Aufgabe war, mit dem Dorfe in ein erträgliches Verhältniß zu kommen. Der ruhigen Festigkeit Antons gelang wenigstens, den Ausbruch der Opposition zu verhindern; eine seiner ersten Maßregeln war, daß er bei den Behörden auf Ablösung der gegenseitigen Verpflichtungen antrug. Karls Reitermantel zog einige gediente Männer zu ihm hin, und durch sie, die Weltleute im Dorf, erlangten die Ansiedler einigen Einfluß auch auf die Andern. Zuletzt erboten sich Mehrere freiwillig, auf dem Schloß zu dienen oder im Taglohn zu arbeiten.

Anton hatte an die Baronin geschrieben und ihr den Zustand des Gutes, die unfreundliche Umgebung und seine Bedenken gegen eine Uebersiedelung der Familie in diesem Winter nicht verschwiegen. Er hatte gefragt, ob sie nicht vor-

ziehen würden, bis zum Frühjahr in der Hauptſtadt zu bleiben. Als Antwort kam ein Brief Lenorens, worin ſie im Auftrag ihrer Eltern anzeigte, daß ſie doch an ihrem Entſchluß feſthielten, die Stadt zu verlaſſen, wo dem Vater und ihnen ſelbſt der Aufenthalt peinlich ſei. Sie bat ihn, das Schloß ſo viel als möglich in wohnlichen Stand zu ſetzen. Anton rief ſeinem Getreuen zu: „Sie kommen doch.“

„Alle Wetter!“ ſagte Karl, „es iſt ein Glück, daß wir uns nach den Handwerkern erkundigt haben, Maurer, Tiſchler, Schloſſer, Töpfer, Glaſer. Wenn's Ihnen recht iſt, ſchicke ich auf der Stelle einen Boten nach Rosmin. Wenn ich nur dieſen ſchändlichen braunen Oelanſtrich von den Thüren losmachen könnte, er verdeckt das ſchöne Eichenholz. Aber Lauge nutzt nichts. — Alſo wie viel Oefen brauchen wir?“

So begann eine eifrige Berathung. „Den ganzen Unterſtock laſſen wir unausgebaut,“ ſagte Anton, „die Fenſter verſchlagen wir mit dicken Bretern, nur an die Thüröffnung der Vorhalle machen wir eine ſtarke Thür, weil man dort alle Stunden vorüber muß. Wie die Wände jetzt ſind, können ſie nicht bleiben, und wir haben hier Niemanden, als den Maurer von Rosmin.“

„Wenn die Sache ſo iſt,“ ſagte Karl, „ſo ſchlage ich vor, daß wir die Stuben ſelbſt malen, ich bin ein Daus im Marmoriren.“

„Du wärſt's im Stande,“ erwiederte Anton, mit einiger Beſorgniß auf ſeinen Getreuen blickend. „Nein, wir laſſen alle Stuben mit gleicher Farbe ſtreichen; was meinſt du zu braun?“

„Hm, hm, nicht übel,“ ſagte Karl.

„Ich weiß, Fräulein Lenore liebt dieſe Farbe vor andern. Es muß aber nicht zu dunkel ſein, ſondern eine helle Miſchung aus gelb, grau, roth und grün, vielleicht etwas ſchwarz.“

„Aha,“ ſagte Karl verdutzt, „ſo eine gewiſſe Farbe.“

„Natürlich,“ fuhr Anton eifrig fort und rückte ſeinen Stuhl näher, „wir wollen dem Tüncher die Farbe ſelbſt miſchen.“

„Das iſt mein Fall,“ ſtimmte Karl bei, „aber ich ſage Ihnen im Voraus, dieſe Kalkfarben ſind Racker. Sie ſtreichen blau auf, und den andern Tag iſt's weiß, Sie haben das ſchönſte Orange im Pinſel, und wenn es an der Wand getrocknet iſt, ſieht's aus wie vergelbte Wäſche.“

„Im Vertrauen geſagt,“ erwiederte Anton, „wir werden's den Damen doch nicht recht machen, alſo denke ich, wir richten's ſo ein, daß es billig iſt und erträglich ausſieht.“

Am nächſten Tag begann im Hauſe das Hämmern und Streichen. Im untern Stock ſchlug der Tiſchler mit ſeinen Geſellen die Werkſtatt auf, im obern fuhr der große Pinſel des Tünchers unermüdlich über die Wände, und weißliche Geſtalten mit großen Schürzen trugen die Kalkgefäße Trepp auf Trepp ab. Karl war in dieſer ganzen Zeit wie ein Mann mit zehn Armen; ſo oft er ſich von der Wirthſchaft frei machen konnte, ſtrich er mit jeder Art Pinſel auf Holz und Wände, er lief mit einem Zollſtock herum, ſchlug Nägel und Gardinenhaken ein und war im nächſten Augenblick wieder auf dem Felde und im Pferdeſtall, überall pfiff er ſeine Soldatenlieder und trieb die Arbeiter an. Als die Einrichtung des Hauſes fortſchritt, wurde der Verſchönerungstrieb in ihm immer mächtiger. Er hatte einige Centner

Oelfarbe eingekauft, die er vorzüglich fand, und eine große Virtuosität im Malen entwickelt. Jetzt wagte er sich daran, einer Anzahl Gegenstände, welche ihm zum Anstreichen geeignet schienen, das Ansehen von feinem geflaserten Holz zu geben, und es gelang ihm mit Hülfe eines Federbarts und weicher Pinsel, große Wirkungen hervorzubringen. Er trug den Pinsel und seine Verschönerung sogar auf den Wirthschaftshof und bat Anton so lange, bis dieser in einen Abputz der Lehmwände willigte. „Bei diesem Wetter trocknet es wie im Sommer," sagte Karl; „die Strohdächer kann ich nicht überstreichen, das ist mein einziger Kummer." Dagegen ließ er sich nicht nehmen, zwei neue Kartoffelwagen, die alte Feuertonne und die besten Pflüge mit schöner blauer Oelfarbe zu überziehen. „Es muß in diesem Hofe doch Etwas sein, woran sich das Auge erfreut," sagte er entschuldigend. „Und es bezahlt sich, denn diese Polen hier gehen mit Allem, was bunte Farbe hat, besser um."

Das Schloß war nothdürftig eingerichtet, an einem kalten Decembertage wurde die Ankunft der Gutsherrschaft erwartet. Der Himmel selbst war den Wünschen Karls zu Hülfe gekommen, er hatte sein reines Weiß über die Erde gezogen und vieles Unschöne dem Auge der Ankommenden verhüllt. Der Schnee lag auf Anger und Sand, die Gipfel der Kiefern waren mit weißen Kronen geschmückt, und an den blätterlosen Bäumen blitzten die Zweige von prächtigen Eiskrystallen. Die häßlichen Strohdächer der Dorfhäuser waren weiß übermalt, auf dem zerbrochenen Brückengeländer lag

die Farbe aus den Wolken wie gefrorner Schaum; am Schloſſe trug jeder Vorſprung der Mauer, die Zinne des Thurmes, der Firſt des Daches eine weiße Feſtkappe, und kräftig ſtachen die braunrothen Mauern davon ab. Es war für die im Schloſſe ein Tag voll Geſchäftigkeit und Erwartung. Wagen mit Möbeln und Hausrath wurden abgepackt, und Alles, ſo gut es in der Eile ging, aufgeſtellt. Die Schaffnerin und die Frau des Vogts wanden große Guirlanden von Waldzweigen und ſchmückten die Vorhalle und die Stubenthüren. Jetzt ging die Sonne unter, und die Silberfarbe in der Landſchaft verwandelte ſich in Goldglanz, dann in ein mattes Roth, bis auch dieſer Schimmer verblich und der heraufſteigende Mond Flur und Wald mit geiſterhaftem bläulichem Schein überzog. Im Hauſe wurden einige Wandlampen angezündet, in den Zimmern ſo viel Lichter als möglich aufgeſtellt, in allen Oefen brannte das Feuer, und die behaglich erwärmten Zimmer füllten ſich mit dem kräftigen Harzgeruch der Waldzweige. Nach vielen Verſuchen hatte Anton die braune Wandfarbe gefunden, nach der ſein Herz ſtrebte. Die bunten Gardinen waren heruntergelaſſen, und die geöffnete Zimmerreihe ſah bei dem Glanz der Lichter heut ſo wohnlich aus, daß Anton erſtaunt frug, wie die Arbeit weniger Wochen eine ſo große Veränderung hervorgebracht habe. Karl hatte auf beiden Seiten des Schloſſes Pechpfannen aufgeſtellt, ihr loderndes Licht fiel grell auf den Schnee und färbte in weitem Umkreiſe die Mauern des Hauſes mit warmem Roth.

Unten in der Vorhalle verſammelten ſich die Würdenträger des Gutes. Der Förſter mit neuem grünem Rock,

auf ſeiner Bruſt die Denkzeichen der Kriegsjahre, einen Hirſchfänger an der Seite, ſtand in kriegeriſcher Haltung neben dem Vogt und dem Schäfer. Die Schaffnerin und die Frau des Vogts hatten ihre beſten Bänder an die Hauben geſteckt und trippelten in unruhiger Erwartung um die Männer herum. Auch Karl trat in ſeinem Frack zu ihnen. Unterdeß ſchritt Anton noch einmal durch die Zimmer und horchte nach dem Peitſchenſchlag, der ihm aus der Ferne die Ankunft des Gutsherrn verkünden ſollte. Ihm pochte das Herz, auch für ihn ſollte mit dem heutigen Tage eine neue Zeit beginnen. So reich an Entbehrungen das Leben der Anſiedler bis heut auch geweſen war, er und ſein Gefährte hatten ſich als Herren des Schloſſes gefühlt, ſie hatten in dem ſtündlichen Verkehr auch ſorgenvolle Stunden leicht überwunden. Jetzt war Karl nach dem Wirthſchaftshof hinüber gezogen, er ſelbſt ſollte nach dem Wunſch der Baronin in einem Zimmer des Schloſſes bleiben, dadurch kam er mit der Familie in tägliche Verbindung, und er frug ſich, wie dieſe ſein werde. Der Freiherr ſelbſt war ihm faſt ganz fremd, nur auf Augenblicke hatte er ihn geſprochen; im Krankenzimmer unter großen Schmerzen hatte der Leidende die Vollmacht für ihn unterſchrieben. Seine Thätigkeit und ſeine Perſon, wie würden ſie dem Freiherrn gefallen? Und dieſer Mann war blind. Ja blind. Lenore hatte geſchrieben, daß der Arzt keine Hoffnung habe, den geblendeten Augen des Vaters die Sehkraft wiederzugeben. Aus Schonung hatte man dem Freiherrn dies Furchtbare verborgen, er ſelbſt tröſtete ſich in ſeiner Finſterniß noch immer mit der Hoffnung, daß die Zeit und eine geſchickte Hand

entfernen würden, was wie eine ſchwarze Wolke über ſeinem Auge lag. Seinem Vertrauten hatte Anton die Wahrheit nicht verborgen, auch den Gutsleuten hatte er ſagen müſſen, daß der Herr gegenwärtig an den Augen leide und eine Binde darüber trage. Und auf den Geſichtern von Allen hatte er geleſen, wie ſehr ſie verſtanden, daß es ein Unglück ſei, wenn dem Gute das Auge des Herrn fehle. — Und wieder ſchlug ſein Herz unruhig, wenn er an Lenore dachte, neben der er jetzt als Hausgenoſſe leben ſollte. Wie würde ihr und der Mutter Benehmen gegen ihn ſein? Er nahm ſich vor, ſorgfältig Alles zu unterdrücken, was er in dieſer Stunde für eiteln Anſpruch hielt, er wollte ſich gleich im Anfange ſo zu ihnen ſtellen, daß ſie ſein Selbſtgefühl nicht demüthigen konnten. Und doch frug er ſich, ob ſie ihn als Vertrauten und ebenbürtigen Geſellſchafter behandeln würden, oder ob ſie ihm fühlbar machen könnten, daß er Koſt und Sold von ihnen als der Herrſchaft erhalte. Vergebens ſagte er ſich, daß ſein eigenes Zartgefühl gerade dies Letztere fordern müſſe. Immer wieder ſtiegen Traumbilder in ihm auf, wie reizend das Zuſammenleben mit Lenore für ihn werden könne.

Von dem Dorfe knallten die Peitſchen der Knechte, in zwei Wagen fuhr die Herrſchaft an ihrem Schloſſe vor. Um die Pechpfannen ſtanden die Leute vom Hofe, der Schenkwirth und Einige aus dem Dorfe. Dienſteifrig öffnete der Vogt das Fenſter des geſchloſſenen Wagens. Und als Lenore ausſtieg und ihr Geſicht von dem hellen Licht beſchienen wurde, drängten ſich die Frauen näher heran, die Männer brachen in lauten Zuruf aus, Alles ſah erwartungsvoll in den Wagen. Aber die Bereitwilligkeit der Leute,

den Gruß des Willkommens entgegen zu bringen, wurde durch keinen freundlichen Gegengruß ermuntert. Mühsam wurde der Freiherr aus dem Wagen gehoben, mit gesenktem Haupt schritt er, von der Tochter und dem Bedienten gestützt, die Treppe hinauf. Das bleiche Antlitz der Baronin hinter ihm hatte nur einen stummen Blick für die Beamten ihres Gutes, nur einen kurzen Gruß auch für Anton, der voranschritt, sie in die eingerichteten Zimmer zu führen. „Das ist ja Alles sehr schön, Herr Wohlfart," sagte sie zu Anton mit zuckenden Lippen, und als Anton stehen blieb, um ihre ersten Aufträge zu erwarten, verabschiedete sie ihn mit einer leichten Bewegung der Hand und mit den Worten: „Ich danke." Als sich hinter ihm die Thür geschlossen hatte, stand der Freiherr hülflos zusammengesunken in der fremden Stube, die Baronin brach in lautes Weinen aus. Lenore lehnte am Fenster, sie blickte hinaus in den weißen Winter und auf den schwarzen Rand am Horizont, und große Thränen rollten an ihren Wangen herunter. Mit schwerem Herzen trat Anton unter die Leute und sagte ihnen, daß die Herrschaft von der Reise angegriffen sei und die Einzelnen erst morgen sprechen wolle. Karl ließ die Wagen abladen, führte die alte Köchin, welche weinte wie ihre Herrschaft, in das Souterrain und zeigte ihr ihre Küche. Niemand von der Familie wurde an dem Abend weiter gesehen. Bald verschwand das Licht in den Zimmern, nur vor den Thüren des finstern Hauses loderte noch das Pech in den Pfannen, im Zugwind fuhr die rothe Flamme hin und her, und eine rußige Wolke zog hinauf an das Fenster, wo der Freiherr sein Haupt mit den Händen verbarg.

So war der Einzug der Familie in das neue Gut.

„Wie hübſch Wohlfart Alles eingerichtet hat," ſagte Lenore am andern Tage zur Mutter.

„Dieſe hohen Räume ſind fürchterlich," erwiederte die Baronin und wickelte ſich ſchauernd in ihr Tuch, „und das einförmige Braun der Zimmerreihe macht die Wohnung noch öder."

„Es wird Zeit ſein, ihn herüber zu bitten," drängte Lenore kleinlaut.

„Noch iſt der Vater nicht in der Stimmung, ihn zu ſprechen."

„Laß den Vater nicht allein mit Wohlfart," bat die Tochter. „Es wäre ſchrecklich, wenn der Vater ihn unfreundlich behandelte."

Die Baronin ſeufzte. „Wir werden uns gewöhnen müſſen, gegen einen Fremden in unſerem Hauſe Regards zu beobachten, die dem Vater, wie uns, Ueberwindung koſten."

„Wie willſt du es mit der Haushaltung halten?" frug Lenore wieder. „Wohlfart wird doch mit uns ſpeiſen?"

„Das iſt unmöglich," ſagte die Baronin feſt. „Du weißt, wie traurig unſer Mittagtiſch vergeht; dein Vater iſt noch nicht ſo ruhig, daß er die tägliche Anweſenheit eines Fremden ertragen könnte."

„So ſoll er an den Tiſch der Dienſtleute?" frug Lenore bitter.

„Ihm wird auf ſeinem Zimmer gedeckt werden, wir werden ihn alle Sonntage herüber bitten, und wenn ſeine Perſon dem Vater leidlich wird, auch manchmal des Abends. Mehr wäre für alle Theile eine Laſt. Es iſt gut, ſich gleich

im Anfang eine bequeme Freiheit zu reſerviren. Der Zuſtand des Vaters wird das entſchuldigen.“

Sie klingelte, Anton wurde herübergeladen. Dem Eintretenden ging Lenore entgegen, ſie reichte ihm ſchweigend mit naſſen Augen die Hand. Auch er war bewegt, als er die Spuren des Grams im Geſicht der Mutter ſah. Die Baronin bat ihn, Platz zu nehmen, und drückte ihm in gewählten Worten ihren Dank für ſeine treue Sorge aus. Sie ließ ſich von ihm erzählen, was er im Schloſſe eingerichtet hatte, ſie lobte Alles in wohlthuender Weiſe und beſprach mit ihm die Einrichtung des Haushalts. Sie zog ihn dabei zu Rathe, wie einen Freund, und ließ ihn ſelbſt vorſchlagen, was ſie von ihm wollte. Dann fuhr ſie fort: „Mein Mann wünſcht Sie zu ſprechen. Ich bitte Sie herzlich, in jeder Stunde daran zu denken, daß der Freiherr ein Kranker iſt. Er hat furchtbar gelitten, ſeine Seele wie ſein Körper. Noch jetzt iſt er keinen Tag ohne Schmerzen, und das Ungewohnte ſeines hülfloſen Zuſtandes peinigt ihn unaufhörlich. Wir ſelbſt vermeiden ſorgfältig, was ihn aufregen kann, und doch vermögen wir nicht, Stunden, ja Tage finſterer Verſtimmung von ihm fern zu halten. Auch Sie werden Nachſicht üben, wenn ſeine düſtere Laune Sie unangenehm berührt. Die Zeit ſoll ja Alles heilen, ich hoffe, ſie wird auch ihm den Frieden wiedergeben.“

Anton verſprach ihr jede Vorſicht.

„Mein Mann wird natürlich wünſchen, von Allem in Kenntniß geſetzt zu werden, was dem Gutsherrn zur Entſcheidung vorgelegt wird. Es iſt begreiflich, daß er grade jetzt in ſeinen ruhigen Stunden mit einem gewiſſen Eifer darauf

besteht, seine eigene Ansicht geltend zu machen. Und doch bangt mir vor jedem unangenehmen Eindruck, der ihm von außen kommt. Deßhalb bitte ich, wenn Sie ihm etwas Wichtiges mitzutheilen haben, suchen Sie es vorher mir begreiflich zu machen, vielleicht gelingt mir, Ihnen manche lästige Stunde zu ersparen. Ich werde meinen Schreibtisch in eines der Zimmer tragen lassen, welche Ihrer Wohnung am nächsten sind, ich will jeden Morgen einige Stunden dort zubringen. Lenore ist der Privatsecretair des Vaters geworden. So wird es möglich sein, Ihnen Ihre Stellung in unserem Hause weniger unangenehm zu machen. — Haben Sie die Güte, mich hier zu erwarten, ich gehe, Ihren Besuch dem Freiherrn anzukündigen."

Die Baronin verließ das Zimmer. Anton sah ernst vor sich nieder. Lenore eilte auf ihn zu und rief so heiter, als sie vermochte: „Alles braun, Wohlfart, wir Braunen wollen auch hier treu zusammenhalten. Es ist Ihnen nicht recht, daß wir hergekommen sind, Sie ungalanter Herr."

„Nur um Ihretwillen," erwiederte Anton und wies auf die Schneefläche draußen. „Wenn ich durch die Felder ging, habe ich immer gedacht, wie einsam es Ihnen hier werden muß. Wenn ich des Abends durch die großen Stuben schritt, da sorgte ich, wie langsam Ihnen der Tag hier vergehen wird. Die Kreisstadt ist über zwei Meilen entfernt, auch dort werden Sie wenig finden, die kleine Leihbibliothek ist für Sie gar nicht zu brauchen."

„Ich will zeichnen," sagte Lenore, „ich will Frauenarbeit machen. Ach, das wird mir sauer werden, Herr Wohlfart, ich bin darin sehr ungeschickt. Ich selbst mache mir nichts

aus Kragen und Spitzen, aber Mama, die gewöhnt iſt, das Alles ſo reichlich und in Ordnung zu haben. Ach, was mir Mama leid thut."

Anton verſuchte zu tröſten.

„Wir mußten fort aus der Hauptſtadt," rief Lenore, „es wäre unſer Aller Untergang geweſen, wenn wir in der ſchrecklichen Umgebung geblieben wären. Unſer Gut unter fremder Verwaltung, überall verlegene und kalte Geſichter, überall falſche Freunde, gleißende Worte und ein Bedauern, welches das Herz empört. Mir iſt wohl, daß wir hier allein ſind. Und wenn ich hier frieren und hungern muß, ich will Alles lieber ertragen, als das Achſelzucken der Frau von Werner und ihrer Kinder. Ich habe die Menſchen haſſen gelernt," rief ſie heftig. — „Wenn Sie bei Papa geweſen ſind, komme ich herunter, dann müſſen Sie mir das Haus, den Hof und das Dorf zeigen; ich will ſehen, wo mein armer Pony ſteht, und wie die Leute hier ausſehen."

Die Baronin kehrte zurück und führte Anton in das Zimmer ihres Gemahls. Verlegen und unbehülflich erhob ſich der Freiherr aus ſeinem Seſſel. Als Anton das verfallene Geſicht, die gebeugte Haltung und die ſchwarze Binde über den Augen ſah, fühlte er ein tiefes Bedauern mit dem Unglücklichen. Mit warmem Gefühl ſprach er aus, wie viel guten Willen er habe, ihm zu dienen, und wie er um Nachſicht bitte, wenn er in dieſer Zeit etwas nicht recht gemacht. Darauf erzählte er ihm noch einmal, wie er die Wirthſchaft gefunden, und was bis jetzt geſchehen war.

Der Freiherr hörte ſchweigend den Bericht an, nur kurze

Bemerkungen kamen aus ſeinem Munde. Als Anton aber anfing, von den übrigen Geſchäften des Freiherrn zu ſprechen, als er mit der größten Rückſicht, aber doch mit der Beſtimmtheit eines Geſchäftsmannes von den Verpflichtungen ſprach, die der Freiherr jetzt hatte, und von den unzureichenden Mitteln, ſie zu erfüllen: da wand der Edelmann ſich auf ſeinem Stuhl wie ein Angeklagter unter der Folter. Und Anton empfand, während er ſprach, wie peinlich es für ihn war, als ein Fremder in die geheimſten Angelegenheiten des Freiherrn eingeweiht zu ſein, als ein Fremder, der den Andern ſehr ſchonte, aber bei jeder vorſichtigen Wendung verrieth, daß er ſchonen mußte. Die Baronin, welche hinter dem Seſſel ſtand, ſah immer ängſtlicher auf die Verſuche ihres Gemahls, ſeine Aufregung zu bemeiſtern, endlich winkte ſie heftig mit der Hand, und Anton mußte mitten in ſeinem Bericht abbrechen.

Als er das Zimmer verließ, warf ſich der Freiherr zornig zu ſeiner Frau zurück und rief in innerſter Seele empört: „Ihr habt mir einen Vormund geſetzt.“ Er war ganz außer ſich und vergebens ſuchte ihn die Baronin zu beruhigen.

Das war der Eintritt Antons in die Familie.

Auch er ging traurig in ſein Zimmer zurück. In dieſen erſten Stunden erkannte er, daß zwiſchen ihm und dem Freiherrn ſich ſchwerlich ein gutes Verhältniß bilden werde. Er war in allen Geſchäften an ſchnelles Verſtändniß der Betheiligten und an kurze Behandlung gewöhnt und ſollte jetzt durch den Mund der Frauen vielleicht nach langen Auseinanderſetzungen unzweckmäßigen Entſcheid erhalten. Auch ſeine Stellung zu den Frauen erſchien ihm unſicher. Die Baronin hatte ihn ſehr rückſichtsvoll behandelt, aber als

einen Fremden. Auch ſie, ſo fürchtete er, würde ihm eine vornehme Dame bleiben, die grade ſo viel Vertrauen zutheilt, als ihr nützlich ſcheint, und jedes nähere Verhältniß durch artige Kälte von ſich abzuhalten weiß. Selbſt Lenorens freundliche Stimme vermochte ihn nicht aufzurichten. Beide ſchritten durch den Hof, nachdenkend, wie zwei Geſchäftsleute, die nur die Abſicht haben, das Gut zu taxiren.

Wie in den erſten Tagen, ging für Anton das Leben auf dem Gute durch einige Monate fort, ernſthaft, einförmig, nicht ohne Zwang. Er arbeitete und aß allein auf ſeinem Zimmer, ſchweigend trug der alte Diener die Speiſen auf und wieder ab. Auch wenn er als geladener Gaſt mit der Familie zuſammenkam, war die Unterhaltung wenig erfreulich. Der Freiherr ſaß wie ein Eisklumpen und ſtörte jedes Aufleben eines lebhaften Geſprächs. Früher hatte Anton die Umgebung der Familie, die Einrichtung ihres Salons, die elegante Decoration ihres Hauſes gern bewundert. Jetzt ſtanden dieſelben Möbeln in den Beſuchzimmern, die kleinen Vögel der Baronin hatten unter ſorgfältigem Schutz die Winterreiſe überſtanden, es waren dieſelben Teppiche, Stickereien, daſſelbe Parfum der Zimmer. Aber jetzt, wo er die fremden Vögel täglich ſah, kamen ſie ihm langweilig vor, und an den Stuben war ihm bald nichts intereſſant, als daß er ſelbſt die erſte Einrichtung beſorgt hatte.

Anton hatte einen tiefen Reſpect vor dem gewandten Ton, der leichten Unterhaltung und den geſchliffenen Formen des Umgangs in die Familie mitgebracht. Gedrückt, ver-

ſtimmt und niedergeſchlagen, wie die Familie war, konnte er nicht die zierliche Heiterkeit erwarten, die ihm im Tanzſalon der Frau von Baldereck ſo wohl gethan hatte. Sie waren herausgeriſſen aus dem gewohnten Kreiſe, alle die kleinen Beziehungen fehlten, die Anregung fehlte, welche den Geiſt elaſtiſch erhält und Verſtimmung und Schmerz überwinden hilft. Er ſagte ſich beſcheiden, daß er dieſe nicht geben konnte. Aber noch Anderes befremdete ihn. Wenn er nach einem wortkargen Abend in ſein Zimmer zurückkehrte, beklagte er oft, daß ſie an Vielem, was ihm geläufig war, keinen Antheil nahmen, ja daß ſie eine völlig andere Bildung beſaßen, als er. Und bald nahm er ſich die Freiheit, zu behaupten, daß ihre Bildung nicht die beſſere war. Das Meiſte, was er geleſen, war der Familie fremd; beim Beſprechen der Zeitung, dem gewöhnlichen Unterhaltungsſtoff, verwunderte ihn das geringe Verſtändniß fremder politiſcher Zuſtände. Die Tiefen der Geſchichte waren dem Freiherrn kein angenehmer Aufenthalt, und wenn er das engliſche Staatsleben verurtheilte, ſo konnte er ſeinen Standpunkt mit einigem Recht unbefangen nennen, denn es war ihm ganz fremd. An einem andern Abende ergab ſich zu Antons Betrübniß, daß die Familienanſichten über die Lage der Inſel Ceylon im entſchiedenen Widerſpruch mit der Weltſtellung ſtanden, welche dieſem Eilande durch die Seefahrer zugetheilt worden iſt. Die Baronin, welche Intereſſe an unterhaltender Lectüre hatte und viel auf Vorleſen gab, verehrte Chateaubriand und las außer kleinen Modenovellen die Romane blaſirter Damen; Anton fand Atala abgeſchmackt und die Romane fade. Bald erkannte er, daß ſeine Hausgenoſſen Alles, was

die Welt ihnen entgegentrug, von einem Standpunkte betrachteten, den er nicht hatte. Ueberall maßen sie, ohne es selbst zu wissen, nach den Interessen ihres Standes. Was diesen schmeichelte, fand Gnade, auch wenn es für andere Menschen unerträglich war; was damit nicht zu stimmen schien, wurde verworfen, oder wenigstens still bei Seite geschoben. Ihr Urtheil war oft mild, zuweilen liberal, immer aber saß ein unsichtbarer Helm mit der Krone auf ihrem Nacken, sie sahen aus der engen Oeffnung des Visirs in das Treiben der andern Erdgeborenen hinein; und wenn sie ärgerte, was nicht zu ändern war, so klappten sie schweigend dem Helmsturz herunter und schlossen sich ab. Der Freiherr machte das zuweilen ungeschickt, aber seine Gemahlin verstand meisterhaft, durch eine kleine reizende Handbewegung sich von Unwillkommenem abzusperren.

Die Familie gehörte zu der deutschen Kirche in Neudorf. Dort war aber kein Chor und keine Loge neben dem Altar, man hätte im Schiff der Kirche neben den Landleuten sitzen müssen. Das war unpassend. Der Freiherr richtete eine Kapelle in seinem Hause ein und ließ den Geistlichen zuweilen nach dem Schloß holen. Anton erschien selten bei dem Hausgottesdienst, er ritt nach Neudorf hinüber und saß dort an der Seite des Schulzen unter der Gemeinde.

Auch seine Thätigkeit war nicht ohne allerlei Störung. Der Reisende einer Weinhandlung drang durch Sand und Kieferwälder bis in das Arbeitszimmer des Gutsherrn. Er war ein kecker Schlingel mit einer großen Beredtsamkeit und einer leidenschaftlichen Neigung zu Wettrennen und Steeplechase. Er brachte eine ganze Tasche voll Sportneuig-

keiten und bethörte dadurch den Freiherrn, ein Orhoft Rothwein zu beſtellen. Anton ſah auf die leere Kaſſe, fluchte dem Orhoft und eilte in das Audienzzimmer der Baronin. Es bedurfte einer langen Intrigue im Damenzimmer, um dieſe Beſtellung auf ein beſcheidenes Maß zurückzuführen.

Der Freiherr war mit ſeinen Wagenpferden unzufrieden, ſie waren nicht mehr jung und waren Füchſe. Dieſe letztere Eigenſchaft hätte dem armen Herrn gleichgültig ſein können, aber gerade ſie bekümmerte ihn ſchon ſeit Jahren. Denn der Sinn ſeiner Familie war von je auf eine beſondere Pferdefarbe gerichtet. Nach einer alten Sage hatte ein Ahnherr des Geſchlechtes auf einem Rothſchimmel in einer verſchollenen Schlacht ausgezeichnete Thaten verrichtet; ja, es gab ein ſchönes Lied von ältlichem Ausſehen, in welchem folgender Vers vorkam:

Wer ritt durch das Getümmel?
Ein edler Reitersmann,
Das rothe Blut vom Schimmel
Und roth vom Sattel rann.

Dieſes Lied deuteten die Rothſattel auf ihren Vorfahr und ſchätzten deßhalb Rothſchimmel vor andern Roſſen. Da aber dieſe Farbe bei guten Pferden ziemlich ſelten iſt, ſo war dem Freiherrn eine ſolche Erwerbung noch nie geglückt. Jetzt wollte das Schickſal, daß ein Händler aus der Nachbarſchaft ein Paar Rothſchimmel vorzuführen wußte. Der blinde Freiherr hatte an den Thieren eine Freude, welche den Frauen ſehr beweglich war; er ließ ſich die Pferde immer wieder vorreiten und vorfahren, hörte auf den Schlag ihrer Füße, betaſtete ſie ſorgfältig, holte Karls Anſicht ein und

vertiefte ſich in den Plan, ſeiner Gemahlin durch ihren Ankauf eine Freude zu machen. Karl lief in der Angſt vor einer unnützen Ausgabe zu Anton und vertraute dieſem die drohende Gefahr. Anton ging wieder in das Audienzzimmer, aber diesmal fand er auch hier kein geneigtes Gehör. Die Baronin gab zu, daß er nicht Unrecht hatte, aber ſie bat ihn dringend, nur diesmal ihrem Gemahl ſeinen Willen zu laſſen. Zuletzt wurden die neuen Pferde in aller Stille an die Krippe gebunden, und der Käufer gab außer den Füchſen und allem Geld ſeiner Privatkaſſe dem Händler noch das Verſprechen, nach der nächſten Ernte zweihundert Scheffel Hafer zu einem übermäßig niedrigen Preis zu liefern. Anton und Karl waren über dieſe letzte Bedingung, welche ihnen erſt nach einigen Monaten zu Ohren kam, im Intereſſe des Gutes ſehr erzürnt.

Der Förſter hatte das Unglück, bei der Gutsherrſchaft nicht in ſonderlicher Gunſt zu ſtehen. Daß Anton ſein erſtes Zuſammentreffen mit dem Waldmenſchen in lebhaften Farben ſchilderte, trug möglicherweiſe dazu bei, dieſen dem Freiherrn zu verleiden. Der Baronin mißfiel das kurze Weſen des Alten, der in ſeiner Einſamkeit allerdings die Geſchmeidigkeit verloren hatte, welche die Herrſchaft an ihren Untergebenen wünſchte. An einem Theeabend kam der Plan zum Vorſchein, den Mann zu entlaſſen, bevor er durch längeren Dienſt Anſprüche auf Unterhalt im hülfloſen Alter erwerbe. An ſeiner Stelle ſollte ein jüngerer Förſter geſucht werden, der gelegentlich in der Livree des Freiherrn als repräſentirender Jäger zur Bedienung brauchbar wäre. Die Familie war von dem frühern Gute an ein ſolches Verhält-

niß gewöhnt. Anton bezwang mit Mühe seinen Unwillen, als er auseinandersetzte, daß bei der wilden und unsichern Nachbarschaft des Gutes gerade der erfahrene Mann, der von jedem Strauchdieb der Gegend gefürchtet wurde, viel zuverlässiger sei, als ein Fremder. Lenore schlug sich auf seine Seite und unter kaltem Schweigen des Freiherrn und einem resignirten Blick der Baronin wurde der Plan bei Seite gelegt. Beide ertrugen fortan mit zugeklapptem Visir und gutem Anstand den verbauerten Alten.

Das waren kleine Verstimmungen, wie sie unvermeidlich sind, wenn Menschen mit verschiedenen Gewohnheiten sich zu gemeinsamem Leben verbinden, aber es war kein Zeichen von Behagen, daß Anton sich dies häufig sagen mußte. Er verstand sich nicht nur mit Karl, auch mit dem Förster und Schäfer in vielen Dingen besser, als mit der Herrschaft des Gutes, und er fühlte jetzt zuweilen mit Stolz, daß er anders als sie und einer aus dem Volke war.

Auch Lenore war nicht so, wie er sie geträumt hatte. Immer hatte er in ihr das vornehme Fräulein verehrt, und die herzliche Vertraulichkeit, mit der sie ihn behandelte, als einen Vorzug empfunden. Jetzt hörte sie ihm auf, eine vornehme Erscheinung zu sein. Er kannte die Muster ihrer Spitzenärmel persönlich und sah sehr gut einen kleinen Riß im Hauskleide, den die sorglose Lenore lange nicht beachtete. Er hatte die wenigen Bücher, die sie mitgebracht, gelesen, und war in der Unterhaltung oft um die Grenzen ihres Wissens herumgegangen. Ihre Aussprüche imponirten ihm nicht mehr, und er hätte jetzt seinen Freund Fink schwerlich wegen der Frage, ob sie auch Geist habe, geprügelt. Er frug sich

das selbst und beantwortete die Frage recht verständig. Sie hatte nicht so viel gelernt, als ein anderes Mädchen, das er kannte, und ihr Empfinden war durchaus nicht so gebildet; aber sie war eine gute frische Natur, kräftig in ihrem Gefühl und ehrlich in ihrem Urtheil. Und sie war schön. Immer hatte er sie dafür gehalten, aber seine zarte Ehrfurcht umgab lange ihr Bild mit einer duftigen Wolke. Jetzt, wo er sie täglich sah, im einfachen Morgenrock, in der gewöhnlichen Stimmung des Arbeitstages, jetzt erst fühlte er den ganzen Zauber ihrer blühenden Jugend.

Er war manchmal unzufrieden auch mit ihr. Gleich in den ersten Tagen frug sie ihn dringend, wie sie sich dem Hause nützlich machen könnte. Er sagte ihr, daß die Aufsicht über den Haushalt und die genaue Führung der Hausrechnung eine sehr nützliche Arbeit sei. Er linirte ihr ein Rechenbuch, und da sie Mangel an Uebung zeigte, die gezogenen Linien zweckmäßig zu benutzen, so hatte er die Freude, sie das zu lehren. Sie warf sich mit Eifer auf die neue Thätigkeit und lief den Tag zehnmal zu Babette in die Küche, um sich Auskunft zu holen. Aber ihre Rechnung erwies sich unsicher, und die mysteriösen Striche Babettens immer noch zuverlässiger. Und wenn sie eine Woche die Bücher gewissenhaft geführt hatte, kamen einige Tage, wo die Sonne lustig schien, dann konnte sie sich nicht enthalten, mit dem Förster schon am Morgen auf die Jagd zu gehen oder auf ihrem kleinen Pferde weit über die Grenzen des Gutes hinauszustreifen, dann vergaß sie den Stadtboten, die Köchin und ihre Buchführung. — Sie wollte Geschichte treiben und unter Antons Anleitung etwas Englisch lernen. Anton war glücklich über

den Einfall. Aber die Jahreszahlen konnte ſie nicht behalten, die Vocabeln waren ihr ſchrecklich, ſie entlief dieſen Hieroglyphen und ging in den Pferdeſtall, oder wohl gar in die Stube des Amtmanns, deſſen mechaniſchen Kunſtarbeiten ſie ſtundenlang mit großem Intereſſe zuſah. Als Anton ſie einſt zur engliſchen Stunde rufen wollte, fand er ſie in Karls Stube, einen Hobel in der Hand, eifrig an der Pritſche eines neuen Schlittens arbeitend, und gutmüthig ſagte ſie ihm: „Geben Sie ſich nicht ſo viel Mühe mit mir, Wohlfart. Ich lerne nichts, ich habe immer einen harten Kopf gehabt.“

Wieder lag Schnee auf der Erde, und im Sonnenlicht glitzerten Millionen Eiskryſtalle auf den Bäumen und dem Feld. Karl ſetzte zwei Schlitten in Stand, einen alten zweiſitzigen und einen Rennſchlitten für das Fräulein, den er ſelbſt zuſammenſchlug und unter dem Beiſtande Lenorens mit ſchöner Oelfarbe überzog. Bei der Morgenaudienz ſagte Anton der Baronin, daß er heut Nachmittag in einem Polizeigeſchäft nach Tarow müſſe. „Wir kennen die Familie Tarowski vom Bade her,“ erwiederte die Baronin. „Dort haben wir gern mit Frau von Tarowska und ihren Töchtern verkehrt. Ich wünſche lebhaft, daß der Freiherr nicht ganz außer Verbindung mit der Nachbarſchaft bleibt, vielleicht vermag ich ihn zu beſtimmen, daß er heut mit uns ſeinen Beſuch macht. In jedem Falle wollen wir Frauen dieſe Gelegenheit benutzen und unter Ihrem Schutz einen Ausflug dorthin wagen.“

Anton erinnerte leiſe an den verſchwundenen Bratzky und ſeinen Verdacht.

„Es iſt ja nur ein Verdacht,“ erwiederte die Baronin begütigend, „und unſere Verpflichtung, der Familie einen Beſuch zu machen, iſt unzweifelhaft. Auch kann ich nicht glauben, daß Herr von Tarowski ſelbſt an der Entführung Antheil hat.“

Am Nachmittag fuhren die Schlitten vor, die Baronin ſetzte ſich mit dem Freiherrn in den größeren, Lenore beſtand darauf, in ihrem neuen Rennſchlitten ſelbſt zu fahren. „Wohlfart ſetzt ſich hinter mich auf die Pritſche,“ beſtimmte ſie. Der Freiherr frug ſeine Gemahlin leiſe: „Wohlfart?“ —

„Ich laſſe dich nicht allein fahren,“ erwiederte die Baronin ruhig. „Sei ohne Sorge. Außerdem iſt er in deinem Dienſt, die Inconvenienz iſt nicht groß. Und wir fahren ja mit einander vor.“

Die Glöckchen klangen über die Ebene, Lenore ſaß ſelig in ihrer Nußſchale und trieb ihr Pferd mit kräftigem Zuruf an. Sie wandte ſich oft zurück und zeigte Anton ihr lachendes Antlitz, das unter der dunkeln Kappe heut ſo ſchön war, daß ihr ſein ganzes Herz entgegenflog. Ihr grüner Schleier flatterte im Winde und ſtreifte ſeine Wange, hing ſich an ſein Geſicht und verbarg ihm die Ausſicht. Dann erblickte er die verhüllte Geſtalt vor ſich in einem grünen Dämmerlicht wie aus weiter Ferne; und gleich darauf berührte wieder der Hauch ſeines Mundes die Bandſchleife, welche an ihrem Nacken flackerte, und er ſah, daß nur die ſeidene Hülle ſeine Hand von ihrem goldenen Haar und dem weißen Hals trennte. Anton verſenkte ſich in dieſe Betrachtung und

widerſtand kaum noch dem Gelüſt, ihr mit ſeinem Pelzhandſchuh leiſe über die Kapuze zu fahren, als dicht neben ihm ein Haſe aus einem Schneeloch aufſprang. Der Haſe winkte drohend mit ſeinen Löffeln und machte einen bedeutſamen Burzelbaum auf Anton zu. Dieſer verſtand die freundliche Warnung und zog den Pelzhandſchuh zurück; der Haſe, vergnügt, eine gute That vollbracht zu haben, galoppirte über den Schnee.

Anton gab ſeinen Gedanken eine andere Richtung. „Der weiße Weg zeigt keine Spur eines Menſchen, kein Gleis, keinen Fußtritt, nirgend iſt ein anderes Leben zu ſehen, als der lautloſe Schlaf der Natur. Wir ſind Reiſende, welche in ein fremdes Land dringen, das noch Niemand vor ihnen betreten. Ein Baum iſt wie der andere, die Schneefläche iſt endlos, rund herum Grabesſtille, und oben wieder der lachende Sonnenſchein. Ich wollte, es ginge den ganzen Tag ſo fort.“

„Ich bin glücklich, daß ich Sie einmal fahren kann,“ rief Lenore, beugte ſich zu ihm zurück und hielt ihm eine Hand hin. Anton vergaß ſofort den Haſen, er konnte ſich nicht enthalten, einen Kuß auf den Handſchuh zu drücken.

„Es iſt däniſches Leder,“ lachte Lenore, „bemühen Sie ſich nicht.“

„Hier iſt eine Lücke,“ ſagte Anton, bereit, den Verſuch zu wiederholen.

„Sie ſind heut ſo artig,“ rief Lenore, die Hand langſam zurückziehend, „das ſteht Ihnen hübſch, Wohlfart.“

Der Pelzhandſchuh ſtreckte ſich aus, um die zurückweichende Hand zu verfolgen. Darüber geriethen zwei Krähen

auf den Bäumen in ſtarken Zank, ſie ſchrieen um die Wette, flogen auf und ſchwebten ſchimpfend über Antons Kopf. „Geht zum Teufel, ihr Geſindel," dachte der leidenſchaftliche Anton, „ihr ſollt mich nicht mehr ſtören."

Aber Lenore ſah ihn treuherzig an. „Ich weiß doch nicht, ob Ihnen gut ſteht, ſo artig gegen mich zu ſein," fuhr ſie ernſter fort. „Sie dürfen mir die Hand nicht küſſen, denn ich habe keine Luſt, Ihnen daſſelbe zu thun, und was dem Einen recht iſt, ſoll dem Andern billig ſein. Huſſa, mein Pferd, vorwärts!"

„Ich bin neugierig, wie uns die Polen empfangen werden," begann Anton wieder die regelmäßige Unterhaltung.

„Sie können nicht anders als freundlich ſein," ſprach Lenore zurück. „Wir haben mit Frau von Tarowska wochenlang in einem Hauſe gewohnt und alle Partien gemeinſchaftlich gemacht. Sie war die eleganteſte Dame des ganzen Bades, ſie und die Töchter machten Aufſehen durch ihr diſtinguirtes Weſen; ſie ſind ſehr liebenswürdig und vom beſten Ton." —

„Er aber hat zwei Augen, gerade wie der Fuchs des Förſters," ſprach Anton, „ich traue ihm nicht über den Weg."

„Ich habe mich heut ſehr ſchön gemacht," lachte Lenore ſich wieder umwendend, „denn die Mädchen dort ſind reizend, und die Polen ſollen nicht ſagen, daß wir uns ſchlecht neben ihnen präſentiren. Wie gefällt Ihnen mein Kleid, Wohlfart?" Sie ſtreifte einen Zipfel ihres Pelzes zurück.

„Sie werden ſich darin nicht ganz ſchlecht ausnehmen," ſagte Anton mit weiſer Miene; „es iſt etwas Braun dabei, folglich iſt es wunderhübſch."

„Sie treuer Herr Wohlfart!“ rief Lenore und reichte ihm wieder die Hand über den Schlittenrand. Ach! jetzt waren die kleinen warnenden Thiere zu ſchwach, um den Zauber abzuleiten, welcher den Pelzhandſchuh zu dem Dänen hinzog: etwas Größeres mußte geſchehen. Als Anton zum dritten Mal die Hand ausſtreckte, bemerkte er, daß ſeine eigene Hand ſich wider ſeinen Willen immer höher hob und in der Luft einen Kreis beſchrieb, während er ſelbſt ſich ſenkte, bis er der Länge nach im Schnee lag. Erſtaunt hob er ſeinen Kopf und ſah Lenore einige Schritt weiter neben dem umgeſtürzten Schlitten ſitzen, das Pferd ſtand ruhig auf dem Wege und lachte in ſeiner Art laut vor ſich hin. Lenore hatte zu viel nach ihrem Gefährten und zu wenig auf den Weg geſehen, ſo hatten ſie umgeworfen. Fröhlich erhoben ſich Beide, ſchüttelten den Schnee ab. Anton richtete den Schlitten auf, und im Galopp ging es wieder vorwärts. Aber das Schlittenmärchen war zu Ende, Lenore ſah mehr auf den Weg, und Anton ſtäubte ſich den Schnee aus den Aermeln.

Die Schlitten fuhren in einen weiten Hofraum. Ein langes einſtöckiges Lehmhaus, mit Kalk beworfen und mit Schindeln gedeckt, ſchaute mit ſeinen blinden Fenſtern vertraulich auf die hölzernen Ställe nebenan. Anton ſprang ab und frug einen Mann in Livree nach der Wohnung des gnädigen Herrn. „Hier iſt der Palaſt,“ erwiederte der polniſche Diener mit tiefer Verbeugung und half der Herrſchaft aus dem Schlitten. Erſtaunt ſahen Lenore und die Baronin einander an. Sie traten in einen unſaubern Hausflur, mehrere ſchnurrbärtige Geiſter eilten herzu, riſſen dienſteifrig die Winterhüllen der Gäſte ab und eine niedrige Thür auf. In

dem großen Wohnzimmer war zahlreiche Gesellschaft versammelt. Eine hohe Gestalt in schwarzer Seide trat den Gästen entgegen und begrüßte sie in der besten Haltung von der Welt. Die Töchter eilten herzu, schlanke Damen mit Augen und Tournüre der Mutter. Mehrere Namen der jungen Herren wurden genannt, Herr von, Graf von, alle elegante Männer im Salonkleid. Zuletzt kam auch der Hausherr. Sein schlaues Gesicht strahlte von herziger Freude, und die Fuchsaugen leuchteten von Harmlosigkeit. Der Empfang war tadellos, von allen Seiten die wohlthuende Leichtigkeit eines sicheren Selbstgefühls. Der Freiherr und die Frauen wurden als werthe Bekannte begrüßt, auch Anton erhielt seinen Theil Zuvorkommenheit. Sein Geschäft war nach wenig Worten abgemacht und Herr von Tarow erinnerte ihn lächelnd daran, daß er ihn schon einmal flüchtig gesehen. „Der Schlingel von Inspector ist Ihnen entsprungen," sagte er bedauernd, „seien Sie ohne Sorge, er wird seinem Schicksal nicht entgehen." „Ich hoffe," erwiederte Anton, „er und seine Helfer." Die Augen des Herrn von Tarow bemühten sich, Taubenaugen gleich zu werden, als er fortfuhr: „Der Kerl liegt irgendwo versteckt." — „Wahrscheinlich in der Nähe," sagte Anton und warf einen argwöhnischen Seitenblick auf die schlechten Gebäude des Hofes.

Vergebens suchte Anton unter den anwesenden Männern jenen Fremden, den er bereits zweimal gesehen hatte und dem er den Wunsch zutraute, vor deutschen Augen unbekannt zu bleiben. Dagegen war ein anderer Herr von entschiedenem Wesen vorhanden, der von den Uebrigen mit hoher Achtung behandelt wurde. „Sie kommen und verschwin-

den," dachte Anton, „ſie reiten zuſammen und wieder auseinander, wie der Schenkwirth ſagt; es ſind hier nicht Einzelne, mit denen man zu thun hat, ſondern eine ganze Gattung." In dem Augenblick trat der Fremde an ihn heran und begann ein artiges Geſpräch. So unbefangen er aber auch redete, ſo merkte Anton doch, daß er bemüht war, das Geſpräch zu leiten und ihn, den Deutſchen, über Geſinnung und Sympathie auszuholen. Er hielt deßhalb vorſichtig zurück, und als der Pole das wahrnahm, verlor er plötzlich das Intereſſe an dem Gaſt und wandte ſich zu den Damen.

Jetzt hatte Anton Muße, ſich im Zimmer umzuſehen. Unter den rohen Möbeln des Dorftiſchlers ſtand ein Wiener Flügel, die Fenſterſcheiben waren geflickt, auf dem ſchwarzen Fußboden lag in der Nähe des Sophas ein zerriſſener Teppich. Die Damen ſaßen auf Sammtſeſſeln um einen abgenutzten Tiſch. Die Frau vom Hauſe und ihre erwachſenen Töchter waren in eleganter Pariſer Toilette, aber als ſich eine Seitenthür öffnete, ſah Anton in dem grauen Nebenzimmer einige Kinder mit ſo mangelhafter Garderobe umherlaufen, daß ſie ihn bei der Winterkälte herzlich dauerten. Sie ſelbſt machten ſich jedenfalls nicht viel daraus, denn ſie balgten ſich und lärmten wie Unholde.

Ueber den wankenden Tiſch wurde eine feine Damaſtſerviette gelegt und ein ſilberner Theekeſſel aufgeſetzt. Die Unterhaltung floß vortrefflich. Leichte franzöſiſche Bonmots und lebhafte Ausrufe in melodiſchem Polniſch fuhren durcheinander, dazwiſchen klang die eintönige deutſche Phraſe. An dem ſchnellen Lachen, den Mienen der Sprechenden und dem Feuer der Unterhaltung merkte Anton, daß er

unter Fremden war. Schnell flogen die Worte, in den Augen und auf den Wangen glänzte das flüchtige Feuer der heitern Erregung. Es war ein beweglicheres Volk, elastischer, schwunghafter, leichter ergriffen. Erstaunt sah Anton, wie behaglich Lenore in der Unterhaltung schwamm. Auch ihr Antlitz glänzte von höherem Roth, sie lachte und geberdete sich wie die Andern, und dreist blickten ihre Augen in die verbindlichen Gesichter der anwesenden Herren. Dasselbe Lachen, die herzliche Unbefangenheit, die ihn im Stillen entzückt hatte, verschwendete sie jetzt an Fremde, die in der Nacht auf der Landstraße zum Schaden ihres Vaters gearbeitet hatten. Das mißfiel ihm höchlich. Dazu das Zimmer so wunderlich ausgeputzt, die Tapeten schmutzig und zerrissen, die Kinder in der Nebenstube barfüßig, und der Hausherr der stille Beschützer eines Schuftes und wahrscheinlich noch etwas Schlimmeres! So begnügte er sich, mit kalter Zurückhaltung die Gesellschaft zu betrachten und nur das Nothwendige auf die freundlichen Worte des Hausherrn und seiner Gäste zu erwiedern.

Endlich schlug ein junger Herr einige Accorde auf dem Flügel an, Alles sprang auf und wollte tanzen. Die gnädige Frau klingelte, vier wilde Männer stürzten in das Zimmer, ergriffen den großen Flügel und trugen ihn rücksichtslos hinaus. Die Gesellschaft drängte nach über den Hausflur in den gegenüberliegenden Saal. Als Anton eintrat, kam er in Versuchung, sich die Augen zu reiben. Es war ein leerer Raum mit rohem Kalkanstrich, Bänke an den Wänden, und in der Ecke ein abscheulicher Ofen. Mitten im Saal hing Wäsche auf Leinen; Anton begriff nicht, wie

man hier tanzen wollte. Aber im Hui wurde die Wäſche durch die Fäuſte der Diener herabgeriſſen, einer lief zum Ofen und blies das Feuer an, nach wenig Augenblicken waren ſechs Paar zur Quadrille angetreten. Da der Damen zu wenig waren, band ein junger Graf mit einem ſchwarzen Sammtbärtchen und zwei wunderſchönen blauen Augen ſein Battiſttuch um den Arm und erklärte ſich mit einem graziöſen Knix für eine Dame. Sogleich wurde er von einem andern Herrn ritterlich zum Tanz geführt. Selig drehte ſich das Völkchen im Tact. Durch die Nachläſſigkeit, welche die Mode von den Tänzern des gebildeten Europa verlangt, flatterte zuweilen das Feuer ihres Stammes auf. Lenore trieb mitten darunter. Auch die Baronin war in heiterer Unterhaltung mit dem Hausherrn, und Frau von Tarow machte ſich zur Aufgabe, den blinden Freiherrn zu beſchäftigen. Das war wieder die vornehme Form, der leichte Genuß des Augenblicks, welchen Anton ſo oft bewundert hatte; aber heut verzog ſich ſein Mund zu einem kalten Lächeln. Es ſchien ihm nicht männlich und nicht würdig, daß die deutſche Familie ſich ſo hingebend unter Gegnern bewegte, welche wahrſcheinlich in dieſem Augenblick Feindliches gegen ſie und gegen ihr Volk im Sinne hatten. Als Lenore nach dem erſten Tanz bei Anton vorbeiging und ihn leiſe frug: „Warum tanzen Sie nicht mit mir?“ erwiederte er: „Ich erwarte jeden Augenblick das Geſicht des Herrn Bratzky in einem Winkel dieſes Saales zu ſehen.“

„Wer wird jetzt daran denken,“ rief Lenore und wandte ſich gekränkt ab.

Tanz folgte auf Tanz, die Köpfe der jungen Herrſchaf-

ten glühten, die Locken wurden ſchlaff vom warmen Thau. Schnurrbärtige Diener drangen wieder in das Zimmer und boten Champagner in Eis. Stehend, auf dem Sprunge ſchlürften die Tänzer den kalten Trank, und gleich darauf ſtürmte von allen Ecken der Ruf nach einem polniſchen Nationaltanz zu dem Hauslehrer, welcher am Flügel ſaß. Jetzt flatterten die Gewänder, die Tänzer ſchnellten ſich wie auf Sprungfedern durch das Zimmer, wie Bälle flogen die Mädchen aus einem Arm in den andern. Ach und Lenore immer mitten darunter! Anton ſtand neben dem anſehnlichen Polen in mattem Geſpräch und hörte kühl das Lob an, welches dieſer der deutſchen Tänzerin freigebig ertheilte. Was den polniſchen Mädchen natürlich ſtand, die ſchnellen Bewegungen, die ſtarke Erregung, das machte Lenore wild und, wie Anton ſich mit Mißfallen ſagte, unweiblich. Und von ihr weg irrte ſein Blick an den rohen Wänden umher auf den beſtäubten Ofen, in dem ein großes Scheit Holz loderte, bis zu der Decke, von welcher lange graue Spinnweben herunterhingen.

Es war ſpät, als die Baronin zum Aufbruch trieb; die Pelze wurden in den Saal gebracht, die Gäſte wickelten ſich ein, die Schelle läutete und das Glöckchen klang wieder über die Schneefläche. Aber Anton war es wohl zufrieden, daß jetzt die Tochter mit dem Vater fuhr, und daß er ſelbſt hinter der Baronin die Zügel führte. Schweigſam lenkte er den Schlitten und immer wieder dachte er daran, daß eine Andere, die er kannte, ſich unter den Spinnweben im Hauſe der Feinde niemals in der Mazurka geſchwenkt hätte. — Auch Lenore trug ihm heut den Stahlhelm auf dem weißen Nacken.

4.

Herr Itzig war als Geschäftsmann etablirt. Wer ihn besuchte, schritt durch ein vielbetretenes Vorderhaus und erstieg in einem Seitenflügel eine nicht ganz saubere Treppe. Neben der Treppe glänzte die weißlackirte Entréethür, auf welcher ein großes Messingschild mit abgeschrägten Ecken den Namen „V. Itzig" zeigte. Das Entrée war verschlossen, ein dicker Porcellangriff war auch vorhanden, Alles schöner und idealer, als es bei Ehrenthal gewesen war. Durch die Thür konnte der Besuchende in ein leeres Entrée gelangen, in welchem sich den Tag über ein verschmitzter Junge aufhielt, halb Portier, halb Laufbursche, außerdem Spion für die Geschäfte, welche sein Brodherr machte. Der Junge unterschied sich von dem ursprünglichen Herrn Veitel durch ein auffälliges Wesen von schäbiger Gentilität. Er trug die letzten Ueberreste des Kleidergeschäfts auf, glänzende Seidenwesten und einen Frack, der ihm nur wenig zu groß war. Er bewies, daß die neue Firma auch in Sachen der Toilette und Bildung avancirter war, als das in vielen Dingen gewöhnliche Geschäft des Ehrenthal. Den Eintretenden empfing Herr Itzig in zwei kleinen Geschäftsstuben, von denen die erste wenig Möbel, aber zwei auffallend schöne Lampen enthielt, eine gelegentliche nothwendige Uebernahme für nicht gezahlte Zinsen eines Solawechsels. Die zweite war das

Schlafzimmer, ein einfaches Bett, ein langes Sopha, ein großer runder Spiegel mit breitem Goldrahmen, dieſer ein Erwerb aus dem geheimen Lager des ehrlichen Pinkus. Itzig ſelbſt hatte ſich auffallend verändert, er war an trüben Tagen bei dem zweifelhaften Lichte, welches aus dem Hofraume in die Stuben gelangte, von Weitem betrachtet, nur noch wenig von einem eleganten Herrn verſchieden. Sein ſchmales Geſicht war voller geworden, die großen Sommerſproſſen, welche ihn früher getigert hatten, waren verblichen, und ſein Haar hatte durch Pomade und kunſtvolle Bürſtenſtriche eine dunklere Farbe und ein anſchmiegendes Weſen erhalten. Noch hatte der neue Geſchäftsmann eine Vorliebe für ſchwarze Kleider, aber ſie waren neu und ſaßen nicht mehr ſchlottrig über ſeinen Gliedmaßen. Denn Herr Itzig hatte auch zugenommen an äußerer Behaglichkeit, er gönnte ſich jetzt gute Koſt, ja auf ſeinem Arbeitstiſch war zuweilen eine leere Weinflaſche zu ſehen, auf welcher das Wort „Moſel" ſtand, daneben ein Zuckerbecher und ein ſilberner Löffel. Wie prächtig aber auch das neue Etabliſſement war, Itzig benutzte daſſelbe doch nur bei Nacht und in ſeinen offiziellen Geſchäftsſtunden. Noch immer trieb ihn ſein Herz nach ſeiner alten Herberge zu Löbel Pinkus. So führte er ein doppeltes Leben, für die große Welt als feiner Geſchäftsmann in den neugeſtrichenen Stuben unter dem Glanze der Aſtrallampen, bedient von einem modern gekleideten Gnom, und ein zweites für ſein Gemüth, gerade unter der Caravanſerei, ein beſcheidenes Leben mit rothbaumwollenen Gardinen und einem viereckigen Kaſten als Sopha. Vielleicht machte ihm dieſes Aſyl am behaglichſten, daß er jetzt eine unbeſtrit-

tene Herrſchaft über den Beſitzer des Hauſes ausübte. Pinkus war, zu ſeiner Schande ſei es geſagt, herabgeſunken zu einem Commiſſionär, einem Hülfsarbeiter Veitels. Und Frau Pinkus hing an dem aufſtrebenden Geſchäftsmann mit einer Verehrung, welche ihren Mann aller Gänſebrüſte beraubte, die in dem Hauſe geſchlachtet wurden.

Heut ſaß Itzig in ſeinem Geſchäftslocale nachläſſig auf dem Sopha und rauchte aus einer Bernſteinſpitze; er war ganz Gentleman und erwartete vornehmen Beſuch. Da hörte man im Vorzimmer ſchellen, der Dienſtthuende flog zur Thüre, eine ſcharfe Menſchenſtimme wurde hörbar. Bald entſtand ein Zank im Vorſaale, welcher Veitel bewog, ſchnell den offenen Kaſten ſeines Schreibpultes zuzuſchließen und den Schlüſſel in die Taſche zu ſtecken.

„Nicht zu Hauſe iſt er? Er iſt aber hier, du erbärmlicher, grünhaariger Dummkopf," ſchrie eine ſcharfe Stimme den Wache haltenden Jüngling an. Man hörte einen widerſtehenden Körper bei Seite ſchieben, Veitel beugte ſeinen Kopf tief in ein altes Hypothekeninſtrument, die Thür wurde geöffnet, und Herr Hippus erſchien mit geröthetem Antlitz, ſchäbig, mit zerrauften Federn an der Thür. Nie hatte er einem alten Raben ähnlicher geſehen.

„Du läßt dich verleugnen? Du befiehlſt dem Wurme dort draußen, alte Freunde abzuweiſen? Natürlich, du biſt vornehm geworden, du Narr! Hat man je eine ſolche Unverſchämtheit geſehen! Weil der Bengel ſich in zwei neue Stuben hineingeſchwindelt hat, ſind ihm ſeine alten Freunde nicht mehr gut genug. Du biſt aber bei mir an den Unrechten gekommen, mein Söhnchen, ich laſſe mich nicht ſo abſpeiſen."

Veitel betrachtete den kleinen Herrn, welcher zornig vor ihm ſtand, mit Blicken, die nichts weniger als freundſchaftlich waren. „Was macht Ihr mit dem jungen Menſchen für einen Lärm," ſagte er kalt, „er hat nur ſeine Schuldigkeit gethan. Ich erwarte einen Geſchäftsbeſuch und habe ihm befohlen, alle Fremden abzuweiſen. Wie konnte ich wiſſen, daß Ihr hierher kommen würdet? Haben wir nicht ausgemacht, daß Ihr mich nur des Abends beſuchen ſollt? Was kommt Ihr in meinen Geſchäftsſtunden?"

„Deinen Geſchäftsſtunden! du junger Wiedehopf, der ſeine Eierſchalen noch am Steiße herumſchleppt," rief Hippus immer noch erzürnt und ſetzte ſich auf das Sopha. „Deine Geſchäftsſtunden — fuhr er mit unendlicher Verachtung fort, „für deine Geſchäfte iſt jede Stunde gut genug."

„Ihr ſeid wieder betrunken, Hippus," antwortete Veitel in aufrichtigem Aerger; „wie oft habe ich geſagt, daß ich mit Euch nichts zu thun haben will, wenn Ihr aus der Branntweinſtube kommt!"

„So," rief Herr Hippus, „du Sohn einer Trödelhexe, mein Beſuch iſt für dich zu allen Zeiten eine Ehre. Ich wäre betrunken?" fuhr er ſchluckend fort, „wovon denn, du Hanswurſt? Womit ſoll man ſich betrinken," ſchrie er, „wenn man kein Geld hat, ein Glas zu bezahlen?"

„Ich wußte, daß er wieder kein Geld hatte," ſagte Veitel mit tiefer Entrüſtung. „Erſt neulich habe ich Euch zehn Thaler gegeben, aber Ihr ſeid wie ein Schwamm, es iſt Schade um jeden Groſchen, den man auf Euch wendet."

„Du wirſt mir aber heut zeigen, daß es nicht Schade

iſt," antwortete der Alte höhniſch, „du wirſt mir wieder zehn Thaler geben und auf der Stelle."

„Das werde ich nicht," rief Veitel. „Ich habe ſatt, Euch zu füttern. Ihr wißt, was wir abgemacht haben; Geld bekommt Ihr nur, wenn Ihr mir etwas dafür thut. Und jetzt ſeid Ihr nicht in der Verfaſſung, etwas Ordentliches zu leſen oder zu ſchreiben."

„Für dich und deines Gleichen bin ich immer noch gut genug, und wenn ich zehnmal beſſer gefrühſtückt hätte, als heut," ſagte der Alte ruhiger. „Gieb her, was du für mich zu arbeiten haſt. Du biſt ein geiziger Filz geworden, aber ich will dir's nicht nachtragen. Ich will dir verzeihen, daß du mich abweiſen wollteſt, ich will dir auch verzeihen, daß du ein hochmüthiger Eſel geworden biſt und dich mit einer ſolchen Lampe breit machſt, die für beſſere Leute, als du, gut genug wäre; und ich will dir meinen Rath nicht entziehen, vorausgeſetzt, daß du mich honorirſt. Und ſo wollen wir Friede machen, mein Sohn. Jetzt rede, welche Teufelei haſt du wieder vor?"

Veitel ſchob ihm ein dickes Hypothekeninſtrument hin und ſagte: „Zuerſt ſollt Ihr mir das durchſehen und einen Auszug daraus ſchreiben, wie ich ihn brauche, und ſagen, wie es damit ſteht. Es iſt mir angeboten worden zum Kauf. Jetzt aber erwarte ich Jemand. Ihr müßt in die andere Stube gehen, dort ſetzt Euch an den Tiſch und macht die Arbeit. Wenn Ihr fertig ſeid, dann reden wir über das Geld."

Herr Hippus ſchob ſich das ſchwere Actenſtück unter den Arm und ſteuerte nach der zweiten Stubenthür. „Heut thue ich dir noch einmal deinen Willen, weil du's biſt,"

ſagte er gemüthlich und erhob ſeine Hand, um Veitel auf die Backe zu klopfen.

Veitel ließ ſich die Liebkoſung leidend gefallen und wollte die Thür zumachen, als der betrunkene Alte ſich noch einmal herandrängte und mit ſchlauem Blick frug: „Alſo du erwarteſt Jemanden, mein Söhnchen? Wen erwarteſt du, kleiner Itzig? Iſt's ein Männlein oder ein Fräulein?"

„Es iſt ein Geldgeſchäft," antwortete Veitel die Achſeln zuckend.

„Ein Geldgeſchäft?" wiederholte der trunkene Herr, mit einer zärtlichen Bewunderung ſeinen Bundesgenoſſen betrachtend. „Ja, darin biſt du groß. Groß als Menſch und als Schwindler! Wahrhaftig, wer von dir Geld haben will, der iſt verloren. Es wäre ihm beſſer, er ſpränge in's Waſſer, obgleich Waſſer auch verächtlich iſt. Du kleiner Sackermentsſchwindler, du!" Dabei erhob er den Kopf und ſtierte aus ſeinen ſchwimmenden Augen liebevoll auf Veitel.

„Seid Ihr doch ſelbſt gekommen, um Geld von mir zu holen," antwortete ihm Veitel mit gezwungenem Lächeln.

„Ja, ich bin feſt," antwortete Hippus lallend, „ich bin nicht von Fleiſch und Blut, ich bin Hippus, ich bin der Tod." Dabei verſuchte er geiſtreich zu lachen.

Draußen tönte die Schelle, Veitel rief: „Verhaltet Euch ruhig!" ſchloß die Thür, ſetzte ſich auf das Sopha, faßte die Bernſteinſpitze und erwartete ſeinen Beſuch.

In dem Vorzimmer klirrte ein Säbel, ein Huſarenoffizier trat ein. Eugen Rothſattel war in dem letzten Winter ein wenig älter geworden, ſein feines Geſicht war hagerer, und

um den untern Theil ſeiner Augen zog ſich ein bläulicher Ring. Er trat mit einem Schein von Gleichgültigkeit ein, der Herrn Itzig keinen Augenblick zu täuſchen vermochte, denn hinter dieſer Maske erkannte ſein erfahrener Blick deutlich das Fieber, welches bedrängten Schuldnern eigenthümlich iſt.

„Herr Itzig?“ frug der Offizier von oben herunter.

„So heiße ich,“ antwortete Veitel und ſtand nachläſſig vom Sopha auf.

Unruhig ſah Eugen in das Geſicht des Geldmanns. Der jetzt ſeine Anrede erwartete, war derſelbe, vor dem ſchon ſein Vater gewarnt war, und jetzt trieb das Schickſal auch ihn in daſſelbe Netz. „Ich habe in dieſen Tagen eine Schuld an hieſige Agenten zu zahlen,“ begann der Lieutnant, „an Herren Ihrer Bekanntſchaft. Als ich deßhalb Rückſprache mit ihnen nehmen wollte, iſt mir von Beiden mitgetheilt worden, daß ſie ihre Forderungen an Sie verkauft haben.“

„Ich habe ſie ungern gekauft,“ erwiederte Veitel, „ich habe nicht gern zu thun mit den Herren Offizieren. Es ſind zwei Schuldſcheine über eilfhundert und achthundert, zuſammen neunzehnhundert Thaler.“ Er griff in eine Mappe und holte die Documente heraus. „Erkennen Sie dieſe Unterſchrift als die Ihrige?“ frug er kalt, „und erkennen Sie dieſe neunzehnhundert Thaler als die Summe an, welche Ihnen geliehen iſt?“

„Es mag wohl ſo viel darin ſtehen,“ antwortete der Lieutnant unwillig.

„Ich frage, ob Sie anerkennen, daß Sie mir zu zahlen

haben dieſe Summe auf dieſe zwei Verſchreibungen?" frug Veitel wieder.

„In Teufels Namen, ja," rief der Lieutnant, „ich erkenne die Schuld an, obgleich ich nicht die Hälfte in Geld erhalten habe."

Veitel ſchloß die Sola-Wechſel in ſein Pult und ſagte, indem er die Achſeln zuckte, ſpöttiſch: „Ich habe doch die volle Summe bezahlt den beiden Leuten. Ich werde mir alſo holen bei Ihnen morgen und übermorgen mein Geld."

Der Offizier ſchwieg eine Weile, langſam rötheten ſich ſeine eingefallenen Wangen. Endlich nach einem harten Kampfe begann er: „Ich bitte Sie, Herr Itzig, mir noch Friſt zu geben."

Veitel ergriff ſeine Bernſteinſpitze und drehte behaglich daran, als er antwortete: „Ich gebe Ihnen keinen Credit weiter."

„Seien Sie verſtändig, Itzig," ſagte der Offizier mit erzwungener Vertraulichkeit. „Ich bin vielleicht in Kurzem in der Lage, Ihnen zu zahlen."

„Sie werden in einigen Wochen ſo wenig Geld haben, als jetzt," entgegnete Veitel grob.

„Ich bin bereit, Ihnen eine größere Summe zu verſchreiben, wenn Sie ſich gedulden."

„Ich mache niemals ſolche Geſchäfte," log Veitel.

„Ich ſchaffe Ihnen eine Anerkennung der Schuld durch meinen Vater."

„Der Herr von Rothſattel hat gerade ſo viel Credit bei mir, als Sie ſelber."

Der Lieutnant ſtieß zornig ſeinen Säbel auf den Boden.

„Und wenn ich nicht zahle?“ brach er los. „Sie wiſſen, daß ich geſetzlich dazu nicht verpflichtet bin.“

„Ich weiß,“ verſetzte Veitel ruhig. „Werden Sie zahlen morgen oder übermorgen?“

„Ich kann nicht,“ rief Eugen in aufrichtiger Verzweiflung.

„Dann tragen Sie Sorge für den Rock, den Sie anhaben,“ ſagte Veitel ſich abwendend.

„Wohlfart hatte Recht, mich vor Ihnen zu warnen,“ rief Eugen außer ſich. „Sie ſind ein hartgekochter —,“ er drängte das letzte Wort zurück.

„Sprechen Sie ruhig aus,“ ſagte Itzig, „es hört Sie Niemand. Was Sie reden, iſt wie das Feuer im Ofen, es kniſtert, in einer Stunde iſt's Kohle. Was Sie mir hier wollen ſagen unter vier Augen, das werden von Ihnen in drei Tagen die Leute auf der Straße ſagen, wenn Sie nicht zahlen.“

Eugen wandte ſich mit einem Fluche ab, an der Thür blieb er noch einen Augenblick ſtehen, dann ſtürzte er zornig hinaus.

Veitel ſah ihm triumphirend nach. „Der Sohn wie der Vater, er ſitzt darin, wie er ſitzen muß,“ ſagte er vor ſich hin; „er kann nicht ſchaffen das Geld. Es geht zu Ende mit den Rothſatteln, und der Wohlfart wird ſie nicht halten. — Wenn ich verheirathet bin mit der Roſalie, ſo ſind mein auch Ehrenthals Hypotheken. Dann können die Scheine, die bei dem Schwiegervater verſchwunden ſind, ſich unter ſeinen Papieren wiederfinden. Dann habe ich den Baron in Händen und das Gut iſt mein.“

Nach dieſem Selbſtgeſpräch öffnete er die Thür, welche Herrn Hippus und den vornehmen Beſuch, den Verſunkenen und den Sinkenden, getrennt hatte, und fand den kleinen Advocaten eingeſchlafen, den Kopf auf den Händen, die Hände über den Acten. Mit herzlicher Verachtung ſah Itzig auf das ſchwärzliche Bündel und ſagte: „Er wird mir läſtig. Er ſagte, er wäre der Tod, ich wollte, er wäre todt, und ich wäre von ihm frei.“ Unſanft rüttelte er den alten Mann auf und ſchrie ihn an: „Ihr ſeid zu nichts gut, als zum Schlafen, was mußtet Ihr hierher kommen, um zu ſchnarchen? Geht nach Hauſe, ich werde Euch die Acten geben, wenn Ihr in beſſerer Verfaſſung ſeid.“

Als der Advocat unter dem Verſprechen, am Nachmittag wiederzukommen, ſchläfrig hinausgewankt war, bürſtete Itzig mit beneidenswerther Fertigkeit ſeinen ſeidenen Hut, zog den beſten Rock an, gab ſeinem Haar vor dem goldenen Spiegel den genialen Fall und ging nach dem Hauſe ſeines Gegners Ehrenthal.

Als er in den Hausflur trat, warf er einen ſcheuen Blick auf die Thür des Comtoirs und eilte vorüber nach der Treppe. Auf der unterſten Stufe hielt er an. „Er ſitzt wieder im Comtoir,“ ſagte er horchend zu ſich ſelbſt, „ich höre ihn brummen; ſo brummt er oft, wenn er allein iſt. Ich will's wagen, ich gehe hinein, vielleicht iſt mit ihm ein Wort zu reden.“ Er ſchritt zögernd zu der Thür und horchte wieder, dann faßte er ein Herz und öffnete ſchnell. In dem dämmrigen Raume ſaß auf dem Lederſtuhl einſam eine zuſammengedrückte Geſtalt, auf dem Kopfe einen unförmlichen Hut; ſie nickte mit dem Kopfe vor ſich hin und murmelte

unverständliche Worte. Wie hatte ſich Hirſch Ehrenthal in dem letzten Jahre verändert! Als er das letzte Mal vom Gute des Freiherrn fuhr, war er ein rundlicher Mann von anſehnlicher Art geweſen, ein wohlconſervirter Mann, der ſeine Buſennadel anzuſtecken wußte, um vor den Frauen ſtattlich auszuſehen; das Haupt, welches jetzt in nervöſer Schwäche nickte, war das Haupt eines alten Mannes, und an dem faltigen Geſicht hing ein Bart, den das Scheermeſſer wochenlang nicht berührt hatte. Er war ein Bild des kläglichen Verfalles, wo der Geiſt dem Körper noch vorläuft auf dem Wege zur zweiten Wiege.

Der Agent ſtand an der Thür und ſah betroffen auf ſeinen früheren Brodherrn, der in ſeine Träume verſunken nur noch halb der Geſchäftswelt angehörte. Endlich begann er näher tretend: „Ich will mit Ihnen reden, Herr Ehrenthal.“

Der Alte fuhr fort mit dem Kopfe zu nicken und antwortete mit zitternder Stimme: „Hirſch Ehrenthal bin ich, was haben Sie zu reden mit mir?“

„Ich will mit Ihnen ſprechen über ein großes Geſchäft,“ fuhr Itzig fort.

„Ich höre,“ ſagte Ehrenthal, ohne aufzuſehen. „Wenn es ein großes Geſchäft iſt, warum ſprechen Sie nicht?“

„Sie kennen mich doch, Hirſch Ehrenthal?“ ſchrie Itzig ſich zu dem Alten vorbeugend.

Der Mann im Lederſtuhle ſah mit müden Augen auf und ſtarrte den Andern an, endlich erkannte er ihn. Er rückte ſich heftig von ſeinem Sitz in die Höhe und ſtand mit vorgebeugtem Halſe da. Immer noch nickte das Haupt, aber die Augen ruhten mit einem Blicke voll Furcht und Haß auf

dem Agenten. „Was wollen Sie hier in meinem Comtoir?“ rief er mit bebender Stimme. „Wie können Sie wagen zu treten vor meine Augen? Gehn Sie hinaus, Sie Menſch.“

Itzig blieb ſtehen. „Schreien Sie nicht wie ein Hahn, ich thue Ihnen nichts, ich will mit Ihnen reden über große Sachen, wenn Sie ruhig ſein wollen, wie ein Mann in Ihren Jahren ſein muß.“

„Es iſt der Itzig,“ murmelte der Alte vor ſich hin, „er will reden von großen Sachen, ich ſoll ruhig ſein. — Wie kann ich ruhig ſein,“ ſchrie er wieder auf, „wenn ich Sie erblicke vor meinen Augen? Sie ſind mein Feind, Sie haben mich ruinirt hier, und haben mich ruinirt da. Sie ſind geweſen für mich, wie der Böſe mit dem Schwerte, an welchem der Tropfen Galle hängt. Ich habe aufgethan den Mund, und Sie haben mir hineingeſtoßen Ihr Schwert, die Galle iſt gekommen in mein Herz, und ich muß zittern, wenn ich Sie anſehe.“

„Werden Sie ruhig,“ ſagte Itzig, „und wenn Sie ruhig ſind, dann hören Sie mich an.“

„Heißt er Itzig?“ ſummte der Alte wieder vor ſich hin. „Er nennt ſich Itzig, aber wenn er in die Stadt geht, heulen die Hunde. Ich will Sie nicht ſehen,“ rief er, ſich wieder aufrichtend, „gehn Sie hinaus, es iſt mir zuwider Ihr Anblick, ich will lieber zu thun haben mit einer Spinne, als mit Ihnen.“

Veitel ſagte mit Ergebung: „Was geſchehen iſt, Ehrenthal, iſt geſchehen und iſt darüber nicht mehr zu reden. Sie ſind feindlich geweſen gegen mich, und ich habe gehandelt gegen Sie, es iſt geweſen Einer wie der Andere.“

„Er hat gegeſſen alle Sonntage in meinem Hauſe,“ grollte der Alte wieder.

„Weil Sie daran denken,“ fuhr Veitel fort, „will ich auch daran denken. Ja, ich habe gegeſſen an Ihrem Tiſche, und deßwegen thut es mir leid, wenn wir beide in Feindſchaft gekommen ſind. Ich habe immer gehabt eine große Anhänglichkeit an Ihr Haus.“

„Du haſt mir gezeigt deine Anhänglichkeit, junger Itzig,“ fuhr der Alte fort. „Du biſt es, der gekommen iſt in mein Haus und der mich hat geſchlagen, noch bevor ich liege in meinem Grabe; du biſt es, welcher mir macht alle Tage des Chibbut Hakkefer.“

„Was reden Sie für ungewaſchenes Zeug,“ rief Veitel ärgerlich, „was thun Sie immer, als ob Sie wären todt, und ich der böſe Geiſt mit dem Schwerte? Ich bin hier und will Ihnen bringen gutes Leben und nicht den Tod. Ich will machen, daß Sie wieder zu Anſehn kommen unter unſern Leuten, und daß die auf der Straße wieder abnehmen den Hut, wie ſie ihn abgenommen haben, bevor der Hirſch Ehrenthal kindiſch wurde.“

Ehrenthal nahm mechaniſch ſeinen Hut ab und ſetzte ihn wieder auf. Sein Haar war weiß geworden.

„Es ſoll Freundſchaft werden zwiſchen Ihnen und mir,“ fuhr Veitel beredt fort, „und Ihre Geſchäfte ſollen mir ſein, wie die meinigen. Ich habe Ihnen geſchickt mehr als einen Mann aus Ihrer Verwandtſchaft und habe Ihnen ſagen laſſen, was ich von Ihnen will, und Ihre Frau, die Madame Ehrenthal, hat Ihnen oft daſſelbe geſagt. Ich bin ein Mann geworden, der ſeine Geſchäfte mit den beſten Leuten macht,

ich kann Ihnen ein ſicheres Capital aufweiſen, das größer ſein wird, als Sie denken. Warum ſollen wir nicht unſer Geld zuſammenthun? Wenn Sie als Vater mir geben wollen Ihre Tochter Roſalie, ſo werde ich an Ihnen handeln können als Ihr Schwiegerſohn."

Der alte Ehrenthal ſah den Freiwerber mit einem Blicke an, in dem ein Strahl der alten Schlauheit durch die blöde Schwäche blitzte. „Wenn Sie haben wollen meine Tochter Roſalie," erwiederte er, „ſo ſollen Sie hören die einzige Frage, die ich habe an Sie. Was können Sie mir geben, wenn ich Ihnen gebe die Roſalie?"

„Ich will's Ihnen vorrechnen zu jeder Stunde," rief Veitel.

„Sie können mir vorrechnen Vieles," ſagte Hirſch Ehrenthal abwehrend. „Aber ich will nur Eines von Ihnen fordern. Wenn Sie mir wiedergeben können meinen Sohn Bernhard, ſo ſollen Sie haben meine Tochter. Können Sie mir nicht holen meinen Bernhard aus dem Grabe, ſo ſage ich Ihnen, ſo lange ich eine Stimme habe in meinem Munde: Gehn Sie hinaus, hinnus aus meinem Comtoir. Hinaus!" ſchrie er in plötzlicher Wuth und ballte ſeine Hände gegen den Freier. Veitel trat eilig in den Schatten der Thür, der alte Mann ſank wieder in ſeinen Stuhl und drohte und ſchwatzte vor ſich hin.

Itzig ſah von der Thür dem Treiben zu, bis die Klage des Alten aufhörte und nur undeutliche Worte von ſeinen Lippen fielen; dann zuckte er mit den Achſeln und verließ das Zimmer.

Während er die Treppe hinaufſtieg, den Frauen ſeinen

Beſuch zu machen, bewegte er noch oft die Achſeln, um ſeine Verachtung des Schwächlings auszudrücken. Dann zog er an der Klingel und wurde von der Köchin mit zerknitterter Haube unter vertraulichem Lächeln eingelaſſen.

Unterdeß eilte Eugen rathlos aus einer Offizierſtube in die andere. Er trat in die Weinſtube von Feroni, die Auſtern waren nicht zu genießen, der Burgunder ſchmeckte wie Tinte. Wieder lief er die Straßen auf und ab, Angſtſchweiß auf der Stirn. So verging dem armen Jungen der Tag. Endlich ſetzte er ſich todtmüde in eine Conditorei und überdachte noch einmal die letzten Möglichkeiten. Wenn Wohlfart zur Stelle wäre! Aber es war zu ſpät, ihn zu benachrichtigen. Die Agenten hatten ihn mit unbeſtimmten Verſprechungen einer Verlängerung hingehalten, erſt geſtern Abend hatten ſie ihm beide zu gleicher Zeit geſchrieben, daß ihre Forderung auf Herrn Itzig übergegangen ſei. Wohl war es zu ſpät, an Wohlfart zu ſchreiben, aber hatte dieſer zuverläſſige Freund nicht irgend einen Bekannten am Orte? — Als Anton den jungen Sturm empfohlen, hatte er ihm geſagt, „der Vater des Amtmanns iſt ein ſicherer Mann, und nicht ohne einige Mittel.“ Vom Vater eines Huſars, der im Dienſte ſeiner Familie ſtand, konnte er vielleicht das Geld erhalten, wenn der Alte überhaupt Geld hatte. Das war die Frage. Er forderte das Adreßbuch: Johann Sturm, Auflader, Inſelgaſſe Nr. 17. In einer Droſchke fuhr er hinaus. Eilig pochte er an, ein mächtiges Herein war die Antwort. Der geängſtigte Offizier überſchritt die Schwelle des Aufladers.

Vater Sturm ſaß einſam bei ſeinem Bierkruge, ein kleines Tageblatt in der Hand, ſo klein, daß Jedermann einſah, es war für den alten Sturm weder geſchrieben, noch gedruckt, noch ausgegeben worden. „Ein Huſar," rief Sturm und blieb vor Erſtaunen auf ſeiner Bank ſitzen. Auch der Offizier war betroffen von der coloſſalen Geſtalt, die ihn mit großen Augen anſtarrte; ſo ſahen Beide einander an.

„Richtig," ſagte der Rieſe, „es iſt ein Huſar, vom Regiment meines Karl; der Rock ſtimmt, die Schnüre ſtimmen. Seid mir gegrüßt, Kamerad." Er erhob ſich. Jetzt erſt erkannte er das Metall der Schnüre. „Der Tauſend, ein Herr Offizier!"

„Mein Name iſt Eugen von Rothſattel," begann der Lieutnant, „ich bin ein Bekannter von Herrn Wohlfart."

„Von Herrn Wohlfart und von meinem Sohne Karl," ſagte Sturm in Eifer, „hier nehmen Sie Platz, Herr Offizier, es iſt mir ausnehmende Freude und Ehre." Er trug einen Stuhl herbei und ſetzte ihn in ſeinem Dienſteifer vor Eugen hin, daß die Thür ſchütterte. Eugen wollte ſich ſetzen. „Noch nicht," ſagte der alte Sturm, „erſt abwiſchen, die Uniform könnte leiden. Seit mein Karl fort mußte, iſt es hier etwas ſtaubig." Er wiſchte und glättete mit einem Tuche den Stuhl für ſeinen Gaſt. „So, mein Herr, jetzt erlauben Sie, daß ich mich Ihnen gegenüber ſetze. Sie bringen mir Nachricht von meinem Kleinen?"

„Keine andere," erwiederte Eugen, „als daß er ſich wohlbefindet und daß mein Vater mit ſeiner Thätigkeit ſehr zufrieden iſt."

„So?" rief Sturm, über das ganze Geſicht lachend und

klopfte mit ſeinen Fingern auf den Tiſch, daß ein kleines Erdbeben in der Stube entſtand; „ich wußte, daß Ihr Herr Vater mit ihm zufrieden ſein würde. Ich hätte Ihnen das ſchriftlich geben wollen auf Stempelpapier. Er war ſchon ein praktiſcher Junge, als er noch ſo groß war," er bezeichnete mit der Hand einen Zuſtand menſchlicher Kleinheit, welche keinem ſterblichen Menſchen auch nicht am erſten Tage ſeines ſichtbaren Lebens vergönnt iſt.

„Kann er aber denn auch Alles machen?" frug er ängſtlich weiter, „wegen dem, Sie wiſſen ſchon! Er hielt dem Lieutnant ſeine großen Finger entgegen und machte mit dieſen vertrauliche Zeichen in der Luft. „Mittelfinger und Goldfinger, ach, das war ein großes Unglück, Herr Offizier!"

Eugen erinnerte ſich an den unglücklichen Zufall. „Er hat's überwunden," ſagte er verlegen über die Rolle, zu welcher das Vatergefühl des Rieſen ihn verurtheilte. „Was mich zu Ihnen führt, iſt eine Bitte."

„Eine Bitte?" lachte Sturm, „fordern Sie, Herr Baron! das iſt keine Redensart. Jeder aus dem Hauſe, in welchem mein Karl wohnt und Amtmann iſt, hat das Recht, von dem alten Sturm zu fordern. Das iſt meine glatte Anſicht." Er ſtrich mit der Hand über den Tiſch.

„Um es alſo kurz zu ſagen, Herr Sturm," fuhr Eugen fort, „ich bin in der Lage, morgen eine große Zahlung zu machen, und bedarf dazu Geld. Die Sache iſt plötzlich gekommen, ich habe keine Zeit mehr, meinen Vater zu benachrichtigen. Ich weiß hier in der Stadt Niemanden, an den ich mich mit ſolchem Vertrauen wenden möchte, als an den Vater unſers Amtmanns."

Sturm beugte ſich vor und ſchlug den Offizier in ſeiner Freude heftig auf das Knie. „Das war ehrlich geſprochen; Sie ſind ein Herr, der auf ſein Haus hält, und der nicht zu Fremden geht, wenn er das Ding von ſeinen Leuten haben kann. Sie brauchen Geld? Mein Karl iſt Amtmann bei Ihrem Herrn Vater, mein Karl hat etwas Geld, ſo iſt Alles in der Ordnung. Wie viel brauchen Sie? Sind's hundert, ſind's zweihundert Thaler? Geld iſt da."

„Faſt nehme ich Anſtand, Herr Sturm, Ihnen die Summe zu nennen," ſagte Eugen befangen, „es ſind neunzehnhundert Thaler."

„Neunzehnhundert Thaler," wiederholte der Rieſe erſtaunt, „das iſt ein Capital, es iſt ein Haus, das iſt, was die Leute ein Geſchäft nennen."

„Das iſt es, Herr Sturm," fuhr Eugen bekümmert fort. „Und da Sie ſo freundlich gegen mich ſind, ſo muß ich Ihnen auch ſagen, es thut mir herzlich leid, daß es ſo viel iſt. Ich bin bereit, Ihnen einen Schuldſchein darüber auszuſtellen und das Geld, ſo hoch Sie wünſchen, zu verzinſen."

„Wiſſen Sie was," ſagte Sturm nachdenkend, „über die Zinſen wollen wir nicht reden, das machen Sie mit meinem Karl ab. Was aber den Schuldſchein betrifft, ſo iſt das ein guter Gedanke von Ihnen. Ein Schein iſt angenehm wegen Leben und Sterben. Sie und ich, wir brauchen das nicht gegen einander, aber ich kann ſterben vor meiner Zeit. Das würde nicht ſchaden, denn alsdann ſind Sie da, der von der Geſchichte weiß. Aber Sie könnten ſterben, was ich gar nicht fürchte; im Gegentheil," ſetzte er begütigend hinzu;

„aber Sie könnten doch ſterben, und dann müßte mein Karl Ihre Unterſchrift haben, damit er hervortreten könnte und ſagen: „Mein armer junger Herr Baron hat dieſes hier geſchrieben, folglich zahlt.“

„Alſo Sie wollen die Güte haben, mir das Geld zu leihen?“

„Es iſt keine Güte,“ ſagte Sturm verweiſend, „es iſt meine Schuldigkeit, da die Sache ein Geſchäft iſt, und mein Zwerg Ihr Amtmann iſt.“

Gerührt ſah Eugen in das lachende Geſicht des Rieſen. „Aber, Herr Sturm, ich brauche das Geld ſchon morgen,“ ſagte er.

„Natürlich,“ erwiederte Sturm, „das iſt gerade, was mir recht iſt. Kommen Sie, Herr Baron.“ Er nahm das Licht und führte ihn in die Kammer. „Entſchuldigen Sie nur, daß es hier ſo unordentlich ausſieht, ich bin ein einzelner Mann und den ganzen Tag bei meiner Arbeit. Sehen Sie, hier iſt mein Geldkaſten.“ Er zog den eiſernen Kaſten hervor. „Vor Spitzbuben iſt er ſicher,“ ſagte er mit Selbſtgefühl. „Niemand in der Stadt kann ihn von der Stelle rücken, als ich, Niemand kann ihn aufſchließen, denn das Schloß iſt das Meiſterſtück von dem Vater meiner ſeligen Frau. Es können Wenige den Deckel aufheben, außer mir, und wenn ihrer Viele kommen, ſo finden ſie Arbeit, die ihnen zu heiß wird. Glauben Sie, daß das Geld hier ſicher iſt vor Gaunern und ſolchem Volk?“ ſagte er triumphirend. Er war im Begriff, den Schlüſſel in's Schloß zu ſtecken. „Halt,“ unterbrach er ſich, „noch Eins: ich habe ein Vertrauen zu Ihnen, Herr Baron, wie zu meinem Karl, das

verſteht ſich, aber beantworten Sie mir zuvor dieſe Frage: Sind Sie auch der junge Herr Baron?"

Jetzt konnte Eugen lächeln, er griff in ſeine Taſche und ſagte: „Hier iſt mein Patent."

„Ah, viel Ehre!" rief Sturm, faßte das Papier behutſam und las bedächtig den Namen, dann ſah er auf die Züge, die darunter ſtanden, neigte ſein Haupt und gab es mit zwei Fingern in großem Reſpect zurück.

„Und hier," fuhr Eugen fort, „habe ich zufällig einen Brief Wohlfarts in der Taſche."

„Verſteht ſich," rief Sturm, auf die Adreſſe blickend, „dieſes iſt ſeine leibhaftige Hand."

„Und hier ſeine Unterſchrift," ſagte Eugen.

„Ihr ergebenſter Wohlfart," las der Rieſe; „ja, wenn der das ſchreibt, ſo können Sie glauben, daß es wahr iſt. — So, jetzt iſt das Geſchäftliche abgemacht," fuhr er fort und ſchloß den Kaſten auf. „Hier iſt Geld. Alſo neunzehnhundert Thaler." Er hob fünf große Beutel aus dem Kaſten, faßte ſie gemächlich mit einer Hand und überreichte ſie Eugen. „Hier tauſend."

Eugen verſuchte vergebens die Beutel feſtzuhalten.

„Ja ſo," ſagte der Rieſe, „ich werde ſie Ihnen ſchon in den Wagen tragen, das Andere muß ich Ihnen in Pfandbriefen geben. Dieſe ſind etwas weniger werth, als hundert Thaler, das wiſſen Sie natürlich."

„Es thut nichts," ſagte Eugen.

„Nein," ſagte der Rieſe, „Sie bemerken's in dem Schuldſchein. So iſt das Geſchäft glücklich abgemacht." Er ſchloß den Kaſten wieder zu und ſchob ihn unter das Bett.

Eugen trat mit leichtem Herzen in das Zimmer. „Jetzt trage ich Ihnen die Säcke nach dem Wagen," rief Sturm.

„Noch den Schuldschein," erinnerte Eugen.

„Richtig," nickte der Riese, „Ordnung muß sein. Sehen Sie zu, ob Sie mit meiner groben Feder schreiben können. Hätte ich gewußt, daß ich einen so feinen Besuch haben würde, so hätte ich mir eine bessere von Herrn Schröter mitgebracht."

Eugen verfaßte einen Schuldschein, Sturm saß unterdeß neben seinem Bierkruge ihm gegenüber und sah ihm in behaglicher Stimmung zu. Dann begleitete er ihn zum Wagen und sagte beim Abschiede: „Grüßen Sie mir recht herzlich meinen Kleinen und Herrn Wohlfart. Ich hatte dem Karl versprochen, zu Weihnachten zu ihm zu kommen wegen des Christbaums. Aber es geht nicht mehr recht mit meiner Gesundheit. Neunundvierzig sind vorbei!"

Einige Zeit darauf schrieb Eugen an Anton und zeigte ihm kurz an, daß er von dem Vater Sturm neunzehnhundert Thaler gegen einen Schuldschein geliehen habe. „Suchen Sie die Sache zu arrangiren," schloß der Brief, „natürlich darf mein Vater nichts davon erfahren. Ein gutherziger närrischer Teufel, der alte Sturm, denken Sie auf etwas Hübsches für seinen Sohn, den Husar, das ich ihm mitbringen kann, sobald ich zu Euch komme."

Empört warf Anton den Brief auf den Tisch. „Es ist ihnen nicht zu helfen, der Prinzipal hatte Recht. In goldenen Armbändern für eine feile Tänzerin, mit den Würfeln

unter zuchtlosen Kameraden hat er das Geld vergeudet und bezahlt seine Wucherschulden mit dem sauern Verdienst eines ehrlichen Arbeiters.“ Er rief Karl in sein Zimmer.

„Es hat mir manchmal leid gethan, daß ich dich in diese Unordnung hereingezogen habe, heut fühle ich tief, daß es ein Unrecht war. Ich schäme mich, dir zu sagen, was geschehen ist. Der junge Rothsattel hat die Gutherzigkeit deines Vaters benutzt, ihm neunzehnhundert Thaler abzuborgen.“

„Neunzehnhundert Thaler von meinem Alten!“ rief Karl erstaunt. „Hat mein Goliath so viel Geld zu verleihen? Gegen mich hat er immer gethan, als verstände er nicht zu sparen.“

„Ein Theil deines Erbes ist hingegeben gegen einen werthlosen Schuldschein, und die Sache wird noch empörender durch die Gleichgültigkeit, mit welcher der leichtsinnige Borger sie behandelt. Hat dir denn dein Vater gar nichts darüber geschrieben?“

„Der!“ rief Karl, „das thut er sicher nicht. — Mir ist nur unlieb, daß Sie sich über die Geschichte so sehr ärgern. Ich bitte Sie um Alles, machen Sie keinen Lärm. Sie wissen am besten, wie viel Wolken über diesem Hause stehen, vergrößern Sie den Kummer der Eltern nicht um meinetwillen.“

„Hier schweigen,“ erwiederte Anton, „heißt sich zum Mitschuldigen eines schlechten Streichs machen. Du schreib' deinem Vater auf der Stelle, er soll in Zukunft niemals wieder so gefällig sein; denn der Cavalier ist im Stande, bei nächster Gelegenheit wieder zu deinem Vater zu gehn.“

Darauf schrieb Anton an Eugen: „Ein Arrangiren Ihrer Schuld ist unmöglich, wenn ich Ihrem Herrn Vater nichts davon mittheilen soll, und selbst in diesem Fall weiß ich wenigstens nicht, wo eine Deckung derselben gefunden werden kann. Ich verschweige Ihnen nicht, daß ich Ihre Anleihe bei dem Vater des Amtmann Sturm für sehr unrecht halte. Sie und Ihr Herr Vater haben der aufopfernden Thätigkeit des Sohnes ohnedies so viel zu danken, daß der geringe Gehalt, den derselbe unter den hiesigen Verhältnissen erhalten kann, nur als eine ungenügende Vergütigung erscheint. Deßhalb muß ich Sie dringend bitten, dem Auflader Sturm wenigstens so viel Sicherheit zu verschaffen, als ihm gegeben werden kann. Diese Sicherheit liegt in der Anerkennung der Schuld durch Ihren Herrn Vater. Sie werden mit mir einverstanden sein, daß am zweckmäßigsten Sie selbst dem Herrn Freiherrn die nöthigen Mittheilungen machen. Ich bitte dies nicht bis zu Ihrem Besuch hinauszuschieben, weil mir jede Woche, in welcher diese Angelegenheit unerledigt bleibt, als Verlängerung einer Täuschung erscheint, welche Ihrer nicht würdig ist."

Und zu Karl sagte Anton: „Wenn er seinem Vater kein Bekenntniß macht, so werde ich am ersten Tage seines Besuchs den Freiherrn in seiner Gegenwart von dem Schuldschein unterrichten. Sprich nicht dagegen, du bist gerade wie dein Vater."

Die Folge dieses Briefes war, daß Eugen an Anton gar nicht mehr schrieb und dem nächsten Brief an seinen Vater einige nicht ganz verständliche Sätze zufügte. Wohlfart sei ein Mann, gegen den sie wohl einige Verpflichtungen hätten,

das Schlimme ſei nur, daß bei ſolchen Leuten dadurch Dünkel entſtehe und ein Hofmeiſterton, der unerträglich werden könne. Am beſten ſei, ſich dergleichen Menſchen mit gutem Anſtand vom Halſe zu ſchaffen. Dieſe Anſicht war ſehr nach dem Herzen des Freiherrn, und er lobte ſie höchlich. „Eugen hat immer ein richtiges Urtheil," ſagte er; „auch ich wünſche ſehnlich, daß der Tag recht bald kommt, wo ich ſelbſt wieder im Stande bin, die Wirthſchaft zu überſehen und unſern Herrn Wohlfart zu entlaſſen."

Die Baronin, welche den Brief ihrem Gemahl vorgeleſen hatte, entgegnete: „Du würdeſt Wohlfart doch ſehr vermiſſen, wenn er je von uns ſcheiden ſollte;" dann legte ſie den Brief zuſammen und verbarg ihn in die Taſche ihres Kleides.

Lenore aber war außer Stande, ihren Unwillen zu beherrſchen, ſie verließ ſchweigend das Zimmer und ſuchte Anton in dem Wirthſchaftshofe auf.

„Was haben Sie mit Eugen?" rief ſie ihm entgegen.

„Hat er mich bei Ihnen verklagt?" frug Anton zurück.

„Bei mir nicht," erwiederte Lenore, „aber er ſpricht in ſeinem Briefe an die Eltern nicht in der Weiſe von Ihnen, die ihm ſonſt ſo gut ſtand."

„Vielleicht iſt's Zufall," erwiederte Anton, „oder eine Verſtimmung, die ſich wohl geben wird."

„Nein, es iſt mehr und ich will es wiſſen."

„Wenn es mehr iſt, ſo können Sie es nur von ihm ſelbſt erfahren."

„Dann, Wohlfart," rief Lenore, „hat Eugen etwas Unrechtes gethan, und Sie wiſſen davon."

„Was es auch ſein mag," entgegnete Anton ernſt, „es iſt nicht mein Geheimniß, ſonſt würde ich es Ihnen nicht verſchweigen. Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich gegen Ihren Bruder ehrlich gehandelt habe."

„Was ich glaube, kann Ihnen nichts nützen," rief Lenore. „Ich ſoll von nichts wiſſen, ich verſtehe nichts, ich kann in dieſer angſtvollen Zeit nichts thun, als mich ärgern, wenn man ungerecht gegen Sie iſt."

„Oft," fuhr Anton fort, „fühle ich die Verantwortlichkeit, welche mir durch die Krankheit Ihres Herrn Vaters aufgelegt wird, als eine gefährliche Laſt; ſeine Verſtimmung richtet ſich natürlich auch manchmal gegen mich, der ich ihm Unwillkommenes mittheilen muß. Das iſt nicht zu vermeiden. Ich habe den Muth, auch peinliche Stunden durchzumachen, ſo lange Sie und die Frau Baronin ſich die Ueberzeugung nicht erſchüttern laſſen, daß ich immer in Ihrem Intereſſe handle, ſo gut ich es verſtehe."

„Meine Mutter weiß, was Sie uns ſind," ſagte Lenore, „niemals ſpricht ſie zu mir von Ihnen, aber ich ſehe es an ihrem Blick, wenn ſie über den Tiſch auf Ihr Geſicht ſieht. Sie hat immer zu verbergen gewußt, was ſie dachte, ihren Schmerz und ihre Sorgen, jetzt verhüllt ſie ſich noch mehr als ſonſt. Auch vor mir. Wie hinter einem weißen Schleier ſehe ich ihr reines Bild; ihr Körper iſt ſo ſchwach geworden, daß mir manchmal die Thränen in die Augen ſteigen, wenn ich ſie anſehe. Sie ſpricht immer das Gute und Verſtändige, aber ſie ſcheint theilnahmlos für Vieles, und wenn ſie bei meinen Reden lächelt, ſo iſt mir, als mache auch die Heiterkeit ihr innern Schmerz."

„Ja, ſo iſt ſie," rief Anton traurig.

„Sie lebt nur noch für die Pflege des Vaters; was ſie innerlich leidet, das erfährt Niemand, auch ihre Tochter nicht. Sie iſt wie ein Engel, Wohlfart, der nur noch ungern auf dieſer Erde verweilt. Ich kann ihr nur wenig ſein, und ich fühle das; ich bin unbehülflich, und mir fehlt Alles, was meine Mutter ſo ſchön macht, die Selbſtbeherrſchung, ihre ruhige Haltung, die reizende Form. — Die Krankheit des Vaters, der leichte Sinn des Bruders, und meine Mutter bei aller Liebe verſchloſſen gegen mich, Wohlfart, ich bin recht allein." Sie lehnte ſich auf den Brunnenrand und weinte.

„Vielleicht mußte es ſo kommen zu Ihrem Beſten," tröſtete Anton mit warmem Mitgefühl von der andern Seite des Brunnens. „Sie ſind eine kräftige Natur, und ich glaube, Sie können ſehr leidenſchaftlich empfinden."

„Ich kann ſehr böſe ſein," ſagte Lenore unter Thränen beiſtimmend, „und wieder ſehr ausgelaſſen."

„Sie waren aufgewachſen, ſorglos, in glücklichen Verhältniſſen, und Ihr Leben war leicht wie ein Spiel."

„Das Lernen iſt mir ſchwer genug geworden," ſchaltete Lenore ein.

„Ich denke mir, daß Sie in Gefahr waren, bei Ihrem Weſen ein wenig wild und übermüthig zu werden."

„Ich fürchte, ich war's," rief Lenore.

„Jetzt haben Sie ſchwere Leiden ertragen müſſen und die Gegenwart ſieht hier recht ernſthaft aus. Und wenn ich Ihnen das ſagen darf, liebes Fräulein, ich meine, Sie werden hier

gerade das finden, was die Frau Baronin in der großen Welt gewonnen hat, Haltung und Innerlichkeit. Mir kommt manchmal vor, als hätten Sie sich schon verändert."

„Ich war wohl früher ein recht unausstehlicher Wildfang?" frug Lenore unter Thränen lachend und sah Anton trotz ihrer Ehrlichkeit mit mädchenhafter Schelmerei an. Anton mußte an sich halten, ihr nicht zu sagen, wie liebenswürdig sie in diesem Augenblick war. Aber der gute Junge bezwang sich tapfer und sagte so kühl als möglich: „Es war nicht so arg, liebes Fräulein."

„Und wissen Sie, was Sie sind?" frug Lenore scherzend. „Sie sind, wie Eugen schreibt, ein kleiner Schulmeister."

„Also das hat er geschrieben," rief Anton erleichtert.

Lenore wurde plötzlich ernst. „Sprechen wir nicht von ihm. Als ich seinen Brief hörte, kam ich her, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen vertraue, wie Niemandem sonst auf Erden, wenn es nicht meine gute Mutter ist, daß ich Ihnen immer vertrauen werde, so lange ich lebe, daß nichts meinen Glauben an Sie erschüttern kann, daß ich überzeugt bin, Sie sind der einzige Freund, den wir in unserer Noth haben, und daß ich Ihnen auf den Knien abbitten möchte, wenn Jemand Sie in der Stille mit Worten kränkt, oder auch nur durch seine Gesinnung."

„Lenore! liebes Fräulein," rief Anton glücklich — „sprechen Sie nicht weiter."

„Und noch wollte ich sagen," fuhr Lenore fort, „wie ich Sie bewundere, daß Sie so sicher unter uns Ihren Weg

gehen, und mit allen Leuten fertig werden, ohne ſich etwas zu vergeben, und wie Sie allein es ſind, der auf dieſen Gütern Ordnung einführt und einen beſſern Zuſtand. Das lag mir auf der Seele, und jetzt wiſſen Sie's, Wohlfart."

„Ich danke Ihnen, Fräulein," rief Anton, „Sie machen mir durch Ihre Worte einen frohen Tag. Aber ich bin nicht ſo ſicher und ſtark, als Sie glauben. Und wenn ich dies Gut anſehe, und was darauf geſchehen muß, ſo fühle ich alle Tage mehr, daß ich's nicht bin, der hier gründlich helfen kann. Wenn ich jemals wünſchen könnte, daß Sie nicht die Tochter des Freiherrn wären, ſondern ein Mann, ſo iſt es, wenn ich über die Aecker dieſes Gutes gehe."

„Ja, ſehen Sie," ſagte Lenore, „das iſt mein alter Kummer, unſer früherer Amtmann hat mir das auch ſchon geſagt. Wenn ich über meinem Stickmuſter ſitze und Sie mit Herrn Sturm auf das Feld gehen ſehe, dann wird mir glühend heiß, und ich werfe meinen unnützen Kram bei Seite. Ich kann nichts als Brod eſſen, und verſtehe nichts als Geld für Spitzen ausgeben, und auch das verſtehe ich noch nicht einmal, wie Mama ſagt. Sie aber müſſen ſich ſchon die ungeſchickte Lenore gefallen laſſen, als Ihre gute Freundin." Dabei ſah ſie ihm treuherzig in die Augen.

„Seit vielen Jahren habe ich Ihre Freundſchaft in meiner Seele gefühlt als ein großes Glück," rief Anton bewegt. „Immer, bis zu dieſer Stunde, iſt es meines Herzens Freude geweſen, mich in der Stille als Ihren treuen Freund zu betrachten."

„Und ſo ſoll es immer zwiſchen uns beiden bleiben," ſagte Lenore. „Jetzt bin ich wieder ruhig. Und jetzt ärgern

Sie ſich nicht mehr über Eugens dumme Streiche; ich thue es auch nicht.“

So trennten ſich die Beiden, wie unſchuldige Kinder, die ein ſüßes Behagen darin finden, einander das zu erzählen, was die Leidenſchaft zu verbergen ſucht.

5.

Die Feindſchaft zwiſchen Pix und Specht war wieder hell aufgebrannt. Diesmal ſtand aber Specht nicht allein, das Quartett war auf ſeiner Seite, denn Specht wurde in Gefühlen gekränkt, welche das Quartett anerkannt und durch ſeinen Geſang geweiht hatte. Herr Specht war verliebt. Dieſer Zuſtand war bei dem lebhaften Herrn nichts Befremdliches, ja, man kann ſagen, daß der Hauptinhalt ſeines Lebens ein ewig flackerndes Liebesgefühl war, welches, wie das Feuer der Veſta, als poetiſche Flamme brannte, um welche niemals die praktiſchen Kochtöpfe des täglichen Lebens, der Gedanke an Heirath und einen eigenen Haushalt, herumgeſetzt wurden. Die Liebe des Herrn Specht war ewig, aber die Gottheit, welcher ſein Feuer loderte, wechſelte oft. Alle Damen in ſeinem Geſichtskreiſe hatten nach einander die Ehre gehabt, von ihm angebetet zu werden. Selbſt die Tante war eine Zeit lang Gegenſtand ſeiner Träume geweſen, damals, als die ſchmerzliche Geſchichte der erhabenen, aber nicht mehr jugendgrünen Sappho ſein Herz bewegte.

Diesmal aber hatte die Neigung des Herrn Specht eine ſolide Grundlage. Er hatte eine junge Frau entdeckt, eine wohlhabende Hausbeſitzerin, Witwe eines Pelzwaarengeſchäfts, mit runden Bäckchen und zwei freundlichen nußbraunen Augen. Er verfolgte ſie im Theater und in öffentlichen Gärten,

ſtrich, ſo oft er durfte, bei ihren Fenſtern vorüber und that, was ſeine Erfindungskraft vermochte, ihr Herz zu erſchüttern. Er ſtörte die Ruhe ihres reſignirten Lebens durch zahlloſe anonyme Billets, in denen ein Unbekannter mit Vers und Proſa die Abſicht ausſprach, die Nüchternheit dieſes Lebens gegen das unbekannte Jenſeits zu vertauſchen, wenn ſie ihn verſchmähe. In dem Anzeigeblatte des Orts erſchienen unter friſchem Caviar, Schellfiſchen und Dienſtgeſuchen zum Erſtaunen des Publicums zahlreiche dichteriſche Kunſtgebilde, in denen der Vorname der jungen Witwe, Adele, bald an dem Anfang der Zeilen, bald an einer Reihe von Hauptwörtern durch dicke Buchſtaben zu Tage trat. Endlich konnte Herr Specht ſich nicht enthalten, das Quartett zum Vertrauten ſeiner Empfindungen zu machen. Zuerſt offenbarte er ſich Herrn Liebold; an einem Abende, wo die Bäſſe ihn brüderlich beim Abſingen feuriger Liebeslieder unterſtützt hatten, wagte er, auch dieſen zu bekennen, daß er der Verfaſſer der vielbeſprochenen Adele-Gedichte ſei. Die Bäſſe erſtaunten ſehr, daß von ihrem Comtoir ein ſo epochemachendes Ereigniß ausgegangen war. Zwar hatten ſie oft mit den andern Herren über die Gedichte gelächelt, während Specht im Stillen über die Kritik ſeines Comtoirs ſtöhnte, aber als ſie jetzt erfuhren, daß einer von ihnen der Thäter war, erwachte der Corpsgeiſt und ſie hörten ſeine Bekenntniſſe mit Wohlwollen an. Der Fall erſchien ihnen nicht unpraktiſch, die Witwe war hübſch, beſaß ein Haus und, wie verlautete, außerdem ein achtungswerthes Vermögen. Deßhalb beſchloſſen ſie, ihrem Collegen bei einem Ständchen die Mitwirkung nicht zu verſagen. Der Nachtwächter vor dem Haus der

Witwe erhielt einige Viergroſchenſtücke, das Ständchen wurde gebracht, im Schlafzimmer der Witwe öffnete ſich ein Fenſterflügel, und etwas Weißes ward auf Augenblicke in der Finſterniß ſichtbar. Specht ſchwamm in Seligkeit, und da dieſer Zuſtand nicht geeignet iſt, den Menſchen ſchweigſam zu machen, beging er die Unvorſichtigkeit, auch gegen die andern Collegen geheimnißvolle Andeutungen zu wagen. So erfuhr Pix das Sachverhältniß.

Jetzt entſpann ſich im Anzeigeblatt des Ortes ein merkwürdiges Spiel von Katze und Maus. Es erſchienen geheimnißvolle Inſerate, durch welche ein Herr S. an alle möglichen entlegenen Orte der Stadt beſtellt wurde, um dort Jemand zu finden, der ihm theuer ſei. Specht lief regelmäßig hin und fand niemals die, welche er ſuchte, dagegen erfuhr er bei dieſen Nachforſchungen ernſte Unbequemlichkeit, er litt ſehr durch Kälte und Sturmwind, er wurde von fremden Damen, die er anredete, gröblich zurechtgewieſen, ein Schuſterjunge, den er für ſeine verkleidete Schöne hielt, warf ihm ein Cigarrenende in's Geſicht, er ward in einer Sackgaſſe wegen ſeines ſcharfen Umherſpähens für einen Polizeiſpion erklärt und bösartig geſchimpft. Natürlich erhob er ſeinerſeits in dem Localblatt wieder verſchleierte, aber ſtarke Beſchwerden über die Wortbrüchigkeit der Beſtellerin, dieſe hatten zur Folge, daß Entſchuldigungen kamen und die Andeutung neuer Möglichkeiten. Nie aber fand er, die er ſuchte.

Das zog ſich durch einige Wochen fort, und Specht gerieth über die unaufhörlichen Chicanen des Schickſals in eine Aufregung, welche ſelbſt den Bäſſen unheimlich wurde.

An einem Morgen ſtand Pix wie gewöhnlich im Haus-

flur, als eine artige runde Dame mit nußbraunen Augen und einem prachtvollen Pelz in das Haus trat und zornig nach Herrn Schröter frug.

„Herr Schröter iſt nicht zu Hauſe," ſagte Pix. „Kann ich Ihnen mit etwas dienen?" Er legte den ſchwarzen Pinſel bei Seite, und da die Fremde zu ſprechen zögerte, forderte er ſie durch eine befehlende Handbewegung auf, ſich aus dem Gedränge der Hausknechte und Fäſſer in das offene Waarengewölbe zu retten. Seine ruhige Autorität imponirte der Dame ſo, daß ſie eintrat, und jetzt verbeugte ſich Herr Pix ein wenig und wiederholte herablaſſend. „Wünſchen Sie etwas von unſerm Geſchäft?"

„Ich wünſche den Herrn der Handlung zu ſprechen," begann die Dame auf's Neue.

„Ich ſtehe an ſeiner Stelle hier," ſagte Pix mit ſeinem Feldherrnblick.

Die Fremde ſah ihn furchtſam an und begann endlich: „Ich komme, mich über einen Herrn Ihres Comtoirs zu beklagen. Seit längerer Zeit bin ich der Gegenſtand von Neckereien und Zudringlichkeiten, welche mich in Gefahr ſetzen, zum Stadtgeſpräch zu werden. Ich erhalte von fremder Hand Briefe und Gedichte, im Tageblatt wird mit meinem Namen ein unwürdiges Spiel getrieben. Ich habe erfahren, daß der Urheber dieſer Schändlichkeiten in Ihrem Geſchäft iſt, und ich verlange ſeine Beſtrafung."

Pix ahnte den Zuſammenhang. Er ſteckte die Hand in die Weſte und frug weiter: „Können Sie mir dieſen Herrn nennen?"

„Den Namen weiß ich nicht," ſagte die Witwe, „er iſt groß und hat krauſes Haar."

„Hager von Statur und eine ſtarke Naſe?" frug Pix. „Es iſt gut, Madame, Sie ſollen von heut nicht mehr beläſtigt werden, Sie ſollen vollſtändige Genugthuung erhalten, ich brüge Ihnen dafür."

„Aber ich möchte doch Herrn Schröter ſelbſt —," begann wieder die Dame im Pelz.

„Es iſt beſſer, Sie thun's nicht. Der junge Mann hat ſich in einer Weiſe gegen Sie benommen, für welche ich keinen Ausdruck finde. Aber Ihr gütiges Herz wird darauf reflectiren, daß ſeine Abſicht gewiß nicht war, Sie zu kränken. Er war ungeſchickt und ohne Tact, das iſt ſein Verbrechen. Aber der arme Menſch iſt im Ernſt von einem krankhaften Gefühl für Sie ergriffen. Seit ich die Ehre habe, Sie zu kennen, finde ich das in der Ordnung." Er verbeugte ſich auf's Neue. „Wie geſagt, ich verurtheile ihn, aber ich finde es in der Ordnung."

Die hübſche Witwe ſtand verlegen und wußte nicht recht, was ſie dem ſtolzen Herrn antworten ſollte.

„Zu gleicher Zeit," fuhr Pix fort, „gebe ich mir die Ehre, Sie im Namen unſers Geſchäfts um Verzeihung zu bitten. Unſer Haus muß ſehr bedauern, Ihnen auch nur einen unangenehmen Augenblick bereitet zu haben. Es würde uns glücklich machen, wenn der freundliche Sinn, welchen ich aus Ihrem Geſicht leſe, unſerm Geſchäft und vor Allem dem Schuldigen dieſe Verzeihung gewährte."

„Ich habe allerdings nicht die Abſicht, Andere für das ungeſchickte Benehmen des Einen verantwortlich zu machen," ſagte die Witwe.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Liebenswürdigkeit," fuhr Herr Pix siegreich fort, „und bitte Sie noch um Entschuldigung, Madame, daß ich Sie hier herein führte; ich wußte nicht, wen ich zu sprechen die Ehre habe. Dies ist das kleine Waarenmagazin für meinen täglichen Bedarf."

„Für den täglichen Bedarf?" wiederholte die Dame erstaunt über den großartigen Bedarf des Herrn. Pix griff in ein Kaffefaß und ließ eine Handvoll Bohnen wie einen Goldregen nachlässig in das Faß zurücklaufen. „Vielleicht finden Sie hier Einiges, was Ihnen von Ihrem Haushalt her nicht uninteressant ist," fügte er hinzu und stellte seine Waaren mit einer leichten Handbewegung vor.

Die hübsche Pelzhändlerwitwe brach in artige Verwunderung über die Masse des vorhandenen Kaffe's aus, Herr Pix führte sie zu einigen Sorten von ausgezeichneter Güte, machte sie auf die ärgerlichen Steine des Domingo aufmerksam und auf die künstliche grüne Farbe einer Sendung Java. Die Dame hörte erstaunt und gefesselt die wirthschaftliche Belehrung an, welche der Herr so herablassend aussprach.

„Unser Geschäft würde sich sehr freuen, wenn es Ihnen wenigstens ein kleines Zeichen der Verehrung übersenden dürfte," sagte endlich Pix mit einer sehr verbindlichen Verbeugung. „Sie gestatten mir, Ihnen einige Proben von Qualitäten zu schicken, die Ihnen hier gefielen."

„Ich kann das unmöglich annehmen, Herr —" erwiederte die Dame mit Haltung.

„Mein Name ist Pix. Wegen der Uebersendung bitte ich keine Worte zu machen, wir haben das Detailgschäft

zwar längſt aufgegeben, indeß verſteht ſich von ſelbſt, daß wir für einzelne Gönnerinnen der Handlung ein Conto offen halten. Wenn Sie in Zukunft einmal einen kleinen Einkauf machen wollten, ſo würde ich ſehr glücklich ſein, wenn ich Ihnen denſelben zu unſerm Koſtenpreis berechnen könnte. Und was den erwähnten Herrn betrifft, ſo wiederhole ich Ihnen, Sie ſollen vollſtändige Genugthuung haben, ich ſelbſt werde dafür ſorgen."

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar, mein Herr," ſagte die Dame mit freundlichem Lächeln und trennte ſich in verſöhnlicher Stimmung von dem Geſchäft.

Pix ging in das Comtoir und nahm Specht bei Seite. „Sie haben ſchöne Dinge angerichtet," ſagte er ſtrenge. „Wiſſen Sie, daß Ihnen ein Donnerwetter gedroht hat, welches Sie leicht von Ihrem Pult herunterwerfen konnte? Die junge Witwe war hier und wollte Sie durchaus bei Herrn Schröter verklagen, ſie iſt wüthend auf Sie. Wie konnten Sie wagen, eine anſtändige Dame zum Gegenſtand ſo gewöhnlicher Huldigungen im Localblatt zu machen? Schämen Sie ſich, Specht," rief er mit großer Mißbilligung.

Specht verlor vor Schreck die Sprache. „Sie hat ja im Tageblatt angefangen," rief er endlich troſtlos, „ſie hat mich beſtellt zuerſt in's Theater, dann zum Schwanenhaus auf der Promenade, dann gar auf den Thurm, um die Ausſicht zu bewundern."

„Pfui," ſagte Pix in tugendhafter Entrüſtung, „merken Sie denn nicht, daß ein Spaßvogel ſeinen ſchlechten Witz mit Ihnen gemacht hat? Die Dame iſt ſehr unglücklich über

Ihr Benehmen, ich ſage Ihnen im Vertrauen, ſie hat über Sie geweint." — Specht rang die Hände.

„Ich habe Alles angewandt, ſie zu beruhigen, ich habe in Ihrem Namen verſprochen, daß Sie ſich des Localblatts und aller Angriffe auf ihre Ruhe von heut ab enthalten werden. Richten Sie ſich darnach: wo nicht, ſo erfährt Herr Schröter die ganze Geſchichte."

„Ich kann mich dabei nicht beruhigen," rief der unglückliche Specht, „Sie wiſſen nicht, was ich fühle."

„Fühlen Sie was Sie wollen," ſagte Pix mit zermalmender Härte, „aber unterſtehen Sie ſich nicht noch einmal eine Zeile an Adele drucken zu laſſen, ſonſt haben Sie es mit mir zu thun." Dabei ging er zornig hinaus und ließ Specht in einem Zuſtand zurück, der mit dem Behagen eines Erhängten viel Aehnlichkeit hatte.

Während Specht mit dem Quartett berieth, was in dieſer Lage zu thun ſei, handelte Pix. Ein Hausknecht trug gegen Abend ein mächtiges Packet mit verbindlichen Empfehlungen in das Haus der Witwe; und Herr Pix ließ gewiſſenhaft die Sendung ſich ſelbſt zur Laſt ſchreiben. An demſelben Abend machte er der Witwe ſeine Aufwartung und berichtete ihr, daß der Schuldige ſtreng zurecht gewieſen, und die Ruhe ihrer Tage und Nächte wieder hergeſtellt ſei. Am nächſten Sonntag trank er ſelbſt den Kaffe bei der Witwe, welche eine Freundin zu ihrem Schutz eingeladen hatte. Vier Wochen darauf hatten die braunen Augen der Dame und ſein tyranniſches Weſen ſich ſo weit genähert, daß er in ſeinem beſten Staat zu ihr ging und ihr einen Antrag machte. Dieſer Antrag wurde angenommen. Herr Pix wurde erklärter

Bräutigam und faßte den Entſchluß, trotz Motten und Haaren das Pelzgeſchäft auf's Neue in Gang zu bringen und ſich ſelbſt zum Mittelpunkt deſſelben zu machen.

Zu ſeiner Ehre muß mitgetheilt werden, daß er ſich verpflichtet fühlte, dieſes Sachverhältniß zuerſt Herrn Specht mitzutheilen und dieſem dabei einige Worte zu gönnen, welche man allenfalls für eine Entſchuldigung halten konnte. „Der Zufall hat es ſo gewollt," ſagte er, „ſeien Sie verſtändig, Specht, und finden Sie ſich ruhig drein. Sie müſſen daran denken, daß es doch wenigſtens einer von Ihren Collegen iſt, der ſie heirathet."

„Aber nicht ich," rief Specht außer ſich, „es iſt mir gar kein Troſt, daß Sie es ſind, denn ich fürchte, Sie haben ſich hinterliſtig gegen mich benommen."

„Wiſſen Sie was, Specht," ſagte Pix reuevoll, „handeln Sie als guter Kerl, der Sie im Grunde ſind, und verlieben Sie ſich ſchnell in eine Andere. Ihnen macht das keine Mühe."

„Sie denken, das geht nur ſo," rief Specht zornig.

„Freilich geht's," ſagte Pix, „wenn man nur ernſten Willen hat. Und wir bleiben die Alten. Bei meiner Hochzeit dürfen Sie nicht fehlen."

„Auch das noch!" ſchrie Specht.

„Sie ſollen mir den Polterabend einrichten, Sie verſtehen ſo etwas ausgezeichnet, und Sie ſollen Brautführer ſein. Sputen Sie ſich nur, eine Andere zu finden, auf die Sie Verſe machen können, ob die Dame Adele oder Genoveva heißt, iſt Ihnen ja gleichgültig."

Dies aber war Herrn Specht nicht gleichgültig, er zürnte heftig auf die Treuloſigkeit ſeines Gegners Pix und genoß die ſchmerzliche Freude, daß diesmal das ganze Comtoir ſeine Partie nahm, und Herr Pix in allen Zimmern des Hinterhauſes als kalter Egoiſt verurtheilt wurde. Allmälig aber träufelte die Zeit lindernden Balſam in Spechts Herz. Es ergab ſich, daß die Witwe eine Nichte hatte, deren Augen blau und deren Haare röthliches Gold waren, und ſo machte ſich's, daß Specht zuerſt die Sommerſproſſen des Fräuleins intereſſant, dann ihr Benehmen reizend fand, und ſich zuletzt auf ſeiner Stube mit dem Gedanken herumtrug, der angeheirathete Neffe von Herrn Pix zu werden.

Der Kaufmann ſaß in ſeinem Armſtuhl und ſah nachdenkend vor ſich hin. Endlich wandte er ſich zu ſeiner Schweſter. „Fink iſt wieder verſchwunden," ſagte er.

Sabine ließ ihren Knäuel fallen. „Verſchwunden? in Amerika?"

„Ein Agent ſeines Vaters war heut im Comtoir. Wie er erzählt, hat ein neues Zerwürfniß zwiſchen Vater und Sohn ſtattgefunden, und diesmal, fürchte ich, iſt Fink in beſſerm Recht, als die Handlung. Er hat plötzlich die Leitung der Geſchäfte aufgegeben, hat eine große Compagnie, die ſein Oheim gegründet, durch gewaltſame Maßregeln bis zur Auflöſung gebracht, hat gegenüber dem Vater auf ſeinen Antheil an der Erbſchaft verzichtet und iſt verſchwunden. Nach den unſichern Nachrichten, die von Newyork gekommen ſind, iſt er in die Wildniſſe des Innern gegangen."

Sabine hörte gespannt zu, aber sie sprach kein Wort. Auch der Bruder schwieg: „Es war doch ein mächtiger Stoff in ihm," sagte er endlich. „Diese Zeit braucht eine Schnellkraft wie die seine. — Auch Pix verläßt uns. Er freit um eine Witwe mit Vermögen und will sich selbst etabliren. Ich werde Balbus an seine Stelle nehmen. Er wird ihn nicht ersetzen."

„Nein," sagte Sabine bekümmert.

„Es wird leer bei uns," fuhr der Bruder fort, „und ich fühle, daß meine Kraft nicht zunimmt. Die letzten Jahre waren schwer. Man gewöhnt sich an die Gesichter, selbst an die Schwächen der Menschen. Niemand denkt daran, wie bitter es oft auch dem Vorsteher eines Geschäftes wird, das Band zu lösen, das ihn mit seinen Gehülfen verbindet. An den Pix war ich gewöhnt, wie an wenig Andere, es kommt mir hart an, ihn zu missen. Und ich werde alt. — Ich werde alt und es wird leer bei uns. In einer finstern Zeit sehe ich dich allein im Hause, wenn ich dich verlassen muß, bleibst du einsam zurück. Mein Weib und mein Kind sind dahin. Auf deine blühende Jugend habe ich meine ganze Hoffnung gesetzt, an deinen Mann und deine Kinder habe ich gedacht, du armes Herz. Ich bin darüber alt geworden, und ich sehe dich an meiner Seite gehen, mit freundlichem Lächeln und wunder Seele, thätig, theilnehmend und doch allein, ohne eine große Freude und ohne Hoffnung."

Sabine legte ihr Haupt auf das Haupt des Bruders und weinte still. „Einer war dir lieb, den du verloren hast," sagte sie leise.

„Sprich nicht von ihm, denke nicht an ihn," sagte ihr

Bruder finſter. „Und wenn er auch von dort zurückkehrte, er wäre doch für uns verloren!“ Er ſtrich mit der Hand über das Haupt der Schweſter, ergriff ſeinen Hut und verließ das Zimmer.

„Und er ſelbſt denkt immer an Wohlfart,“ rief die Tante aus ihrer Fenſterniſche, „erſt heut hat er den alten Sturm die Kreuz und Quer nach Karl und dem Gute ausgefragt. Ich verſtehe dieſen Mann nicht.“

„Ich verſtehe ihn,“ ſeufzte Sabine und ſetzte ſich wieder zu ihrer Arbeit. Die Tante ſchmollte: „Ihr ſeid Eins wie das Andere, mit Euch iſt über gewiſſe Dinge nicht zu reden,“ und verließ unwillig das Zimmer.

Sabine ſaß allein. Im Ofen kniſterte das Feuer, und der Pendel der Uhr bewegte ſich im einförmigen Schlag. „Immer ſo fort, ja immer ſo fort,“ ſummte die Wanduhr, leiſe kniſterte die Flamme des Lebens in dem feſt eingeſchloſſenen Raum dieſer Mauern, jeden Morgen angezündet, jeden Abend verglühend. In gleichmüthigem Ernſt ſahen die Bilder ihrer Eltern herunter auf das letzte Kind des Hauſes, ohne Bewegung, ſeit vielen Jahren. So verging ihre Jugend, ernſt, ſtill, unbewegt, wie die Geſtalten an der Wand. Sabine neigte ihr Haupt und lauſchte. Horch, kleine geiſterhafte Tritte in den Winkeln der Stube, und horch, ein fröhliches Lachen von Kindesmund, und näher trippelte es an ſie heran, und ein lockiges Haupt legte ſich ſchmeichelnd in ihren Schooß, und zwei kleine Arme ſtreckten ſich begehrlich nach ihrem Halſe aus. Sie beugte ſich herab und küßte die Luft vor ihrem Munde und horchte wieder nach den holden Tönen, die ihr Herz in Entzücken hoben und freudige Thränen in

ihre Augen trieben. Ach, ſie faßte mit der Hand in die Leere, und nichts war wirklich, als die Thränen, welche in ihren Schooß fielen.

So ſaß ſie lange, bis die Dämmerung des Abends in das Zimmer drang. Müder bewegte ſich der Pendel der Uhr, das Feuer im Ofen verglühte, die letzten Funken verglommen, immer undeutlicher wurden die Umriſſe der Bilder an der Wand, ein Haupt nach dem andern verſchwand in der Finſterniß; immer dunkler wurde das Zimmer, einſam, farblos, ohne Licht; immer enger umſchloß ſie die Nacht, wie eine Sargdecke verhüllte ſie ihr Haupt und Glieder.

Da ſchlug draußen der Schlegel des alten Sturm luſtig an die Reifen der Fäſſer. Stark und wuchtig tönte jeder Schlag durch den Hof und die Räume des Hauſes. Sabine erhob ſich. „Es ſollte ſo ſein," rief ſie entſchloſſen. „Zweimal habe ich gefürchtet und gehofft, es war zweimal eine Täuſchung, jetzt iſt es vorbei. Er allein, dem ich Alles bin, iſt meinem Leben geblieben. Ich kann ihm den Gatten, auf den er gehofft hat, nicht entgegenführen, und keine Kinderhand wird ſich um ſeinen Hals ſchlingen. Ja, es wird fortgehen bei uns, wie es geworden iſt, immer ſtiller, immer leerer. Mich aber ſoll er haben und mein ganzes Leben. Mein Bruder, du ſollſt nicht mehr mit Schmerz empfinden, daß deinem und meinem Leben der Frohſinn fehlt."

Sie ergriff den Schlüſſelkorb und eilte in das Zimmer des Bruders.

Unterdeß faßte die Tante den Entſchluß, Herrn Baumann einen Beſuch zu machen.

Zwiſchen der Tante und Baumann beſtand ſchon lange

ein ſtilles Einverſtändniß. Das Schickſal hatte gewollt, daß er ihr Tiſchnachbar geworden war. Wenn die Tante auf die Reihe ihrer Nachbarn bei der Mittagstafel, der größten Begebenheit des Tages, zurückſah, ſo kam ſie zu der Anſicht, daß dieſe Reihe nach und nach eben ſo ſehr an luſtiger Laune abgenommen, als an chriſtlicher Frömmigkeit zugenommen hatte. Fink war gottlos, aber ſehr unterhaltend geweſen; Wohlfart hielt in Tugend und guter Laune ein gewiſſes angenehmes Gleichgewicht; Baumann war der Frömmſte, aber der Schweigſamſte. „Was man nicht Alles erlebt," dachte dann die gute Tante. Das Geſpräch der Tante mit Herrn Baumann war nie aufregend, aber es war erbaulich, denn auch die Tante hielt viel auf Gottesdienſt, und am Montag tauſchten die Beiden leiſe ihre Bemerkungen über die letzte Predigt aus. Außer dem theologiſchen Geſpräch gab es aber auch noch ein anderes Band zwiſchen der Tante und Baumann, und dies Band hieß Anton. Die Tante konnte ſich noch immer nicht in das finden, was ſie einen unnatürlichen Abſchied nannte. Sie war unſicher, wem ſie die Schuld der plötzlichen Verſtörung beimeſſen ſollte, die über Anton gekommen war, dem Chef oder ſeinem Correſpondenten. Mit Entſchiedenheit hielt ſie an der Ueberzeugung feſt, daß dieſer Abgang Wohlfarts unnöthig, unverſtändig und verderblich für alle Theile geweſen ſei, und ſie arbeitete daran, denſelben auf Umwegen wieder in das Geſchäft zurückzubringen, ſoweit zarte Winke und weibliches Zureden die Entſchlüſſe männlicher Brummbäre zu beſtimmen vermögen. Sie hatte deßhalb nach Antons Abreiſe in der erſten Zeit ſowohl gegen den Kaufmann als gegen Sabine bei jeder Gelegenheit über

Anton geſprochen und denſelben gerühmt. Aber ſie kam ſchlecht an. Der Kaufmann antwortete immer kurz, zuweilen rauh, mit dem war gar nichts zu machen, und Sabine lenkte das Geſpräch ab, oder verſtummte ganz, ſobald die Tante ihr Loblied ſang. Das täuſchte die Tante nicht. Die geſtickten Vorhänge hatten einen blendenden Schein in ihrer Seele zurückgelaſſen, mit welchem ſie ſeit der Zeit ſelbſtzufrieden Sabine beleuchtete. Sie wußte, daß Herr Baumann der einzige von den Herren war, welcher mit Anton in Briefwechſel ſtand, heut beſchloß ſie, auf der Stelle der Starrköpfigkeit aller Parteien zur Hülfe zu kommen. Sie ergriff deßhalb eine kleine Broſchüre, welche ſie von Herrn Baumann geliehen hatte, den Jahresbericht über einen wohlthätigen Verein, und ging gleichgültig nach dem Hinterhauſe, wo ſie im Vorbeigehen an Herrn Baumanns Thür klopfte und dieſem die Broſchüre hinreichte. „Sehr hübſch," ſagte ſie auf der Schwelle, „der Himmel wird dem Unternehmen ſeinen Segen geben," und dabei ſteckte ſie ihm in einem Papier einen kleinen Beitrag in die Hand. „Schreiben Sie mich mit dem Betrage auch für die Zukunft auf." Herr Baumann dankte im Namen der Armen. Darauf begann die Tante in der Thür: „Was hört man denn Neues von Ihrem Freund Wohlfart? Er iſt wie aus der Welt verſchwunden, auch der alte Sturm weiß nichts zu erzählen."

„Er hat viel zu thun," ſagte der ſchweigſame Baumann.

„Na, ich denke, nicht mehr, als hier. Wenn es ihm um Arbeit zu thun war, ſo konnte er ruhig hier bleiben."

„Er hat dort eine ſchwere Pflicht zu erfüllen und verrichtet ein gutes Werk," fuhr Herr Baumann vorſichtig fort.

„Gehen Sie mir mit Ihrem guten Werk," rief die Tante, trat in der Zerſtreuung in's Zimmer und machte die Thür hinter ſich zu. „Das war auch ein gutes Werk, was er hier zu verrichten hatte. Nein, nehmen Sie es mir nicht übel, ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen. Er läuft hier weg, gerade wo ein kluger Mann, der in alle Geheimniſſe der Handlung eingeweiht war, am allernothwendigſten wurde. Dafür giebt es gar keine Entſchuldigung. Wenn er ſich ſelbſt etablirt hätte, oder wenn er geheirathet hätte, das wäre etwas Anderes, der Menſch will einen Haushalt, er will auch ein eigenes Geſchäft haben. So etwas iſt Gottes Wille, und in dieſem Fall würde ich kein Wort verlieren. Aber ſo aus dem Comtoir fortzurennen unter Schafe und Kühe und unter die Polen und Edelleute, das iſt gar nicht zu entſchuldigen; und noch dazu aus einem Geſchäft, wo man es ſo gut mit ihm meinte und wo er liebes Kind war in allen Stuben. Wiſſen Sie, wie ich das finde, Herr Baumann?" fuhr ſie eifrig fort, und die Bänder ihrer Haube wackelten. „Ich finde das undankbar! — Und was ſoll jetzt hier werden? Es iſt ja in dieſem Haus eine völlige Verwüſtung. Fink fort, Jordan fort, Wohlfart fort, Pix fort, Sie ſind noch der Einzige, der im erſten Comtoir von den guten Herren geblieben iſt, und Sie können doch nicht Alles machen."

„Nein," ſagte Baumann betrübt, „und ich bin auch in einer ſchlimmen Lage, ich hatte mir vorigen Herbſt als den letzten Termin geſtellt, bis zu dem ich in der Handlung bleiben

wollte, und jetzt iſt das Frühjahr nahe und ich bin der Stimme noch nicht gefolgt, die mich ruft."

„Reden Sie mir nicht ſolch Zeug!" rief die Tante erſchrocken; „Sie werden doch nicht auch fort wollen?"

„Ich muß," ſagte Herr Baumann die Augen niederſchlagend. „Ich habe Briefe bekommen von meinen engliſchen Brüdern, die Brüder ſchelten mich wegen meiner Lauheit. Ich fürchte, es iſt ein großes Unrecht, daß ich nicht ſchon gegangen bin, aber wenn ich wieder in's Comtoir komme und die Haufen Briefe und das ſorgenvolle Geſicht von Herrn Schröter ſehe, und wenn ich denke, wie ſchwer die Zeit iſt, und welches Unglück die Handlung mit ihren beſten Kräften gehabt hat, da hält's mich immer wieder hier feſt. Ich wollte auch, Wohlfart käme wieder, er thut der Handlung noth."

„Er muß wiederkommen," rief die Tante, „das iſt ſeine chriſtliche Pflicht und Schuldigkeit. Schreiben Sie ihm das. — Freilich iſt bei uns grade kein luſtiges Leben," fuhr ſie vertraulich fort; „er mag es dort wohl beſſer haben. Unter den Polen geht das in Saus und Braus."

„Ach nein," erwiederte Herr Baumann ebenſo vertraulich, „in Braus lebt er nicht. Ich fürchte, er hat dort Kummer und ſchwere Tage; was er ſchreibt, iſt nicht ſehr luſtig."

„I, was Sie ſagen," ſagte die Tante ſich ſetzend und ſah erwartungsvoll in Baumanns Geſicht. Baumann rückte ſeinen Stuhl nahe an die Tante heran, und die beiden Frommen begannen halblaut ein kleines menſchenfreundliches Geklätſch.

„Er ſchreibt bekümmert, er ſieht die Zeit finſter an,"

begann Herr Baumann, „er fürchtet neue Unruhen und ſchlimme Jahre.“

„Gott behüte,“ rief die Tante, „davon haben wir ſchon genug gehabt.“

„Er lebt in einer unſichern Gegend,“ fuhr Herr Baumann fort, „unter ſchrecklichen Menſchen; die Polizei muß dort mangelhaft ſein.“

„Es giebt dort ſchreckliche Räuberhöhlen,“ ſtimmte die aufgeregte Tante bei.

„Und ich fürchte, es ſteht auch mit ſeinen Einnahmen ſchlecht aus, im Anfange habe ich ihm noch manchmal einige Kleinigkeiten, an die er gewöhnt war, von unſerm guten Thee und von den Cigarren hinſchicken müſſen, in dem letzten Briefe ſchreibt er mir, er wolle gute Wirthſchaft treiben und ſich davon entwöhnen. Er muß wenig Geld haben,“ fuhr Baumann kopfſchüttelnd fort, „nicht über zweihundert.“

„Er leidet Noth,“ rief die Tante, „gewiß, ſo iſt es; der arme Wohlfart! Wenn Sie ihm ſchreiben, ſchicken wir ihm eine Kiſte von dem Peckothee und ein Paar von unſern Schinken.“

„Schinken auf das Land?“ frug Baumann zweifelhaft. „Ich glaube, Schweine werden dort noch am erſten zu finden ſein.“

„Aber ſie gehören nicht ihm!“ rief die Tante. „Hören Sie, Herr Baumann, es iſt Chriſtenpflicht, daß Sie ihm auf der Stelle ſchreiben, er ſoll ſogleich hierher zurückkommen. Die Handlung braucht ihn, ſie fordert ihn. Ich weiß am beſten, wie mein Neffe ſich in der Stille über dieſe Zeit kümmert und über den Verluſt der beſten Herren, die

wir gehabt haben, und wie ſehr er ſich freuen würde, ſeinen Wohlfart wieder zu ſehen.“ Das Letztere war eine fromme Lüge der Tante.

„Es ſteht mir doch nicht ſo aus,“ warf Baumann bedenklich ein.

„Erſt heut hat meine Nichte zu ihrem Bruder geſagt, wie lieb Wohlfart uns Allen geweſen iſt und was wir an ihm verloren haben. Wenn er dort Pflichten hat, er hat Pflichten auch hier, und ſeine hier ſind älter.“

„Ich will ihm ſchreiben,“ ſagte Herr Baumann, „aber ich fürchte, verehrte Frau, es wird nicht viel nützen, denn gerade wenn es ihm ſchlecht geht, wird er den Pflug nicht verlaſſen, an den er die Hand gelegt hat um Anderer willen.“

„Er iſt nicht vom Pfluge, ſondern von der Feder,“ rief die Tante ärgerlich, „und er gehört hierher. Das Andere iſt alles dummes Zeug. Wenn er hier ſeinen feinen Thee trinkt und ſein gutes Auskommen hat, ſo thut er deßwegen nicht weniger ſeine Pflicht. Und daſſelbe ſage ich Ihnen, Herr Baumann, daß Sie mir nicht wieder mit Ihren afrikaniſchen Ideen kommen.“

Baumann lächelte in ſtolzer Ueberlegenheit. Aber als die Tante das Zimmer verlaſſen hatte, ſetzte er ſich doch gehorſam hin und ſchrieb Anton die ganze Unterredung mit der Tante, und er ſchrieb ihm dazu, wie ernſthaft das Leben in der Handlung geworden war, und wie finſter das Geſicht des Prinzipals alle Morgen dareinſchaute, wenn er durch das vordere Comtoir ging.

Der Schnee auf dem Gut ist weggeschmolzen, im hochgeschwollenen Bach fluthet das Schneewasser, noch liegt die Landschaft still und farblos, der belebende Saft der Erde beginnt seinen ersten Kreislauf in den Stämmen der Bäume und treibt in den Sträuchern am Bach die ersten Blüthenkätzchen. Das Winterwasser hat die schlechte Brücke abgeworfen, und Anton steht in der Nähe des Schlosses am Wasser und beaufsichtigt die Arbeiter, welche neue Balken legen und Bohlen darauf nageln, Lenore sitzt auf einem abgehauenen Baumstamm ihm gegenüber und sieht zu, wie er das Holz mit dem Zollstabe mißt und der großen Säge die Bleistiftzeichen macht. „Das Aergste ist überstanden," ruft Lenore, „das Frühjahr kommt! Schon sehe ich im Geist die Bäume und den Rasen grünen, auch das finstere Haus soll in dem hellen Frühling lustiger aussehen als heut. Aber Ihnen will ich das Schloß zeichnen, wie es jetzt ist, Sie sollen sich erinnern, wie der erste Winter war, den wir in Ihrem Schutz hier verlebten."

Und Anton sieht mit leuchtendem Auge auf das schöne Mädchen vor ihm und zeichnet mit dem Bleistift das Profil ihres Gesichts auf ein neues Bret. „Sie treffen mich nicht," sagt Lenore, „Sie machen meinen Mund immer zu groß und die Augen zu klein. Geben Sie mir den Stift, das verstehe ich besser, halten Sie still. Sehen Sie, das ist Ihr Gesicht, Ihr treuherziges Gesicht, ich kann's auswendig. — Hurrah, der Stadtbote!" ruft sie, wirft den Bleistift weg und eilt auf das Schloß zu. Anton folgt ihr, denn der Stadtbote, beladen mit einem schweren Pack, ist für die vom Schlosse das Schiff, welches durch den tiefen Sand steuert, um in das

abgeſchloſſene Eiland die guten Dinge aus der Welt zu bringen. Am Hauſe wird dem Mann die Laſt abgenommen, Lenore ergreift vergnügt das Zeichenpapier, das ſie in Rosmin beſtellt hat. „Kommen Sie, Wohlfart, jetzt ſuchen wir den Punkt, von dem ich das Schloß am beſten zeichnen kann, das Bild ſoll in Ihrer Stube an Stelle des alten hängen, das mich traurig macht, ſo oft ich es anſehe. Einſt zeichneten Sie unſer Haus, jetzt thue ich's für Sie. Ich will mir rechte Mühe geben, Sie ſollen ſehen, daß ich auch etwas kann."

So ſpricht ſie fröhlich in Anton hinein, er aber hört nicht auf ihre Worte. Ungeduldig hat er den Brief Baumanns erbrochen, und während er lieſt, röthet ſich ſein Geſicht vor innerer Bewegung. Langſam, in tiefen Gedanken geht er in ſein Zimmer hinauf und kommt nicht wieder herunter.

Lenore ergreift das Couvert, welches auf den Boden gefallen iſt. „Das iſt wieder die Hand ſeines Freundes aus der Handlung," ſagt ſie traurig; „ſo oft er einen Brief von dort erhält, wird er finſter und kalt gegen mich." Sie wirft das Couvert weit weg und eilt in den Stall, ihren Vertrauten, den Pony, zu ſatteln.

6.

Es war Wochenmarkt in der kleinen Kreisſtadt Rosmin. Seit uralter Zeit war der Markttag für die Landleute der Umgegend ein Feſt von beſonderer Bedeutung. Fünf Tage der Woche mußte der Bauer ſeinen Kohl bauen oder dem geſtrengen Herrn frohnen, am Sonntage war ſein Herz getheilt zwiſchen der Jungfrau Maria, ſeiner Familie und der Schenke, der Markttag trieb ihn über die Grenze ſeiner Feldmark hinein in die große Welt. Dann fühlte er ſich auch gegenüber den Fremden als ein ſchlauer Mann, welcher ſchafft und gebraucht, er ſah Bekannte wieder, die er ſonſt niemals getroffen, er erblickte neue Dinge aus der Fremde, er hörte von andern Städten und Ländern und genoß, was Andere für ihn erfunden hatten, in vollen Zügen. Und am Abend dieſes Tages flogen die Neuigkeiten aus der weiten Welt bis in das entfernte Walddorf, in jede Hütte, in jede einzelne Menſchenſeele des Kreiſes. So war es ſchon damals geweſen, als noch die Slaven allein auf dem Boden ſaßen, der Bauer leibeigen unter ſchmutzigem Strohdach, der Edelmann hoffärtig in ſeinem hölzernen Palaſt. Damals war ein offenes Feld geweſen, was jetzt Rosmin heißt; vielleicht ſtand eine Kapelle darauf mit einem gnädigen Bilde, oder ein Paar mächtige Bäume noch aus der Heidenzeit, oder das Haus eines klugen Grundherrn, der weiter ſah, als ſeine langbär-

tigen Genoſſen. Damals war der deutſche Kaufmann zum Markte über die Grenze gekommen mit ſeinen Wagen und Dienern, er hatte unter dem Schutz des Crucifixes oder eines ſlaviſchen Säbels ſeine Truhen geöffnet und die Werke des heimiſchen Fleißes, Tuche, buntfarbige Kleider, Zwickelſtrümpfe, Halsbänder von Glas und theuren Korallen, Heiligenbilder und Kirchengeräth, aber auch, was den Gaumen erfreut, ſüße Backwaaren, fremden Wein und wohlriechende Citronen feil geboten, und hatte dagegen eingetauſcht, was die Landſchaft ihm entgegenbrachte: Wolfsfelle, Hamſterpelze, Honig, Getreide, Vieh und Anderes. Nicht lange, ſo ſchlug neben dem Kaufmann auch der Handwerker ſeine Werkſtatt auf, der deutſche Schuſter kam, und der Knopfmacher, der Blechſchmidt und der Gürtler, die Zelte und Hütten verwandelten ſich allmälig in feſte Häuſer, die im Viereck um den großen Marktplatz aufſtiegen, auf dem viele Hundert beladene Polenwagen Raum haben mußten. Feſt ſchloſſen ſich die fremden Anſiedler zuſammen, ſie kauften den Grund, ſie kauften ein Stadtrecht von dem ſlaviſchen Grundherrn, ſie gaben ſich ein Statut nach dem Muſter deutſcher Städte. Die neuen Bürger bauten ihr Rathhaus in die Mitte des großen Vierecks und daran ein Dutzend Häuſer für Kaufleute und Schenken, und der Marktring war geſchloſſen. Um die Hofräume, die Hintergebäude und Gaſſen wurde die Stadtmauer gezogen, und über die beiden gewölbten Thore nach dem Brauch der Heimath wohl auch die Wachtthürme geſetzt, unten hauſte der Zöllner, oben der Wächter. Und mit Verwunderung erzählte man ſich draußen in den Wäldern und auf der Haide, wie ſchnell die Männer mit fremder Sprache

gewachſen waren, und daß jeder Landmann, der durch ihr Thor fuhr, ihnen ein Kupferſtück bezahlen mußte als Brückengeld, ja der Edelmann, der allmächtige, mußte auch bezahlen. Manchen Slaven aus dem Umkreiſe warf ſein Schickſal zu den Bürgern in die Stadt, er wurde heimiſch unter ihnen, ein Handwerker, Kaufmann, Bürger, wie ſie. So war Rosmin entſtanden, ſo viele deutſche Städte auf altem Slavengrund, und ſie ſind geblieben, was ſie im Anfang waren, die Märkte der großen Ebene, die Stätten, wo polniſche Ackerfrucht eingetauſcht wird gegen die Erfindungen deutſcher Induſtrie, die Knoten eines feſten Netzes, welches der Deutſche über den Slaven gelegt hat, kunſtvolle Knoten, in denen zahlloſe Fäden zuſammenlaufen, durch welche die kleinen Arbeiter des Feldes verbunden werden mit andern Menſchen, mit Bildung, mit Freiheit und einem civiliſirten Staat.

Noch immer iſt der Markttag von Rosmin der große Tag für die Umgegend. Vom frühen Morgen an ziehen Hunderte von Korbwagen mit Ackerfrüchten nach der Stadt und hoch auf den Säcken ſitzt der breitſchultrige Bauer und die Bäuerin; aber nicht mehr peitſcht der Leibeigene die abgetriebenen Gäule ſeines Gebieters, ein freigeborenes Slavenkind lenkt die ſtattlichen Pferde, deren Vater ſogar ein Hengſt des Königs iſt. Und wenn der Federwagen eines Edelmanns vorbeifährt, dann treibt auch der Burſch ſein Pferd zu ſchnellerem Lauf, und wenn er artig iſt, rückt er nur ein wenig an ſeinem Hut. Auf allen Straßen und Feldwegen zieht es der Stadt zu, die kleinen Leute fahren ihre Gänſe auf der Radber, und die Frau trägt im Korbe die Butter ihrer Kuh, Beeren und Pilze und ganz unten auf dem Boden vielleicht

einen heimlichen Hafen, den ihr Mann durch einen Wurf seines Stockes getödtet hat. Vor allen Gasthäusern der Vorstadt stehen Haufen abgespannter Wagen, an jeder Schenkthür drängen sich die ein- und ausgehenden Leute. Auf dem Markt sind die Getreidewagen dicht neben einander aufgefahren, der große Platz ist bedeckt mit runden Säcken und Gespannen, und Pferde von jeder Größe und in allen Farben stehen nebeneinander, an den guten Plätzen am Rande auch die Hoffuhren der Edelleute. Und in dem Viereck der hundert Wagen, zwischen den Knechten, Pferdeköpfen und Heubündeln windet sich aalgleich der jüdische Factor hindurch, Getreideproben in jeder Tasche, in zwei Sprachen fragend und antwortend. Neben dem weißen Kittel und blauen Schnurrocke der Slaven und ihrem Hut mit der Pfauenfeder zeigt sich das einförmige Dunkelblau des deutschen Colonisten. Dazwischen Soldaten aus der nächsten Garnison, Stadtbewohner, Wirthschaftsbeamte und feine Herren vom Landadel. An der Ecke des Marktes hält auf seinem großen Pferde hoch erhaben der Gensdarm, auch er ist heut im Eifer, und seine Stimme klingt herrisch über das Gewirre der Wagen, welche die Einfahrt zur Straße verstopft haben.

Ueberall in der Stadt sind die Kaufläden weit geöffnet, und vor den Häusern stellen die kleinen Händler auf Tischen und Tonnen ihre Waare aus. Bedächtig schreitet das Bäuerlein, gefolgt von den Weibern seiner Hütte, die Reihen der Schautische entlang, mit kurzem Befehl hält er die Frauen zusammen, welche begehrlich stehen bleiben und die Köpfe zusammenstecken, wo bunter Kattun, Tücher oder Halsbänder aufgehängt sind, bis auch sein künstlicher Gleichmuth von

inem Ausruf der Bewunderung durchbrochen wird, wenn er bei einem Tiſch voll Stahlwaaren ankommt, oder bei einem Pferdegeſchirr, oder einem großen Schinken im Fleiſchladen. Lange wird geprüft, bevor der Einkauf geſchieht, wohl fünf Minuten biegt er das geſtählte Blatt der Säge hin und her, bis der Kaufmann ihm gelangweilt das Stück aus der Hand nimmt, dann erſt entſchließt er ſich zum Kauf; faſt eben ſo lange klopft ſein Weib an den irdenen Töpfen herum, ob nicht an einer Stelle ein ſchnarrender Mißton den Sprung verräth. Der Genuß des Kaufens wird hier viel ſtärker empfunden, als da, wo Tauſende mit einem Wort weggegeben werden. Immer wird ſtill gehalten, wenn ein bekannter Mann oder ein Blutsfreund aus einem andern Dorf den Kaufenden entgegenkommt. Dann entſteht ein lautes Begrüßen, die Frauen drängen ſich heran, die Neuigkeiten fliegen aus einem Mund in den andern, bis der ganze Trupp zuletzt gemeinſam ſeine Waarenſchau fortſetzt. Endlich halten die Ermüdeten vor dem Tiſche, wo durchgeſchnittene Würſte durch ihr marmorirtes Füllſel anmuthig locken, wo Semmelberge ſtehen, und wo der ewig wünſchenswerthe Häring in der Tonne liegt. Hier wird der letzte Einkauf gemacht und dann in ein Wirthshaus gezogen, die weiße Flaſche gefüllt, und da kein Platz auf den Bänken zu finden iſt, wird in einer Ecke des Hauſes niedergeſetzt und ein langſames Mahl gehalten. Die Flaſche geht im Kreiſe, die Wangen werden röther, die Geberden lebendiger, die Geſpräche lauter, die Männer fangen an ſich zu küſſen, alte Feinde ſuchen ſich auf, mit einander zu zanken. Weithin auf die Straße tönt aus jeder Schenkſtube das Geſumme und Geſchrei. Unter-

deß, wer andere Gänge hat, beſorgt dieſe, wer eine Klage anzubringen hat, heut läuft er auf's Gericht, wer Steuern abzuliefern hat, heut pflegt er ſie zu zahlen; alle Behörden ſind heut in großer Thätigkeit, alle Schreiber dehnen heut ihre Finger, um die Feder ſchnell über das Papier zu führen; alle Schulzen erſcheinen heut in den Aemtern, um zu melden und zu hören. Auch die Weinſtuben ſind gefüllt, und der Weinkaufmann Löwenberg macht heut die beſten Geſchäfte, er hat neben ſeinem Wein auch einen großen Handel mit Getreide und Wolle, er verleiht Gelder und iſt der Vertraute vieler Gutsherren. In ſeiner großen Vorderſtube ſitzen die Gäſte einzeln, deutſche Oberamtleute, ältere polniſche Gutsbeſitzer, vielleicht ein reicher deutſcher Bauer, der einen guten Viehhandel gemacht hat. In dem Hinterzimmer aber geht's höher zu, dort ſind die Edelleute des Kreiſes verſammelt, manches wüſte Geſicht mit ſtumpfen Zügen, aber auch der edle Schnitt des polniſchen Herrenantlitzes, kräftige Männer von adligem Weſen. Dort ſpringt der Kork des Champagners zur Decke und neben den Geſchäften der Woche wird noch manches Andere verhandelt, was fremde Ohren nicht hören dürfen. Iſt's nicht Politik, ſo rollen vielleicht die Würfel auf den Tiſch, oder ein Spiel Karten fliegt aus einer Taſche unter die Weingläſer, ſchnell fährt dann an der Ecke des Tiſches eine Gruppe zuſammen, es wird ſtill in der Stube und nur kurze Ausrufungen in franzöſiſcher Sprache werden gehört. So vergeht der Markttag als ein unaufhörliches Anrufen und Handeln, Erwerben und Genießen, unter Wagengeraſſel und Pferdelenken, bis der Abend ſeine graue Decke über den Marktplatz breitet, dann zieht die Bauerfrau ihren Mann am Rocke, ſie denkt an die

irdenen Töpfe, welche ſo leicht zerſchlagen ſind, und an die kleinen Kinder, die jetzt nach der Mutter rufen. Dann fahren die Wagen wieder auf allen Straßen auseinander, der Bauerburſch trägt einen Strauß von Flittern auf ſeinem Hut, er klatſcht unaufhörlich mit der neugekauften Peitſche, und in trunkenem Muth treibt er ſeine Pferde zum raſenden Wettlauf mit andern Geſpannen. Auf allen Feldwegen ziehen die kleinen Leute in ihre Dörfer, die Frau hat die Töpfe auf den Rücken gebunden, ein ſchönes rothes Tuch und ein Stück Pfefferkuchen für die Kinder liegen darin, und neue Kochlöffel und Quirle ragen daraus hervor, und neben ihr ſchreitet der Mann unſicher und ſchwer, die ſtählerne Säge auf der Schulter, vergeblich bemüht, die Würde eines Hausherrn vor den Fremden zu bewahren. Viel ſpäter fahren auch die Wagen der Herren vor das Weinhaus, die Kutſcher müſſen lange auf den Aufbruch warten, denn auch den Herren wird die Trennung ſchwer von dem Tiſch der Trinkſtube. Jetzt wird es ſtiller in der müden Stadt, der Kaufmann öffnet ſeinen Ladentiſch, zählt und ſortirt mit ſeiner Frau das eingenommene Geld und ſchlägt die falſchen Silberſtücke zornig mit einem Nagel vorn an den Ladentiſch, zur eindringlichen Warnung für alle unſichern Zahler. Jetzt führt auch der Gensdarm ſein Pferd in den Stall, überzählt die Vagabunden, die Marktdiebſtähle, die Händel, die er heut angezeigt, und hofft auf einen gnädigen Blick. Endlich macht der Nachtwächter ſeine Runde, er achtet heut ſorglich auf die Schenkſtuben, in denen noch immer einzelne Schreier ſitzen, und ſieht beim trüben Laternenlicht erſtaunt auf den unſaubern Marktplatz, den ſein Beſen morgen von allem Schmutz befreien ſoll.

So war der Wochenmarkt von Rosmin immer gewesen. In dem letzten Winter war der Marktverkehr nicht geringer, als sonst, aber es war eine Unruhe sichtbar in vielen Köpfen, am meisten bei den Herren. Beim Weinkaufmann sah man zuweilen fremde Männer von kriegerischem Aussehen in die Hinterstube eintreten, dann wurde das Zimmer verschlossen. Auf den Straßen sah man junge Burschen in auffallender Tracht mit rothen viereckigen Mützen durch das Gedränge schreiten, sie schlugen zuweilen einen Landsmann auf die Schulter, riefen Andere beim Namen und zogen sie aus dem Gedränge in eine Ecke. Wo sich ein Soldat sehen ließ in seiner Uniform, sahen die Leute auf ihn, wie auf einen verkleideten Mann, Manche wichen ihm aus, Viele waren doppelt freundlich gegen ihn, Deutsche wie Polen. In den Schenken saßen die von den deutschen Dörfern apart und mischten sich nicht mit den Andern, und die Polnischen von den Gütern des Herrn von Tarow tranken viel und fingen noch mehr Händel an, als sonst. Der Vogt vom neuen Vorwerk hatte am letzten Markte in der ganzen Stadt keine neue Sense finden können, und der Förster beklagte sich gegen Anton, daß er neulich in keinem Kaufladen mehr Pulver gefunden hatte, als ihm auf eine Woche reiche. Es schwebte etwas in der Luft, Niemand wollte sagen, was es war.

Heut war wieder Markttag zu Rosmin, und Anton fuhr mit einem Knecht nach der Stadt. Es war einer der ersten Frühlingstage, die Sonne schien warm auf den Boden, der noch im winterlichen Schlummer dalag. Anton dachte daran, daß jetzt die ersten Gartenblumen blühen müßten, und daß er und die Frauen im Schloß in diesem Jahr keine sehen

würden, als etwa auf dem Vorwerk im Winter hinter der Scheuer. Es war auch keine Zeit, ſich an Blumen zu freuen, überall waren die Herzen aufgeregt, und Alles, was durch ſo viele Jahre feſt geweſen war, ſchien zu wanken. Ueber große Länderſtrecken zog der politiſche Sturmwind, die Zeitungen erzählten alle Tage Unerwartetes und Furchtbares, ein großer Krieg ſchien im Anzuge, aller Beſitz, alle Bildung ſchien in Gefahr. Er dachte an die Verhältniſſe des Freiherrn, und welches Unglück für dieſen entſtehen mußte, wenn das Geld theuer wurde und der Grundbeſitz ſpottwohlfeil. Er dachte auch an die Firma in der Hauptſtadt, an ſeinen Platz im Comtoir, den er in der Stille noch immer als ſein Eigenthum betrachtete, und an den ſorgenvollen Brief, den ihm Herr Baumann geſchrieben, wie finſter der Prinzipal ſei, und wie zänkiſch die Collegen am Theetiſch in Herrn Baumanns Stube.

Aus ſolchen kummervollen Gedanken weckte ihn ein Geräuſch auf der Straße. Eine Reihe von Herrenwagen fuhr vorbei, in dem erſten ſaß Herr von Tarowski, der im Vorbeifahren artig zu Anton herüber grüßte. Anton ſah erſtaunt, daß er ſeinen Jäger auf dem Bedientenſitz hatte, als zöge er zur Jagd. Noch drei Wagen rollten vorüber, alle mit Herren bis auf das Trittbret beladen, und hinter den Wagen jagte ein ganzer Trupp Reiter, der deutſche Inſpector von Tarow mit darunter.

„Jaſch,“ rief Anton dem Kutſcher zu, „was war das, was die im zweiten Wagen zudeckten, als ſie vorbeifuhren?“

„Flinten,“ antwortete der Kutſcher kopfſchüttelnd.

Der ſonnige Tag nach langem Schnee- und Regenſchauer

lockte die Leute aus allen Höfen nach der Stadt, in kleinen Haufen zogen ſie eilig vorwärts, wenig Frauen darunter, es war ein lautes Anrufen der verſchiedenen Geſellſchaften und ein Leben auf der Straße, wie ſonſt am Abend bei der Heimkehr. Vor dem erſten Wirthshaus an der Straße ließ Anton halten. Der Kutſcher frug: „Es iſt weit von hier nach dem Markte, wie wird es ſein mit dem Aufladen des Hafers?“

„Bleib bei den Pferden,“ befahl Anton, „und geh nicht nach der Stadt; wenn ich etwas kaufe, laſſe ich's herausfahren zum Umladen.“ Eilig ſchritt er durch's Thor in das Gewühl der Gaſſen. Die Stadt war mit Menſchen überfüllt, es wogte ſchon vom Thore an in hellen Haufen, kaum daß die Getreidewagen durchdrangen. Als Anton auf den Marktplatz kam, war er betroffen über das Ausſehen der Männer. Ueberall erhitzte Geſichter, geſpannte Züge, es waren nicht Wenige in Jägertracht unter dem Volke, und häufig ſah man auf den Mützen eine fremde Cocarde. Vor dem Hauſe des Weinkaufmanns war das Gedränge am größten, dort ſtanden die Leute Kopf an Kopf und ſahen hinauf nach den Fenſtern, an denen bunte Fahnen hingen, zu oberſt polniſche Farben, andere ausländiſche darunter. Noch ſah Anton finſter auf die Front des Hauſes, da öffnete ſich die Thür und auf die ſteinerne Treppe trat der Herr von Tarow und ein Fremder mit einer Schärpe um den Leib. Anton erkannte in ihm den Polen, der ihn einſt mit Standrecht bedroht und vor einigen Monaten nach dem Inſpector gefragt hatte. Ein junger Mann ſprang aus dem Haufen auf die unterſte Stufe, rief laut etwas in polniſcher Sprache und ſchwenkte die Mütze: ein lautes Geſchrei war die Antwort, dann wurde

Alles ſtill. Der Tarowski ſprach einige Worte, von denen Anton nichts verſtand, hinter ihm raſſelten die Wagen und die Menge drängte ſich hin und her. Darauf begann der Herr mit der Schärpe eine mächtige Rede. Er ſprach lange, oft wurde er durch lautes Beifallsgeſchrei unterbrochen; als er geendet hatte, erſcholl ein betäubender Lärm, wilder polniſcher Zuruf. Die Thüren des Hauſes wurden weit geöffnet, die Menge wogte durcheinander wie ein unruhiges Meer. Ein Haufe ſtürzte fort und vertheilte ſich auf dem Markte, Andere ſprangen in das Haus; wer hineingeeilt war, kam nach wenig Augenblicken mit einer Cocarde an der Mütze, bewaffnet mit einem Senſenſpeer wieder heraus. Im Nu hatte ſich ein Haufe Senſenmänner und ein Trupp mit Feuergewehren vor dem Hauſe aufgeſtellt. Die Zahl der Bewaffneten wurde größer, kleine Abtheilungen Senſenmänner, von einzelnen Flintenträgern geführt, eilten von dem Hauſe weg nach allen Richtungen des Marktes. Hinter Anton klang Commandoruf und Befehl, er wandte ſich um und ſah einzelne bewaffnete Reiter, welche die aufgefahrenen Wagen mit ſtrengen Worten zur Abfahrt vom Markte trieben. Der Lärm und das Getümmel wurde ſtürmiſcher, mit ängſtlichem Zuruf hieben die Landleute auf ihre Pferde, die Verkäufer flüchteten mit ihren Waaren in die Häuſer, die Läden wurden geſchloſſen. Nach wenig Augenblicken hatte der Markt ein unheimliches Ausſehen. Die Wagen waren entfernt, an den Marktecken ſtanden einzelne Poſten von Senſenmännern, ihre langen Spieße blinkten hell in der Morgenſonne. Auf dem Platze ſelbſt wogte die unſichere Menge. Betäubt, erſchüttert, empört eilte Anton in dem Haufen fort,

ſo kam er auf die andere Seite des Platzes. Dort lag das Steueramt, ſchon von weitem kenntlich durch das Wappenbild des Staates, das auf Holz gemalt neben dem Fenſter hing. Dort drängten ſich die Maſſen wieder; ein Poſten von Senſenmännern ſtand vor dem Hauſe, aus der Ferne ſah Anton, daß ein Mann eine Leiter anſetzte, zu dem Wappen hinaufſtieg und mit einem Hammer auf das Schild pochte, bis es herabfiel auf die Steine. Als das Wappen auf die Steine ſchlug, ging durch die verſammelte Menge ein leiſer Ton, wie ein Seufzen; es war ſtill geworden, daß man jeden Laut hören konnte. Eine Rotte von trunkenem Geſindel ſtürzte ſich mit wildem Jauchzen auf das Schild, ein Strick wurde daran gebunden, und mit Hohngeſchrei wurde es in den Rinnſtein und über die Straße geſchleift.

Anton war außer ſich, eine Fluth von ſtürmiſchen Leidenſchaften drängte nach ſeinem Herzen. „Ihr Schurken!“ rief er laut und rannte durch die Umſtehenden auf die Bande zu. Da faßte ihn ein ſtarker Mann um den Leib, und eine bebende Stimme ſprach: „Nicht vorwärts, Herr Wohlfart, heut iſt ihr Tag, morgen kommt unſer Tag.“ Anton riß ſich los und ſah neben ſich die große Figur des Schulzen von Neudorf, er ſah ſich im Augenblick umgeben von einer Anzahl dunkler Männergeſtalten. Es waren die blauen Röcke deutſcher Bauern, Geſichter voll Zorn und Kummer, welche ihn wie mit einem Wall einſchloſſen. „Laßt mich heraus!“ rief Anton noch immer außer ſich. Wieder aber legte ſich die ſchwere Hand des Schulzen auf ſeine Schulter, und mit naſſen Augen ſprach der Mann: „Schonen Sie Ihr Leben, Herr Wohlfart, es iſt jetzt umſonſt, wir haben nichts, als

unſere Fauſt, und ſind die Minderzahl.“ Und von der andern Seite wurde ſeine Hand umfaßt wie von Schrauben, und der alte Förſter ſtand ſchluchzend neben ihm und ſtöhnte: „Daß ich dieſen Tag erleben muß, o die Schande, die Schande!“ Dabei ſchüttelte er krampfhaft Antons Hand, ſchlug ſich dann mit ſeinen Fäuſten vor die Stirn und weinte laut wie ein Kind. Der wilde Schmerz des Alten gab Anton einen Theil ſeiner Ruhe wieder, er umſchlang den Hals des Förſters und hielt ihn feſt an ſich. Und wieder erſcholl in ihrer Nähe mißtönendes Geſchrei, und eine Stimme brüllte: „Durchſucht die Deutſchen! nehmt ihnen die Waffen, Niemand darf den Markt verlaſſen!“ Anton ſah ſich haſtig in dem Haufen um und rief: „Das dürfen wir nicht leiden, Ihr Männer, daß wir hier in der deutſchen Stadt umſtellt werden, wie Gefangene, und daß ſie unſer Wappen beſchimpfen, die Schändlichen!“

Von fern wirbelte eine Trommel. „Es iſt die Schützentrommel,“ rief der Schulz, „die Bürgerſchützen von Rosmin kommen zuſammen. Sie haben Gewehre.“

„Vielleicht iſt noch nicht Alles verloren,“ rief Anton wieder. „Ich kenne einige Leute hier, die zuverläſſig ſind. Faßt Euch, mein Alter,“ tröſtete er den Förſter. „Die Deutſchen vom Lande ſollen nicht zerſtreut bleiben, ſo weiß Niemand, was wir thun können. Wir wollen wenigſtens mit einander den Markt verlaſſen, hier bei dem Brunnen ſammeln wir uns. Jeder geht und ruft ſeine Bekannten zuſammen. Und jetzt keine Zeit verloren! Ihr dorthin, Schulz, Ihr kommt mit mir, Schmidt von Kunau.“ Der Haufe fuhr nach zwei Richtungen auseinander, Anton von

dem Förſter und dem Schmidt gefolgt eilte noch einmal über den ganzen Markt. Nie hatte er eifriger geſucht, nie hatte Einer den Andern ſchneller verſtanden. Wo er einen Deutſchen fand, ein Blick des Auges, ein ſchneller Händedruck, das flüchtige Wort: „Die Deutſchen verſammeln ſich am Brunnen, erwartet uns," das trieb die Unſchlüſſigen ſchnell zu den Landsleuten.

Vor dem Hauſe des Weinkaufmanns hielt er mit ſeinen Gefährten in dem dichten Gedränge einen Augenblick an. Etwa funfzig Senſenmänner ſtanden vor dem Hauſe, daneben ein Dutzend Gewehre, noch waren die Thüren weit geöffnet, und Einzelne traten immer noch hinein, ſich Waffen zu holen. Die Menge war ſcheu zurückgewichen, es wogten hier Polen und Deutſche, Städter und Landleute durcheinander, Anton ſah, daß auch die polniſchen Bauern verſtört im Haufen ſtanden und einander zweifelnd anſahen. Vor dem Hauſe ſprachen einige junge Herren in die Maſſe. Während der Kunauer Schmidt und der Förſter den Deutſchen ihr Zeichen gaben, fuhr Anton auf einen kleinen Mann los, der in ſeinem Arbeitsrock mit berußtem Geſicht in den Haufen drängte, und faßte ihn am Arm: „Schloſſer Grobiſch, Sie ſtehen hier? Warum eilen Sie nicht zum Sammelplatz, Sie ſind Schütz und Bürger, wollen Sie dieſe Schmach ertragen?"

„Ach, Herr Rentmeiſter," ſagte der Schloſſer, Anton bei Seite ziehend, „das Unglück! Denken Sie, ich arbeite in meiner Werkſtatt mit dem Hammer und höre von gar nichts. Bei unſrer Arbeit kann man wenig hören. Da ſtürzt meine Frau herein —"

„Wollen Sie dieſe Schmach ertragen?“ rief Anton und ſchüttelte den Mann heftig.

„Gott bewahre, Herr Wohlfart,“ erwiederte der Schloſſer, „ich führe einen Zug bei den Schützen. Während mein Weib den Rock herausſucht, bin ich ſchnell über den Platz gelaufen, um zu ſehen, wie viel ihrer ſind. Sie ſind größer, als ich, wie viel ſind's, die Waffen tragen?“

„Ich rechne funfzig Senſen,“ erwiederte Anton ſchnell.

„Nicht die Senſen,“ ſagte der Kleine, „das iſt zugelaufenes Volk, nur die Gewehre.“

„Ein Dutzend vor der Thür, eben ſo viel mögen wohl noch im Hauſe ſein.“

„Wir ſind etwa dreißig Büchſen,“ ſagte der Kleine bekümmert, „aber heut iſt nicht auf Alle zu rechnen.“

„Können Sie uns Gewehre ſchaffen?“ frug Anton.

„Nur wenige,“ ſagte der Schloſſer kopfſchüttelnd.

„Wir ſind ein Hauf Deutſche vom Lande,“ ſagte Anton in fliegender Eile, „wir wollen uns durchſchlagen bis in die Vorſtadt zum rothen Hirſch, dort halte ich die Leute zuſammen, ſchicken Sie uns um Gottes willen durch eine Patrouille Nachricht heraus, und was Sie von Gewehren auftreiben können. Wenn wir die Edelleute hinauswerfen, läuft der andere Hauſe von ſelbſt auseinander.“

„Aber dieſe Rache von dieſen Polacken!“ ſagte der Schloſſer mit aufgehobenem Zeigefinger, „die Stadt wird's bezahlen müſſen.“

„Nichts wird ſie bezahlen, Meiſter, Sie bekommen morgen Militär, wenn Sie heut die Wahnſinnigen hinauswerfen. Nur fort, jeder Augenblick vergrößert die Gefahr.“

Er trieb den Schloſſer vorwärts und eilte auf die Brunnenſeite. Dort fand er die Deutſchen in kleinen Gruppen zuſammenſtehen, der Schulz von Neudorf kam ihm entgegen.

„Es iſt keine Zeit zu verlieren," rief dieſer, „die Andern werden aufmerkſam, dort ſtellt ſich ein Trupp Senſenmänner gegen uns auf."

„Folgt mir," rief Anton laut, „ſchließt Euch dicht zuſammen, vorwärts, hinaus aus der Stadt!" Der Förſter ſprang von Haufe zu Haufe und drängte die Leute aneinander, Anton ſchritt mit dem Schulzen voran. Als ſie an die Ecke des Marktes kamen, kreuzten die Senſenmänner ihre Waffen vor der engen Gaſſe, der Anführer des Poſtens ſpannte den Hahn ſeiner Flinte und rief Anton in phraſenhaftem Ton zu: „Warum wollen Sie fort, mein Herr! Nehmt Waffen, Ihr Leute, heut iſt der Tag der Freiheit!"

Er ſprach nicht weiter, denn der Förſter ſtürzte vor und gab ihm einen ungeheuern Backenſtreich, daß er zur Seite taumelte und ſein Gewehr im Fallen losging. Auf dem Markt erhob ſich lautes Geſchrei, der Förſter ergriff die Flinte, und die beiden Senſenmänner, überraſcht und ohne Befehl, wie ſie waren, wurden von dem vordringenden Trupp an die Häuſer geworfen, die Senſen aus ihrer Hand geriſſen und von den zornigen Leuten an dem Steinpflaſter zerbrochen. Ohne verfolgt zu werden, drängte der Haufe bis an das Stadtthor, auch dort wich der feindliche Poſten zurück und ließ die dichte Maſſe ungehindert durch. So kamen ſie beim Gaſthofe an. Dort trat der Schulz von Anton aufgefordert vor die Leute. „Es geht dort drin gegen die Regierung,"

ſagte er, „es geht gegen uns Deutſche. Der bewaffneten Feinde ſind nicht viel, wir haben eben geſehen, wie der Bauer mit ihnen fertig wird. Wer ein ordentlicher Mann iſt, der bleibt hier und hilft den Bürgersleuten in der Stadt die Fremden hinausjagen. Die Schützen wollen Einen zu uns ſenden und uns ſagen, wie wir ihnen helfen können. Deßwegen bleibt zuſammen, Landsleute.“

Nach dieſen Worten riefen Viele: „Wir bleiben hier,“ Manchem auch kam die Sorge und er ſtahl ſich um das Haus und auf das Feld. Wer blieb, ſuchte eine Waffe, wo er ſie fand, ſchwere Holzknittel, Radſtangen, Heugabeln und was ſonſt in der Nähe aufzutreiben war.

„Ich kam her, mir Pulver und Schrot zu kaufen,“ ſagte der Förſter zu Anton, „jetzt habe ich eine Flinte, und das letzte Korn ſoll heut darauf gehen, wenn wir uns rächen können für den Schimpf an unſerm Vogel.“

Unterdeß waren im Schloß die Stunden wie gewöhnlich verlaufen bis gegen Mittag. Der Freiherr ging, von ſeiner Gemahlin geführt, im Sonnenſchein um das Schloß herum; er grollte ein wenig, daß die Maulwurfshügel, an welche ſein Fuß ſtieß, noch immer nicht geebnet waren, und kam zu dem Reſultat, daß kein Verlaß auf Beamte und Dienſtleute ſei, und Wohlfart noch vergeßlicher als alle andere. Bei dieſem Thema verweilte er mit mürriſchem Behagen. Die Baronin widerſprach ihm nur ſo viel, als möglich war, ohne ſeine krankhafte Laune aufzuregen, und ſo ſetzte er ſich endlich im Freien auf einen Stuhl nieder, den ihm

der Bediente nachtrug, und hörte friedlich seiner Tochter zu, welche mit Karl den Platz für eine kleine Baumpflanzung absteckte. Niemand dachte Arges, Jeder war mit seiner nächsten Umgebung beschäftigt.

Da flog die schlimme Kunde, daß etwas Schreckliches vorgehe, mit Eulenflügeln über die Ebene. Auch zu der Waldinsel des Freiherrn kam sie heran, sie flatterte über die Kiefern und Birnbäume, über Getreidefelder und Anger bis auf das Schloß. Zuerst kam sie undeutlich, wie eine kleine Wolke am sonnigen Himmel, dann wurde sie größer, wie ein ungeheurer Vogel, der die Luft verfinstert, sie schlug mit ihren schwarzen Fittigen die Herzen aller Menschen in Dorf und Schloß, sie machte das Blut in den Adern stocken und trieb heiße Thränen in die Wangen.

Mitten in seiner Arbeit sah Karl plötzlich auf und sagte erschrocken zum Fräulein: „Das war ein Schuß!"

Lenore sah ihn betroffen an, dann lachte sie über ihren eigenen Schreck und erwiederte: „Ich habe nichts gehört; vielleicht war's der Förster."

„Der Förster ist in der Stadt," entgegnete Karl ernst.

„Dann ist's ein verdammter Wilddieb im Walde," rief der Freiherr ärgerlich.

„Es war ein Kanonenschuß," behauptete der hartnäckige Karl.

„Das ist nicht möglich," sagte der Freiherr, „es steht kein Geschütz auf viele Meilen in der Runde," aber er selbst lauschte mit gespanntem Gesicht.

In dem Augenblick rief eine Stimme vom Wirthschaftshofe her: „Es brennt in Rosmin." Karl sah das Fräulein

an, warf ſein Grabſcheit zu Boden und lief nach dem Hof; Lenore folgte. „Wer hat geſagt, daß Feuer in Rosmin iſt?“ frug er die Knechte, welche zu ihrer Mittagskoſt über den Hof gingen. Keiner hatte gerufen, aber alle liefen erſchrocken aus dem Hof auf die Landſtraße und verſuchten nach Rosmin hinzuſehen, obgleich Jeder wußte, daß die Stadt über zwei Meilen entfernt war und keine Ausſicht dorthin.

„Es ſind vorhin Weiber gelaufen auf dem Weg nach Neudorf wie in der Angſt,“ ſagte der eine Knecht, und ein anderer rief: „Es muß gefährlich zugehn in Rosmin, denn man ſieht den Rauch über dem Walde ſtehn.“ Alle glaubten einen dunkeln Schatten über der Stelle zu ſehn, wo die Stadt lag, auch Karl. Immer größer wurde die Aufregung ohne ſichern Grund. Die Dorfleute traten auf der Straße zuſammen. Alle ſahen nach der Richtung von Rosmin und erzählten von dem Unglück, das über die Stadt gekommen ſei. „Die Edelleute ſind heut darin,“ rief der Eine, „ſie haben die Stadt angezündet,“ und ſein Nachbar hatte von einem Mann auf dem Felde gehört, daß heut ein Tag ſei, an den alle Gutsherren denken ſollten. Der Mann ſah feindſelig auf Karl und fügte hinzu: „Noch kann Manches kommen bis auf den Abend.“ Der Schenkwirth kam herzugelaufen und rief Karl entgegen: „Wenn nur erſt der heutige Tag vorbei wäre,“ und Karl entgegnete in derſelben Gemüthsſtimmung: „Ich wollte das auch.“ Keiner wußte recht, weßhalb.

Von der Zeit kamen immer neue Schreckensbotſchaften aus der Welt jenſeit des Waldes. „Die Soldaten und Polen liefern einander eine Schlacht,“ hieß es. „Auch in Ku-

nau brennt's," riefen einige Weiber, die vom Felde heim-eilten. Endlich kam die Vogtin vom neuen Vorwerk außer Athem zu Lenore gelaufen: „Mein Mann ſchickt mich, weil er das Gehöft an dieſem Angſttage nicht verlaſſen will. Er läßt fragen, ob Sie nichts vom Förſter wiſſen, es iſt Mord und Todtſchlag in der Stadt und die Leute ſagen, der Förſter ſchießt mitten darunter." „Wer ſagt das?" fuhr der Freiherr auf. — „Einer, der über das Feld lief, hat es meinem Mann erzählt," rief die entſetzte Frau, „und es muß wahr ſein, daß dort Alles durcheinander iſt, denn als der Förſter nach der Stadt ging, hatte er gar keine Flinte bei ſich." Allen kam vor, als ob das Unglück deßhalb wahr ſein müßte. „Und heut Nacht hat es einen feurigen Schein gegeben auf dem Felde," klagte die Frau weiter, „unſre Stube wurde ganz hell, und mein Mann iſt aufgeſprungen und hinausgegangen. Da zog ein blaues Licht wie eine Schwefelflamme über den Wald nach Rosmin zu."

So ſchlug das Gerücht mit ſeinen Flügeln auf die Herzen der Menſchen. Mit Mühe brachte Karl die Knechte dazu, daß ſie mit ihren Geſpannen wieder auf's Feld zogen. Lenore ſtieg mit Karl auf den Thurm, um etwas Neues zu erſehn. Ob eine Rauchwolke über der Stadt war, das wollte Karl nicht entſcheiden, aber an mehr als einer Stelle ſahen ſie hinter den Wäldern etwas wie Feuerſchein und Rauchwolken. Kaum waren ſie herab, ſo kam der eine Knecht mit den Pferden zurückgejagt und meldete, daß ihm ein Bauer aus dem andern Kreiſe, der auf dem Waldweg im Galopp durchgefahren war, geſagt habe, ganz Rosmin ſei angefüllt mit Senſenmännern und mit Leuten, welche rothe Fahnen in der

Hand hielten, und alle Deutſche im Lande würden erſchoſſen. Die Baronin rang die Hände und fing an zu weinen, und ihr Gemahl verlor darüber den letzten Schein von Ruhe, den er mühſam bewahrt hatte. Er ſchalt heftig auf Wohlfart, der an ſolchem Tage nicht zu Hauſe ſei, und ließ Karl zu ſich rufen, der, nicht weniger erſchrocken, ſich jetzt um Antons Schickſal ängſtigte. Er befahl ihm, Alles im Hofe zu verſchließen, gleich darauf forderte er ihn wieder, und verbot durch ihn dem Schenkwirth, heut den Dorfleuten Branntwein zu verkaufen, und immer wieder frug er ihm ab, was man gehört hatte. Lenore konnte die ſchwüle Unruhe im Schloß nicht ertragen, ſie ging unaufhörlich zwiſchen dem Schloß und dem Hofe ab und zu und hielt ſich in Karls Nähe, in deſſen treuherzigem Geſicht noch der meiſte Troſt zu finden war, dabei ſah ſie immer wieder auf die Landſtraße, ob nicht etwas zu erblicken ſei, ein Wagen, ein Bote.

„Er iſt ruhig," ſagte ſie zu Karl, „er wird ſich einer ſo fürchterlichen Gefahr nicht ausſetzen;" ſie wünſchte eine tröſtende Antwort.

Karl aber ſchüttelte den Kopf: „Auf ſeine Ruh iſt kein Verlaß; wenn's in der Stadt ſo ausſieht, wie die Leute ſagen, ſo iſt Herr Anton nicht der Letzte, der darunter fährt. Er wird nicht an ſich denken."

„Nein, das thut er nicht!" rief Lenore und rang die Hände.

So ging es fort bis gegen Abend. Karl hielt die Dienſtleute, welche alle vor dem Hofe ſtanden, ſtreng zuſammen, er ergriff ſeinen Karabiner, er wußte ſelbſt nicht, wozu, er ließ

ſich ein Pferd ſatteln und band es wieder an die Krippe. Da kam der Wirth mit einem Knecht aus der Brennerei zum Schloß gerannt, der gutmüthige Mann rief ſchon von Weitem dem Fräulein entgegen: „Hier iſt eine Nachricht, eine ſchreckliche Nachricht von Herrn Wohlfart.“ Lenore fuhr auf den fremden Knecht zu. Der Menſch machte in polniſcher Sprache einen verwirrten Bericht von den Schrecken des Tages in Rosmin. Er hatte geſehen, daß auf dem Markte Polen und Deutſche auf einander geſchoſſen hatten, daß der Herr Rentmeiſter an der Spitze der deutſchen Bauern marſchirt war.

„Ich wußte das,“ rief Karl ſtolz.

Dann erzählte der Knecht, wie er ſelbſt geflüchtet ſei, gerade als alle Polen auf den Herrn gezielt hätten; ob er todt ſei, oder noch lebe, das könne er nicht genau ſagen, denn er ſei in großer Angſt geweſen; aber er glaube wohl, der Herr müſſe todt ſein.

Lenore lehnte ſich an die Mauer, Karl fuhr verzweiflungsvoll mit den Händen nach ſeinem Haupt. „Satteln Sie den Pony!“ ſagte Lenore mit klangloſer Stimme.

„Sie wollen doch nicht ſelbſt bei Nacht durch den Wald, den weiten Weg nach der Stadt?“ rief Karl.

Ohne zu antworten eilte das tapfere Mädchen auf den Stall zu, Karl ſprang ihr in den Weg. „Sie dürfen nicht!“ ſchrie er, „die Frau Baronin wird vor Angſt um Sie den Tod haben, und was können Sie unter den wüthenden Männern ausrichten?“

Lenore blieb ſtehen. „So ſchaffen Sie ihn her,“ rief ſie halb bewußtlos, „bringen Sie ihn zu uns, lebendig oder todt.“

„Soll ich Sie an dieſem Tage allein laſſen?“ rief Karl wieder außer ſich.

Lenore riß ihm den Karabiner vom Arm und rief: „Fort, wenn Sie ihn lieben, ich werde an Ihrer Stelle wachen.“

Karl ſtürzte nach dem Hofe, riß das Pferd heraus und jagte auf der Straße nach Rosmin dahin.

Der Hufſchlag des Pferdes verklang, es wurde wieder ſtill, Lenore eilte mit haſtigen Schritten vor dem Schloſſe auf und ab. Ihr Freund war in tödtlicher Gefahr, vielleicht war er verloren! und durch ihre Schuld, denn ſie hatte ihn hierher getrieben. Sie fühlte eine heiße Sehnſucht nach ſeinem Anblick, nach dem Ton ſeiner Stimme. Was er ihr und den Eltern geweſen war, überdachte ſie jetzt in ihrer Verzweiflung unaufhörlich. Es ſchien ihr unmöglich, ohne ihn die Zukunft in dieſer Einſamkeit zu ertragen. Die Mutter ſandte nach ihr, der Vater rief nach ihr zum Fenſter hinaus, ſie wies die Aufforderungen kurz ab, all' ihr Empfinden war aufgegangen in dem Gefühl der reinen und innigen Neigung, welche zwiſchen ihr und dem Verlorenen erblüht war.

In der Stadt ſtand Anton mit den Landleuten wohl eine halbe Stunde erwartungsvoll vor dem rothen Hirſch. Immer noch zogen die verſcheuchten Marktleute bei ihnen vorüber in die Dörfer, flüchtigen Fußes die meiſten, aber mancher blieb ſtehen und ſchloß ſich ihnen an, oft auch wurde ein polniſcher Gruß gehört, und mehrere Polen traten zu Anton und frugen, ob er ſie brauchen könne. Endlich kam,

nicht auf der Straße, ſondern von dem Garten des Wirthshauſes her, der Schloſſer in ſeiner grünen Uniform mit Epauletten, gefolgt von einigen Bürgerſchützen.

Anton eilte auf ihn zu und rief: „Wie ſteht's?"

„Achtzehn Mann ſind gekommen," ſagte der Schloſſer, „es ſind die ſichern Leute. Das Volk auf dem Markt verläuft ſich, die im Weinhauſe ſind nicht viel ſtärker geworden. Sie ſind jetzt dabei, die Behörden abzuſetzen. Unſer Capitän hat Courage wie ein Teufel. Wenn Sie ihm helfen wollen, ſo iſt er bereit, etwas zu wagen. Wir können von hinten hinein in Löwenbergs Haus, ich habe das Schloß zum Hinterthor ſelber gemacht und weiß Beſcheid, vielleicht iſt es gar nicht verſchloſſen. Wenn wir's geſchickt machen, können wir die Anführer drin überfallen, wir können ſie faſſen und ihre Waffen."

„Wir müſſen von vorn und hinten zu gleicher Zeit angreifen," entgegnete Anton, „dann haben wir ſie ſicher."

„Ja," ſagte der Schloſſer ein wenig verblüfft, „wenn Sie mit Ihren Leuten von vorn kommen wollten."

„Wir haben keine Waffen," rief Anton. „Ich will mit Euch nach vorn, und der Förſter auch und vielleicht noch Einer oder der Andere; aber ein unbewaffneter Trupp gegen die Senſen und ein Dutzend Gewehre, das iſt unmöglich."

„Sehen Sie," ſagte der ehrliche Schloſſer, „für uns iſt's auch ſchwer. Wer ſo gerade im erſten Schreck von Weib und Kind kommt, der iſt auch nicht in der Verfaſſung, ſich gleich als Scheibe hinzuſtellen. Unſere Leute haben ja guten Willen, aber die drüben ſind verzweifelte Menſchen. Und

deßwegen laſſen Sie uns ruhig hinten herum gehen; wenn wir ſie überraſchen, giebt's weniger Blutvergießen, und das iſt doch auch eine Hauptſache. Gewehre bringe ich nicht, nur einen Säbel für Sie."

Schweigend ſetzte ſich der Haufe in Bewegung, der Schloſſer führte. „Unſere Schützen haben ſich im Hauſe des Hauptmanns verſammelt," ſagte er, „dorthin können wir durch die Gärten, ohne daß die am Thor uns gewahr werden." Durch Gemüſegärten zogen ſie vorwärts, einige Male mußte der ganze Haufe über niedrige Zäune klettern, dann kreuzten ſie ſchnell den Weg, der um die Stadtmauer herumführte, überſchritten auf einigen Bretern den Bach und drangen durch eine Mauerpforte, welche ſie in den Hofraum eines Gerbers führte.

„Hier warten Sie," ſagte der Schloſſer mit einiger Unruhe. „Der Gerber iſt einer von uns Schützen, aus der Hausthür tritt man auf dieſelbe Hintergaſſe, in welcher der Eingang zu Löwenbergs Hofraum iſt. Ich gehe zum Hauptmann melden, wir holen Sie ab."

Nur wenige Minuten ſtanden die Landleute unter den Haufen Lohe, als der Förſter, der als Wache in der Hausthür ſtand, den Anmarſch der Schützen meldete. Auf der Hintergaſſe ſtießen die beiden Haufen zuſammen, nur kurze Begrüßungen wurden ausgetauſcht. Der Hauptmann, ein wohlbeleibter Fleiſcher, forderte Anton auf, neben ihm zu gehen und ſeinen Zug den Schützen anzuſchließen. Schweigend rückten ſie an das Hinterthor von Löwenbergs Hauſe, das Thor war nicht verſchloſſen und nicht beſetzt, der Schloſſer ſah durch das Hintergebäude in den leeren Hofraum.

Der Trupp hielt einen Augenblick an, der Förster eilte zu den Führern. „Wir sind mehr Leute, als in dem Hause nöthig sind," sprach er mit fliegender Eile. „Hier daneben ist eine breite Quergasse, die auf den Markt führt. Geben Sie mir den Trommler, einen Zug Schützen und die Hälfte von den Landleuten, wir laufen bis auf den Markt und besetzen mit Geschrei die Oeffnung der Quergasse. Die auf dem Markt werden dadurch gestört, sie müssen auf uns sehen, unterdeß dringen Sie ein und nehmen die ganze Bande gefangen. Sobald ich trommeln lasse, springt der Herr Capitän mit dem Hauptcorps durch den Hof in das Vorderhaus, die Thür halten Sie besetzt."

„Mir ist's recht," sagte der dicke Hauptmann, echauffirt und in der Aufregung, welche vor einem Angriff auch dem beherzten Mann die Brust beengt. „Nur vorwärts fort!"

Der Förster raffte sechs Schützen zusammen, winkte dem Schulz und einem Haufen der Landleute, und zog sich mit dem Haufen ohne großes Geräusch in die offene Seitengasse. Auch Anton fühlte das Blut an seine Schläfe hämmern in der Erwartung der nächsten Augenblicke. Endlich hörte man Trommelwirbel, gleich darauf ein lautes Hurrah. Wie Löwen sprangen die Bürger durch den Hof, der Hauptmann voran seinen Säbel schwingend, neben ihm Anton. So drangen sie in den Hausflur, bevor Jemand auf sie achtete. Alles im Hause war an die Fenster und an die Thür gestürzt.

„Hurrah," rief der Hauptmann, „wir haben sie," und ergriff in dem Hausflur einen der Herren im Genick. „Keiner soll entrinnen. Schließt die Thür!" schrie er und hielt sein

Opfer am Kragen fest, wie eine Kuh bei den Hörnern. Durch die Kraft von zehn Leibern wurde die Hausthür von innen zugedrückt und verschlossen, so daß die Eifrigen auch die Feinde, welche in der Thür standen, hinaus drängten. Darauf stürzten die Schützen in die Stube, ein Theil nach dem obern Stock. Wer von Herren in der Stube war, sprang zum Fenster hinaus. So kam es, daß die Bürger in der Weinstube nichts ergriffen, als eine Namensliste, einen Haufen zusammengebundener Sensen, und in der Ecke ein halbes Dutzend Gewehre, welche den Edelleuten gehörten. Der Schlosser faßte sogleich die Gewehre und rannte mit Anton und einigen Andern, die er anrief, wieder hinten zum Hause hinaus in die Quergasse zu dem Zuge, den der Förster führte. Sie fanden den Zug in bedenklicher Lage. Er war muthig hinter dem Förster vorwärts gestürmt bis an den Ausgang der Gasse. Die Trommel und das Hurrah, und gleich darauf der feindliche Angriff im Hause hatten die Gegner in Verwirrung gebracht. Die Sensenmänner waren von dem Hause weggeeilt, sie standen in ungeordneten Haufen mitten auf dem Markte, der Mann in der Schärpe, selbst ohne Gewehr, war beschäftigt, die Unbehülflichen aufzustellen. Dagegen war der Trupp mit Gewehren, Oekonomen, Jäger und einige junge Herren, den Anrückenden kühn entgegenmarschirt und hatte Front gegen sie gemacht. Vor der bewaffneten Schaar stutzten die Bürgerschützen und drängten an den Ausgang der Gasse zurück, der Förster stand allein mitten zwischen den feindlichen Parteien. In dieser Verlegenheit fing der Trommler wieder an aus Leibeskräften zu trommeln, die Polen hielten ihre Gewehre an die Backen, der Förster commandirte

ebenfalls: „Legt an!“ und beide Haufen blieben im Anſchlage vor einander ſtehen, jeder auf Augenblicke zurückgehalten durch die Scheu vor den furchtbaren Folgen, welche das erſte Commando haben würde. Da ſprang der Schloſſer mit ſeinen Begleitern vor, die Gewehre wurden blitzſchnell den Männern, welche darnach griffen, in die Hand gegeben, Linton und der tapfere Schloſſer ſprangen in die erſte Reihe der Bürgerſchützen. Ein blutiger Kampf auf dem Pflaſter ſchien unvermeidlich.

In dieſem Augenblick erſcholl aus dem Fenſter der Weinſtube die Stimme des Hauptmanns laut über den Marktplatz: „Mitbrüder, wir haben ſie. Hier iſt der Gefangene. Es iſt der Herr von Tarow ſelber!“ Alles ſetzte die Gewehre ab und hörte nach der Stimme. Der Hauptmann hielt den Kopf des Gefangenen zum Fenſter hinaus, der, in ſein Schickſal ergeben, keinen Verſuch machte, ſich aus der unbequemen Lage zu befreien. „Und jetzt hört auf meine Worte. Alle Fenſter dieſes Hauſes ſind beſetzt, alle Straßen ſind beſetzt, wie dort auf dieſer Seite zu ſehen; ſobald ich einen Finger hebe, werdet Ihr Leute alle in Grund und Boden geſchoſſen.“

„Hurrah, Hauptmann,“ rief eine Stimme grade gegenüber von den mittlern Häuſern des Marktes, und der Kaufmann, welcher dort wohnte, ſteckte ſeine Entenflinte zum Fenſter des erſten Stocks hinaus, neben ihm der Apotheker und der Poſtmeiſter, die Pächter der ſtädtiſchen Jagd.

„Guten Morgen, meine Herren,“ rief der Fleiſcher erfreut hinüber, denn eine kühne Sicherheit war auf ihn gekommen. „Ihr ſeht, Leute,“ fuhr er fort, „daß jeder Wider-

ſtand nutzlos iſt, werft Eure Senſen weg, oder Ihr ſeid ſämmtlich Kinder des Todes.“ Eine Anzahl Senſen klirrte auf das Pflaſter.

„Und Ihr, Ihr Herren Jäger,“ fuhr der Hauptmann fort, „Ihr ſollt freien Abzug haben, wenn Ihr Eure Gewehre abgebt, denn wenn nur Einer von Euch noch ein Geſicht ſchneidet, ſo ſoll dieſes Mannes Blut über Euer Haupt kommen.“ Dabei ergriff er den Kopf des Tarowski, hielt ihn wieder zum Fenſter hinaus und zog ein großes Schlachtmeſſer aus ſeiner Uniform. Er warf die Scheide auf die Straße und ſchwenkte das Meſſer ſo fürchterlich um das Haupt des Gefangenen, daß der brave Fleiſcher in dieſem Augenblicke wahrhaft gräßlich und wie ein Kannibale ausſah.

Da rief der Förſter begeiſtert: „Hurrah, wir haben ſie, vorwärts, marſch!“ Der Trommler fing an zu trommeln, und im Sturm drangen die Deutſchen vor. Auch die Schützen warfen ſich aus dem Hauſe hervor auf die Treppe und die Straße. Der Haufe der polniſchen Flintenträger gerieth in Unordnung, einige der Beherzten ſchoſſen ihre Gewehre ab, auch aus den Reihen der Angreifer fielen einzelne Schüſſe. Die übrigen Senſen fielen zuſammen und die Senſenmänner zerſtreuten ſich zuerſt in wilder Flucht, gleich darauf flohen die mit den Gewehren. Die Deutſchen ſtürmten ihnen nach, noch einige Schüſſe wurden abgefeuert, die Flüchtigen wurden rund um den Markt gejagt, Einzelne verſteckten ſich in den Häuſern, Andere liefen zum Stadtthor hinaus. Der Trommler ſchritt um den ganzen Marktplatz und ſchlug Alarm. Von allen Seiten kamen jetzt bewaffnete Bürger herzugerannt,

auch die säumigen Schützen erschienen einer nach dem andern. Der Hauptmann übergab seinen Gefangenen einigen handfesten Leuten und rief, die Glückwünsche seiner Freunde mit der Hand abwehrend: „Der Dienst vor Allem, meine Herren! Das Nöthigste ist, daß wir die Thore schließen und besetzen. Wo ist der Capitän unserer Bundesgenossen?"

Anton trat herzu. „Herr Kamerad," sagte der wackere Fleischer salutirend, „ich denke, wir sammeln unsere Leute, wir halten eine Musterung und theilen die Wachen ein."

Die einzelnen Corps stellten sich auf dem Markte auf, zuerst die Schützen, daneben unter Anführung des Försters die Landleute, auf der andern Seite eine Schaar Freiwilliger, die sich fortwährend vergrößerte. Es war eine lange Reihe, und mit Stolz sahen die von Rosmin, wie stark sie waren. Der Hauptmann ließ schwenken und in Zügen vorbeimarschiren. Darauf wurde der Wachtdienst eingetheilt, die Thore besetzt und Ehrenwachen vor die Aemter gestellt, halb Bürger, halb Landleute. Die heruntergerissenen Wappen wurden gesäubert, einige Frauenhände trugen aus den Gärten der Stadt die ersten Blumen zusammen und schmückten die Wappenbilder mit Kränzen und Gewinden. In feierlichem Zuge wurden sie an das Steueramt und die Post getragen, die ganze Mannschaft marschirte auf, präsentirte das Gewehr, und der Hauptmann brachte eine Anzahl patriotischer Hochs aus, welche von vielen hundert Kehlen nachgerufen wurden. Anton stand zur Seite, und als er die Frühlingsblumen auf dem Wappen sah, fiel ihm auf's Herz, wie er heut morgen gezweifelt hatte, ob er in diesem Jahre welche erblicken werde.

Jetzt glänzten ihre Farben so lustig auf dem Schildzeichen seines Vaterlandes. Aber was hatte er seit dem Morgen erlebt?

Aus seinem Sinnen wurde er durch den Hauptmann geweckt, der ihn auf das Rathhaus in den Ausschuß einlud, welcher sich für die Sicherheit der Stadt gebildet hatte. So sah er sich auf einmal in der Rathhausstube vor dem grünen Tisch mitten unter fremden Männern, als einer der Ihrigen. Bald hatte er eine Feder in der Hand und schrieb einen Bericht über die Ereignisse des Tages an die Behörde. Der Ausschuß entwickelte große Thätigkeit, Boten wurden an das nächste Militärcommando abgesandt, die Häuser Verdächtiger wurden nach Flüchtlingen durchsucht, für die Landleute, welche sich bereit erklärt hatten, bis zum Abend in der Stadt zu bleiben, wurde durch freiwillige Beiträge der Bürger Speise und Trank besorgt, Patrouillen wurden nach allen Richtungen ausgeschickt, einzelne Gefangene verhört, und die Nachrichten, welche jetzt aus der Nachbarschaft einliefen, gesammelt. Von allen Seiten kamen Meldungen. Aus mehreren Dörfern waren polnische Banden auf dem Wege zur Stadt, in dem Nachbarkreise war in ähnlicher Weise ein Aufstand versucht worden, und dort war er geglückt, die Stadt war in den Händen der polnischen Jugend, die Flüchtlinge erzählten von Plünderung, von Fanalen, welche durch das ganze Land brannten, von einem allgemeinen Aufstande der Polen und von dem Gemetzel, das sie unter den Deutschen anfangen wollten. Die Gesichter der von Rosmin wurden länger, die Siegesfreude, welche durch einige Stunden in dem Rathhaussaal geherrscht hatte, wich der Sorge um eine

gefahrvolle Zukunft. Einige sprachen davon, daß die Stadt sich mit dem gefangenen Herrn von Tarow verständigen müsse, weil man der Bürger selbst nicht sicher sei, viele polnisch Gesinnte säßen innerhalb der Mauern, auch feindliche Gewehre wären noch versteckt. Doch wurden die Furchtsamen durch den kriegerischen Muth der Majorität überstimmt. Es ward beschlossen, die Nacht über in Waffen zu bleiben und die Stadt gegen fremde Banden zu halten, bis Militär hereinkomme.

So kam der Abend heran. Da verließ Anton, beunruhigt durch die zahlreichen Gerüchte von Plünderungen auf dem offenen Lande, den Sitzungssaal des Rathhauses und schickte den Schulz aus, um die Deutschen aus ihrer Gegend zum gemeinschaftlichen Abmarsch zu sammeln. Zwischen dem Schützenhauptmann und dem Schlosser schritt er unter dem Gerassel der Trommel und einem dreimaligen Hoch der Bürgerschützen mit seinen Leuten durch das Thor bis zu den letzten Häusern der Vorstadt. Dort an der hölzernen Brücke, welche über den Bach führt, nahmen die Städter und die vom Lande brüderlich Abschied.

„Ihr Wagen ist der letzte, der heute hinüber soll," sagte der Schlosser; „wir brechen hinter Ihnen die Bohlen von der Brücke und stellen einen Posten daneben." Und der Hauptmann zog seinen Hut und sagte: „Im Namen der Stadt und einer löblichen Bürgerschützencompagnie bedanke ich mich für die freundliche Hülfe bei Euch Allen. Wenn eine schwere Zeit kommt, wie wir Alle fürchten, so wollen wir Deutsche immer zusammenhalten."

„Das Wort soll gelten," rief der Schulz, und die Landleute riefen es nach.

So zogen die Landleute hinaus auf die dunkle Ebene. Anton ließ seinen Wagen langsam nachfahren und ging mit dem Haufen zu Fuß. Der Förster zog einige junge Burschen, welche die erbeuteten Gewehre trugen, aus dem Trupp und formirte sie zu einer Avantgarde. Der Schmidt von Kunau, der jeden Mann aus dem Kreise kannte, stellte das vor, was der Förster die Spitze nannte. Alle Gebüsche und unsichere Stellen wurden sorgsam abgesucht, einzelne Leute, die ihnen aufstießen, wurden angehalten und ausgefragt. Sie hörten vieles Gefährliche, fanden aber ihren Weg durch keinen Haufen verlegt. So schritten die Männer im ernsten Gespräch vorwärts. Alle fühlten sich gehoben durch ihr Thun an diesem Tage, aber Keiner verbarg sich, daß dies erst der Anfang sei, und daß noch Schweres nachfolgen werde. „Wie sollen wir vom Lande die Zeit ertragen?" sagte der Schulz; „die in der Stadt haben ihre Mauern und wohnen dicht an einander, wir aber sind der Rachgier jedes Bösewichts ausgesetzt, und wenn ein halbes Dutzend Landstreicher mit Flinten in das Dorf kommt, so sind wir geliefert."

„Es ist wahr," sagte Anton, „vor den großen Schaaren können wir uns nicht hüten, und der Einzelne muß in solcher Zeit ertragen, was der Krieg ihm auferlegt, aber die großen Haufen, welche unter dem Commando von festen Befehlshabern stehen, sind für uns auch nicht das Schlimmste. Das Aergste sind die Banden von schlechtem Gesindel, die sich zusammenrotten, die Brandstifter und Plünderer, und gegen solche müssen wir uns von heute ab zu vertheidigen suchen. Haltet Euch morgen zu Hause, Ihr von Neudorf und

Kunau, und beſchickt mit Euren Boten die andern Deutſchen in der Nähe, welche zu uns halten. Morgen bei guter Zeit komme ich zu Euch hinüber, dort laßt uns berathen, ob wir etwas thun können für unſere Sicherheit.“

So kamen die Männer an den Kreuzweg, wo der Weg nach dem Schloſſe abgeht durch den herrſchaftlichen Wald. Anton ſtand mit dem Schulzen und dem Schmidt noch eine Weile in Berathung zuſammen, dann grüßten ſich die Drei wie alte Freunde, und jeder Hauſe eilte nach ſeinem Dorfe.

Anton beſtieg ſeinen Wagen und nahm den Förſter mit ſich, damit dieſer zur Nacht das Schloß bewachen helfe. Mitten im Walde wurden ſie durch ein lautes „Halt! werda!“ angerufen.

„Karl!“ rief Anton erfreut. „Hurrah, hurrah, er lebt!“ rief Karl außer ſich vor Freude und ſprengte an den Wagen. „Sind Sie auch unverwundet?“

„Ich bin es,“ erwiederte Anton, „wie ſteht's auf dem Schloſſe?“

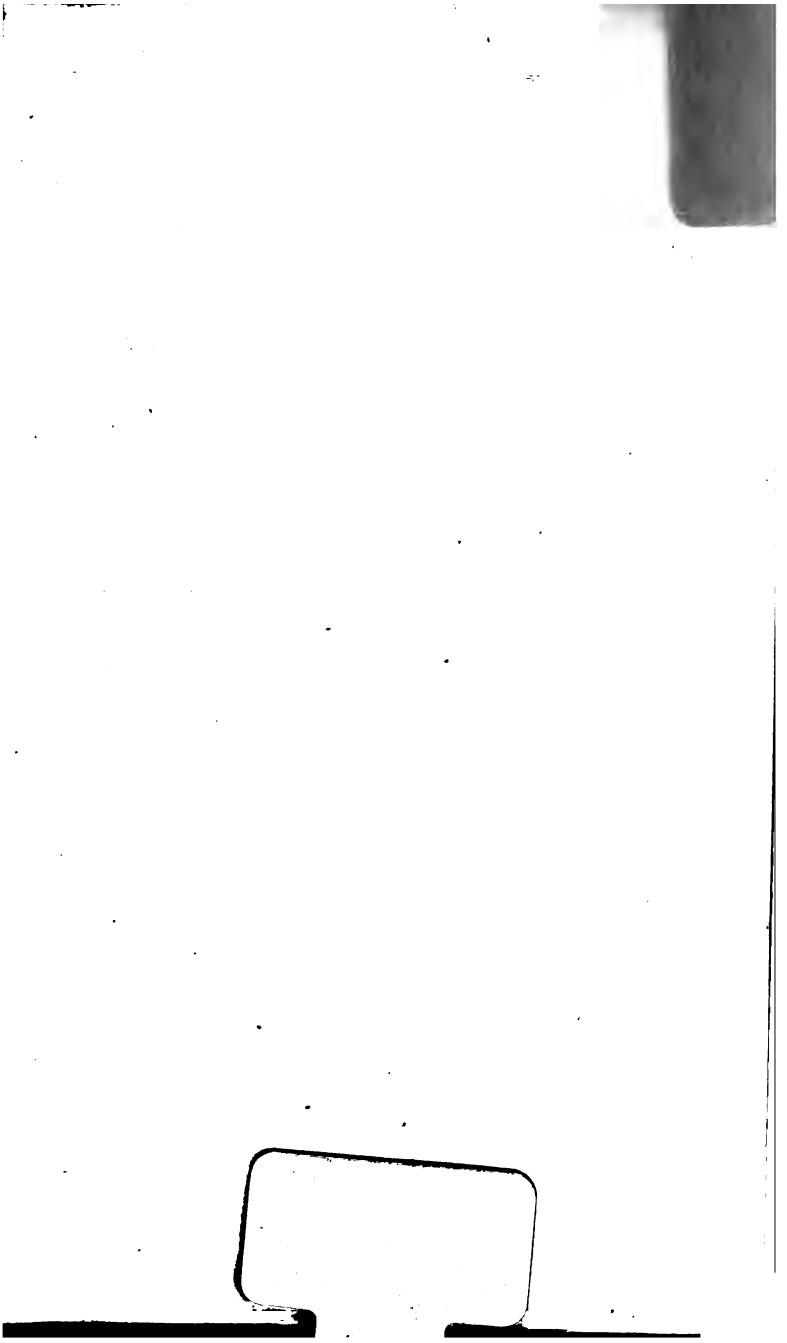
Jetzt begann ein ſchnelles Erzählen. „Daß ich nicht dabei war!“ rief Karl einmal über das andere.

Als ſie beim Schloß vorfuhren, flog eine helle Geſtalt auf den Wagen zu. „Fräulein Lenore!“ rief Anton herunterſpringend.

„Lieber Wohlfart!“ rief Lenore und faßte ſeine beiden Hände. Sie legte ſich einen Augenblick auf ſeine Schulter, und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Anton hielt ihre Hand feſt und ſagte, indem er ihr mit zärtlicher Theilnahme in die Augen ſah: „Es kommt eine ſchreckliche Zeit, ich habe den ganzen Tag an Sie gedacht.“

„Da wir Sie wieder haben," rief Lenore, „will ich Alles ruhig anhören, kommen Sie ſchnell zum Vater, er vergeht vor Ungeduld." Sie zog ihn die Treppe hinauf.

Der Freiherr öffnete die Thür und rief Anton auf den Gang entgegen: „Was bringen Sie?"

„Krieg, Herr Freiherr," erwiederte Anton ernſt; „den häßlichſten aller Kämpfe habe ich geſehen, blutigen Krieg zwiſchen Nachbar und Nachbar. Das Land iſt im Aufſtand."

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.